DD/85/N54/1832/v.1-2

Deutscher Plutarch

enthaltend

die Geschichten merkwürdiger Deutschen.

Erste Abtheilung.

Aelteste Zeit.

Bellowes bis Armin.

Zweite, nach einem neuen Plan durchaus umgearbeitete, vermehrte und berichtigte Ausgabe

von

Christian Niemeyer,

Prediger zu Dedeleben,

Verfasser des Heldenbuchs

u. a. m.

Halle,

in der Buchhandlung des Waisenhauses.

1822.

DD
35
154
882
1+2

Sr. Hochwürden,

dem

Herrn Canzler und Ritter,

D. A. H. Niemeyer,

aus innigster Dankbarkeit

ehrerbietigst gewidmet

von

dem Verfasser.

D
5
54
22
1+2

Vorwort

zur zweiten Ausgabe.

Bei der ersten Abfassung des deutschen Plutarchs vor dem Jahre 1812, wozu damals Herr Canzler Dr. Niemeyer anregte und die Idee gab, war Hauptzweck, in jener Zeit der Noth auch durch dieses Buch zur Erweckung und Erhaltung freudigen Muthes in deutschen Herzen beizutragen.

Bei dieser zweiten Ausgabe ist dessen — Gott sey Dank — nicht mehr vonnöthen.

Darum leitet jetzo hauptsächlich eine neuhinzukommende Idee (auch nach dem Wunsch eines verehrten Recensenten in der

Hall. Lit. Zeitung), nämlich die, mit der Geschichte der hervorragenden Zierden Germaniens auch die Geschichte des Volkes selbst einigermaßen zu verbinden, und so das Besondere durch das Allgemeine und das Allgemeine durch das Besondere gegenseitig heller zu beleuchten, doch so, daß vornehmlich in der Geschichte einzelner, für ihre Zeit ausgezeichneter, merkwürdiger Menschen das Bild der Volksgeschichte im Kleinen gegeben wird.

Am 1. Februar 1822.

Chr. Niemeyer.

Unserer

Halle,
gedruckt in der Buchdruckerey des Waisenhauses.

Unserer Vorfahren älteste Abkunft, Wohnung, geistiges und körperliches Walten, Schicksale, Züge, und besonders die Namen und Thaten ihrer Helden und Weisen hüllt die Ferne der Zeiten und Lande in Dunkel. — Jedoch, wie aufleuchtende Blitze düsteres Gewölk zertheilen, und dort und da ein Stück der Landschaft aufhellen, so wird auch jenes Dunkel der alten Welt durch manchen aufleuchtenden Glanz großer Gedanken und Thaten unterweilen aufgehellt, und wir nehmen dann den Ort wahr, wo die Vorfahren walten, und erblicken die hohen Gestalten oder Bünde, welche durch Weisheit oder Heldenmuth hervorragen. Wir behalten die Gegend, wo sie lagern, oder die Straße, auf welcher sie ziehen, und das Große, welches durch Geist oder Arm sie schaffen, eine Zeitlang im Auge. Dann bricht die alte Finsterniß wieder herein, und die große Erscheinung verschwindet, bis, nach längerer oder kürzerer Zeit, dieselbe sich von neuem hervorthut.

So erblickt man in jener Dämmerung und Ferne, wo nach Jahrtausenden und Jahrhunderten vor Christo gezählt wird, jenseit des kaspischen Meeres: Germanen, Saßen, Trerer, Alanen, Sueben, Joten, Asen. — Darnach kommen sie uns allmä-

lig näher. Man nimmt nun diſſeit des kaspiſchen Meeres, außer ihnen, auch noch andere Altvordere wahr: Kimmern, Chauken, Teutonen (Titanen), Salier u. ſ. w. — Zuletzt treten ſie ganz in unſerer Nähe und auf unſerem heimiſchen Boden auf. Und dieſer, zu Ackerbau, Viehzucht, Kunſt, Gewerk und Handel mannigfach ausgeſtattet, darneben von reiner, kräftiger Luft überweht, taugte vollkommen dazu, daß ein wohlgethanes Volk ſich hier leiblich und geiſtig empor bilden konnte.

Die alten Benennungen und Feiern des Göttlichen, welche ſpäterhin im germaniſchen Nord- und Abendlande heilig gehalten worden, trifft man früher im aſiatiſchen und dann im europäiſchen Morgenlande an. Bel; Buddha (Wodan. Odin. Gott); Thor (Tharan. Tyr); Yr (Erde, Hertha); Zeus (Deus. Dheot. Θεος. Theut) u. a. m. — Dazu kommt die Aehnlichkeit der alten und der neuen, der vorher im Morgenlande, nachmals im Abendlande an den Unſrigen wahrgenommenen Körper, Sprachen, Geſinnungen und Sitten, wodurch die Germanen ſich als ein ungemiſcht fortbeſtandenes Urvolk darthun.

Mit einem Vor- und einem Nachtrab ſind, wie es wahrſcheinlich iſt, unſere Vorfahren, nachdem ſie in früheſter Zeit an den Ufern des Oxus gelagert, in dieſe Abendländer hinabgezogen.

Der Vortrab iſt durch den Namen Kälten (Kaldon. Galli. Celten), der Nachtrab durch den

Namen Germanen oder Teutonen bezeichnet worden. Kälte und German deutet dasselbe an. Wenn man erwägt, daß G. Ch. K. H. oft in einander schmelzen, oft auch hinweggelassen werden, so wird man es eben nicht unwahrscheinlich finden, daß „German“ und „Kelth“ Helden und Wehrhafte bedeuten. In Teuton liegt aber noch ein höherer Begriff, nämlich der des Göttlichen: denn Teutonen (Tuiskonen, Titanen) sind vom Teut oder Dheot (Deus. Gott) Entsprossene, also: Söhne Gottes; Volk Gottes. — Das ist ein hoher Name! — Aber er steht auf gutem Grunde: denn von jeher hat man bei dem Volksstamme, zu welchem wir gehören, wahrgenommen Ehrfurcht gegen die Gottheit, Glauben an Unsterblichkeit der Seelen, und hiedurch und durch das hinzukommende Vertrauen auf die eigene Kraft gestählt, Muth und Lust und Tüchtigkeit zu großen Unternehmungen, Zucht und Ordnung im häuslichen und öffentlichen Leben, Achtung und Liebe gegen Frau und Kinder, Schätzung und Vertheidigung einer ehrlichen, freien Selbstständigkeit bis zum letzten Blutstropfen, rastloses Streben nach Vollkommenheit in allen Dingen. Und welch ein Feld ist durchschnitten von Brenn und Arioviſt bis zum zweiten Friedrich und Joseph; von Armin auf Winnfeld bis Blücher auf Schönbund; von den Gesängen der Druiden, Barden und Skalden bis Klopstock, Schiller und

Göthe! — Das sind Beweise für die Tüchtigkeit unsers Stammes zu allem Großen durch Geist und Arm. Dadurch sind wir in Ehren bestanden bis auf den heutigen Tag: denn nur diejenigen bestehen, welche dessen würdig sind.

Der Vortrab, die Kälten (Celten), war bis Portugal, Spanien, Frankreich (nach den Kälten oder Kalden ehedem „Gallia oder Kältia" genannt) vorgedrungen; manche derselben mochten auch mittagwärts nach Oberitalien oder nördlich nach Britannien abgebeugt seyn. Der Nachtrab, die Germanen oder Teutonen (Deutsche), war in den Landen ostwärts Schelde, Maaß und Rhein zurückgeblieben und seßhaft geworden. Unter denen jenseit des Rheins, den Kälten und Germanen, hat sich am frühesten, so viel wir wissen, hervorgethan

Bellowes (lat. Bellowesus.)

Bel bezeichnet von Alters her das Große und Göttliche. Es klingt noch heutzutage im französischen bel und belle, im englischen well und im deutschen wol nach.

Bellowes, der Held des 6ten Jahrhunderts vor Christo, war ein Neffe Ambigats (oder Amb-Gasts d. h. Weitum-Herrscher), eines Häuptlings. Als diesem schwer wurde, Unterhalt und Ordnung bei steigender Volksmenge zu schaffen, forderte er

Bellowes und Sigowes, seine kühnen Neffen, auf, mit so Vielen des Volks, als sie nur immer aufzuregen vermchöten, nach alter Sitte auf Ebentheuer auszuziehen und sich andere Wohnsitze da aufzusuchen, wohin göttlicher Wink durch Vogelflug sie weisen würde. Da wurde durch die Druiden, deren geheimer Orden Priesterthum und Lehramt verwaltete, Sigoves nach Osten (Deutschland), Bellowes aber nach Süden (Italien) gewiesen.

Es sammelte darauf Bellowes unter den Raschen und Muthvollen seiner Stammesgenossen, wozu auch die Semnonen und Karnuten (Kärntner), deren aber viele, als Glieder des nachmaligen Suevenbundes, im eigentlichen Deutschland zurückgeblieben waren, gehört haben, nach alter Sitte sein freiwilliges Heer und zog damit die Rhone (d. h. Rinne) hinab. Aber bald starren ihm die schneebedeckten Alpen entgegen und ummauern ihn dergestalt, daß er vergebens nach allen Seiten ausschaut und nicht weiß, wie er über diesen furchtbaren Wall hinwegkommen soll. Während er steht und nachsinnt, kommt ein Gerücht zu ihm, daß noch andere Wallfahrer am Ausfluß der Rhone mit Schiffen gelandet seyn, um sich daselbst anzusiedeln, aber von den Saliern (Salubriern, d. h. Saal-Uferern) daran gehindert würden. Diese Wallfahrer sind aber die aus Griechenland entflohenen Massilier, nachmals „Marseiller“ genannt. Bellowes hält, nach Ausspruch der

Druiden, die glückliche Ankunft dieser Schicksalsgenossen an ihrem Ziel für ein auch ihm selbst günstiges Zeichen, erfüllt desto freudiger die Pflicht, den Hülfsbedürftigen beizuspringen und erkämpft ihnen einen Platz, wo sie landen und den neuen Wohnplatz befestigen können. Dann geht er wohlgemuth wieder an sein eigenes Werk. Nun können weder die wilden Tauriner (d. h. Bergbewohner; von Taur, Thurm), noch die wegelosen Alpen ihn aufhalten. Er dringt hindurch und steigt in das schöne Italien hinab. Ein harter Kampf mit den Etruskern (ehedem auch Anwohnern des Schwarzmeers) wird siegreich bestanden. Bellowes behauptet das Feld. Und hier glänzt sogleich ein neues Zeichen glücklicher Vorbedeutung entgegen. Die anmuthige Landschaft zwischen dem Po und den Alpen heißt: Insubrien (d. h. „Inn-Uferland"). Denselben Namen aber führt auch ein Gau im Kältenlande. Was ist klarer, als daß die eroberte Gegend durch göttliche Bestimmung zum neuen Vaterlande angewiesen sey! — Auch legt Bellowes sogleich in der Mitte des Landes den Grund zu einer Stadt, welche deßhalb Medland (Mediolanum) genannt wird. So erblüht ein neues, kältisch-germanisches Reich jenseit der Alpen.

Die Bahn ist gebrochen. Immer neue Züge rücken nach, um die schöne Eroberung zu behaupten und zu erweitern.

Unter Ludwig (Luitwig. Elitovius. d. h. Held oder Fürst der Leute) kommen die Kenomanen über das Gebirg, und lassen sich, wo jetzt Brescia und Verona blühen, nieder. Auch die Salier (Salubrier) machen sich auf und breiten sich vom Tessino bis über das Apenninische Gebirg hinweg aus. Dann folgen die Bojer (Ahnherrn der Baiern) und Lingon, übersteigen den Simplon, setzen auf Flößen über den Po, treiben Etrusker und Umbern aus alten Sitzen, breiten sich östlich bis zum adriatischen Meere hin, und dringen mit dem Vortrab bis in die Nähe von Rom selbst.

Auf diese Weise ist es geschehen, daß unsre Vorfahren sich in frühen Jahrhunderten des oberen Italiens bemächtigt, sich daselbst angesiedelt und früher, als die Römer, ein Reich geschaffen haben.

Die glücklichen, ruhmreichen Züge der Vorfahren haben dann immer die rüstigen Nachkommen zu ähnlichen, neuen Unternehmungen gereitzt. Und hier überglänzt alle früheren Helden der Fürst der Semnonen

Brenn (lat. Brennus.)

Brenn bezeichnet das Glänzende und Hohe; Harnisch, Helm, Gebirg, Fürst. Semnonen oder Sennonen kann man von σεμνος „ansehnlich und trefflich“ oder von Senne „Hirt“ ableiten! — Die deutsche Sprache enthält eine Menge griechischer

und lateinischer Wörter; auch viele persische und andere morgenländische: denn in den Bächen blinken die Tropfen der Quelle. — Früher Lagerplatz der Semnonen war die Landschaft an der Oder, Havel, Spree und Elbe gewesen. Auch war daselbsten, als ein Theil des Volkes weiter gezogen, ein anderer Theil zurückgeblieben; nachmals Hauptglied des Suevenbundes. Brennibor (Brandenburg) erinnert an den alten Fürstentitel „Brenn oder Brennin“ (Durchlauchtig). Auch Braine oder Brennia auf dem Siegsfelde von Schönbund, und Sens und die Seine sind merkwürdige Nachhalle oder Denksteine des Semnonenzuges von Osten nach Westen.

Zweihundert Jahre waren nach dem Zuge des Helden Bellowes, dem schon damals ein Theil der überrheinischen Semnonen sich angeschlossen hatte, verflossen, da trat Brenn mit einem neuen Heer seine berühmte Fahrt an. Uebervölkerung an der Seine und Maaß, Lust zu kühnen Abentheuern und die Lockungen des schönen Italiens veranlaßten diesen zweiten Zug.

Eilike (Helico), ein Helvetier, war in Rom gewesen, kam über die Alpen zurück und gab den Semnonen Wein und Oel von den Ufern der Tiber zu kosten. Da ging der Zug desto rascher vorwärts. Die Alpen werden unverdrossen überstiegen, dann,

mit Hülfe der schon früher angesiedelten Brüder, die Etrusker, welche den Po-Uebergang verwehren wollen, zurückgeschlagen, und nun an der Küste des adriatischen Meeres zwischen dem heutigen Ravenna und Ancona Wohnsitze genommen. Hier langt eine neue Einladung an. Aruns aus Clusium (Chiusi in Toscana), will, einer erlittenen Beleidigung wegen, sich an seinen Mitbürgern rächen, schleicht heimlich durch den Apennin zu Brenn, schildert ihm die anmuthigen, zum Theil unbewohnten und unbenutzten Gefilde der Etrusker, bringt zur Probe Wein und süße Früchte, und bietet sich zum Wegweiser an. Brenn und sein Heer brechen auf. Aruns zeigt gute und heimliche Wege. Plötzlich sehn die erschreckten Clusier jene furchtbaren Fremdlinge, jene Herrn des oberen Italiens und der Westküste des mittleren, vor ihren Thoren. Boten eilen nach dem nahen Rom und flehn um schleunigste Hülfe. Die Römer, noch ungewiß, was sie in so bedenklichen Umständen thun sollen, senden vorläufig aus dem edlen Geschlecht der Fabier drei Jünglinge ab, die versuchen sollen, ob man nicht die Semnonen durch gütliche Vorstellungen zum Rückzug über den Apennin bewegen könne. „Die Römer" so sprechen die Gesandten zu Brenn und den Heerhäuptern „werden den Clusiern, wenn ihr fortfahrt, selbige zu bedrängen, mit Waffen beispringen müssen. Besser aber wär es doch, wenn der Krieg vermieden werden könnte,

und wir einander lieber durch gegenseitige Freundlichkeit, als durch blutigen Kampf kennen lernten."

Brenn antwortete anfangs mit Glimpf: „Obschon der Name der Römer mir neu ist, so halte ich doch dafür, daß ihr tapfere und redliche Männer seyd, weil diese Clusier sich in ihrer Noth eben an euch gewandt haben, und weil ihr denselben lieber durch eine Gesandtschaft, als stracks durch Gewalt habt helfen wollen. Auch wir weisen den Frieden, welchen ihr anbietet, nicht zurück, wofern die Clusier uns einen Theil ihrer überflüssigen Gefilde, welche sie nicht anbauen, an der Grenze einräumen, da wir Mangel daran leiden; aber nur unter dieser Bedingung können sie Frieden erlangen. Und die Antwort, ihr Römer, wollen wir in eurer Gegenwart empfangen, und, wenn uns das Land verweigert werden sollte, vor euren Augen ehrlich mit den Clusiern kämpfen, damit ihr daheim erzählen könnt, wie weit an Tapferkeit alle übrige Sterblichen von uns übertroffen werden." — Die Rede gefällt den stolzen Römern übel. Sie fragen höhnisch: „Was habt denn aber ihr Kälten hier im Etruskerlande zu schaffen?" — Drauf entgegnet mit flammendem Antlitz Brenn: „In unseren Waffen tragen wir unser Recht, und tapferen Männern gehört Alles!" — Und der Kampf bricht los. Auch die Römischen Gesandten, feurige Jünglinge, des Völkerrechts vergessend, schla-

gen drein. Einer derselben, Quintus Fabius, durchbohrt einen kältischen Hauptmann, der den übrigen vorangesprengt ist, mit dem Speer und trägt dessen Waffenschmuck als Siegszeichen davon. „Der Römische Gesandte!“ schallt es durchs kältische Heer. Brenn läßt stracks zum Abzug von Clusium blasen. Rom selbst soll für Clusium bezahlen. Zuvor wird, nach altheiligem Brauch, ein Kriegsrath gehalten. Die Jüngern fordern ungesäumten Angriff; aber die Aelteren, durch Weisheit die Oberhand behaltend, rathen, daß zuvor Gesandte nach Rom gehen, wegen des verletzten Völkerrechts Klage führen und Auslieferung der Verbrecher, die drei Fabier, fordern sollen. Es geschieht. Der Römische Senat zwar findet die Klage und die Forderung der Kälten wohlgegründet, will aber dennoch in einer Sache, welche so vornehme und siegreiche Jünglinge betrifft, nicht gern entscheiden und überläßt dem gesammten Volke den Ausspruch. Bei diesem aber ist von Bestrafung der Fabier so wenig die Rede, daß selbige vielmehr mit allen Stimmen zu Feldherrn mit consularischer Würde für das folgende Jahr ausgerufen werden. Den Kälten bietet man, als Genugthuung, ein Stück Geld an und giebt ihnen, als sie diesen schimpflichen Antrag mit Unwillen ausschlagen, spöttisch den Rath, daß sie bis aufs nächste Jahr sich besinnen und dann, wenn der Zorn sich unterdessen nicht gelegt haben sollte, wieder kommen mögen.

Während die Römer, durch jugendlichen Uebermuth der Fabier und Unbesonnenheit des großen Haufens verleitet, in ihrem Dünkel vergessen, außerordentliche Rüstungen gegen einen außerordentlichen und unerhörten Feind, der vom äußersten Ocean seine Waffen bis vor die Thore von Rom getragen hat, zu machen, ruft Brenn, um die ungeheure Beleidigung zu rächen, alle Stammgenossen, besonders alle Semnonen und Gaisaten, herbei, und tritt nun mit 70000 Kämpfern den Zug gegen Rom selbst an. Den Bewohnern der umliegenden Städte, welche bei Heranmäherung dieses furchtbaren Heeres zu den Waffen greifen, und den bestürzten Landleuten, welche in wilder Flucht den Thoren zurennen, ruft er zu: „Seyd ihr ohne Sorgen! Nicht gegen euch, gegen Rom allein ziehen wir! Mit den Römern allein führen wir Krieg. Alle andere Völker sind uns Freunde.“

Boten aus Clusium, Flüchtlinge aus der Umgegend weit und breit melden den Römern den raschen Heransturm. Nun endlich wird schnell ein Heer zusammengerafft. Es trifft (16. Jul. 367 vor Chr.) unweit der Allia (jetzo Correse im Kirchenstaat), wo sie aus den Crustuminischen Bergen (monte rotondo) hervor und der Tiber zuströmt, auf Brenns mit wilden Kriegsgesängen und furchtbarem Schlachtgeschrei und Hörnerschall daherbrausende Schaaren. Die Römer, in der Hast und im Schreck vergessend,

ihre Stellung gehörig auszuwählen und zu festigen, dehnen ihre beiden Flügel über Gebühr aus. Sie wollen hierdurch verhüten, daß die Menge der Gegner sie nicht auf den Seiten überreiche und umklammere; aber sie schwächen durch übermäßiges Ausdehnen und Ausrecken die Mitte ihres Heeres, und können dennoch dem überlegenen Feinde keine gleichbreite Stirn entgegenstellen. Eine große Hoffnung haben sie indeß auf einen Hügel, zur Rechten, gesetzt. Dort stehen ihre Hülfsvölker und sollen ihnen wenigstens diese Seite beschirmen. Aber gerade von dieser Seite, wo sie sich sicher dünken, kommt das Verderben. Denn als Brenn ein so geringes Heer im Felde, einen so starken Haufen aber auf dem Hügel darneben wahrnimmt, glaubt er, die Römer wollen ihn etwa durch eine Kriegslist locken, die schwachen Schaaren in der Ebene anzugreifen, damit dann unterdessen jener starke Haufe Gelegenheit finde, ihm in die Seite und den Rücken zu fallen. Deßhalb hält er für rathsam, zuerst die gefährlichen Taurer von der Höhe hinwegzuschlagen, wornach dann dem Häuflein in der Ebene leicht das Garaus würde gemacht werden können. — Gedacht, gethan! — Er stürmt mit starken und schnellen Schaaren plötzlich gegen den Hügel an; die bestürzten Hülfsvölker fliehen; das Heer in der Ebene, da es seine offne Seite dem Feinde Preis gegeben sieht, hält Flucht für die einzige Rettung; ein Theil des linken Flügels rennt dem nahen Veji, der an-

dere dem Ufer der Tiber zu; der Letzteren eine große Menge wird ereilt, niedergemetzelt, oder von den Wellen verschlungen. Nur dem rechten Flügel, von den Bergen geschützt, gelingt es, sich unterdessen nach Rom hineinzuretten: doch halten auch da diese Flüchtlinge sich nicht für sicher, sondern eilen, ohne einmal die Thore zu verschließen, nebst aller noch übrigen, waffenfähigen Mannschaft den Fels hinan in das Capitol. Aber die stolzen Alten, Senatoren, Consuln, vormals siegreiche Feldherrn, mögen nicht fliehen, noch sich verstecken, wollen auch denen im Capitol die Lebensmittel und der Vertheidigung Dauer nicht verkürzen, und bleiben in der offenen, Preis gegebenen Stadt drunten. Der übrige Haufe der Wehrlosen, Weiber, Kinder, gemeines Volk, verstreut sich in die Umgegend. Die Kälten aber, durch das Wunder eines so jähen Sieges wie versteinert, waren bewegunglos auf dem Schlachtfelde stehen geblieben. Sie wußten nicht, wie ihnen geschehen war. Endlich, als sie sich wieder besonnen, hielten sie den ganzen Vorgang für eine Kriegslist, um sie ins Verderben zu locken. Bald nachher aber gewinnen Ungeduld und Muth die Oberhand; sie setzen sich in Bewegung, sammeln die Siegsbeute, thürmen die eroberten Waffen zu Haufen, schreiten wohlgemuth vorwärts. So langen sie, am 3ten Tage nach der Schlacht, kurz vor Sonnenuntergang, vor Rom an. Der Reutervortrab findet die Thore offen, keine Wacht

ausgestellt, keinen Mann auf der öden Mauer. Neues Staunen, neue Bedenklichkeit. Sie trauen, in einer unbekannten Stadt, der Finsterniß nicht. Sie machen zwischen dem Anio und der Stadt abermals Halt. Nur Kundschafter schleichen voraus, um in der Nähe der Thore und der Mauern zu erforschen, was etwa die Römer im Schilde führen mögen. Todtenstille in der Stadt; alle Thore offen; kein lebendiges Wesen zu erblicken. Nun endlich, als der Tag anbricht, stößt Brenn ins Heerhorn und reitet in das Collinische Thor ein, ohne Zorn, ohne Hitze, da das Feld ohne Gegenwehr, und die Stadt ohne Angriff gewonnen worden. — Oede und leer alle Straßen, alle Plätze, alle Tempel. Nur droben auf der capitolinischen Burg scheint sich etwas Lebendiges, etwas Kriegerisches zu regen. Brenn, stets vorsichtig, ordnet deßhalb einen Rückhalt an, damit nicht etwa von der Burg herab ein plötzlicher Ausfall geschehe. Dann läßt er die Seinen, wie es jedem beliebt, die Stadt nach Beute durchstreichen. Die Meisten kamen indeß bald wieder nach dem Markt und den nächstgelegenen Plätzen zurück: denn es war ihnen in der öden Stadt unheimlich geworden, und von neuem die Besorgniß eines irgendwo lauernden Hinterhaltes entstanden. Aber alles ist und bleibt still. Sie wagen also einen neuen Gang und treten in die offenen Vorhöfe der Häuser, welche ihnen die vornehmsten scheinen. Welch ein Anblick! Hier sitzen

auf elfenbeinernen Stühlen, im amtlichen Schmuck, ernst und hehr, gleich Götterbildern, die greisen Häupter der Stadt; auch halten die Kälten anfangs dieselben für Götterbilder. Leider soll die fromme Täuschung nicht lange dauern. Es streichelt nämlich ein Krieger dem alten Papirius den langherabwallenden, silberweißen Bart, erhält aber stracks einen so derben Schlag auf's Haupt, daß ihm fast Hören und Sehen vergeht, und geräth darob in so heftigen Zorn, daß er den Alten vom Stuhl schlägt. Das ist das Zeichen zur Metzelei. Ein gräßlich Blutbad beginnet. Die Alten werden überall von den Sitzen gestürzt und erschlagen. Und da man der Höchsten nicht verschont hat, so wird, was noch von geringerem Volke da ist, alles erwürgt, die Stadt ausgeplündert und der Feuerbrand in manches Haus geworfen. Aber der Stadt gänzlichen Untergang will Brenn nicht, sondern nur Befürchtung desselben derer im Schloß droben erwecken, damit sie desto schneller um Uebergabe unterhandeln sollen. So geht der Tag und die Nacht hin, und der folgende Morgen dämmert durch den Qualm der immer weiter und wilder flammenden Brunst, bis Alles in Asche liegt.

Rom war hinweg. Nur die unerschütterlichen Burgmannen waren noch da. Auch dieser hofft Brenn durch einen geschwinden und gewaltigen Sturm sich zu entledigen. Er faßt die Seinen auf dem Markt zusammen, läßt sie mit den Schildern

sich

sich bedecken, und nun bergan. Aber die Römer, überall auf der Hut, versetzen dem Sturmhaufen so harte Stöße, daß derselbe übel zugerichtet den Hügel hinabstürzt und Brenn den Gang nicht zum zweiten Mal wagen, sondern nun die Burg lieber durch Hunger gewinnen will.

Während von jetzt an ein Haufe das Capitol eingeschlossen hielt, zogen andere in die Umgegend aus, um Lebensmittel herbei zu schaffen. Eine dieser Streifschaaren kam bis Ardea, der Rutuler Stadt, wo damals Camillus, der Römer berühmtester, mit Undank abgelohnter Feldherr, in freiwilliger Verbannung lebte. Dem erwacht, als er das Vaterland von Feinden niedergetreten, ja! das ganze Italien von naher Gefahr schändlicher Knechtschaft bedräut sieht, die alte Liebe und der alte Stolz in edler Brust. Er vergißt die erlittne Unbill, fordert die Ardeaten auf, mit ihm der sorgenlosen, trunkenen, schnarchenden Kälten unbewachtes Lager vor Ardea in stiller Mitternacht zu überfallen, und richtet unter den Schläfern und Taumelnden ein entsetzlich Blutbad an. Der Ruf dieser That verbreitet sich überall, und erweckt den in der Umgegend verstreuten Römern neue Hoffnung, dafern Camillus nur an ihre Spitze treten wolle. Er soll ihr Feldherr seyn und sie flugs gegen Rom und den Feind führen. Aber Camillus will diese Würde nicht anders, als ordnungsmäßig, durch Uebertragung derselben vom

Senat, dessen Trümmer im Capitol eingeschlossen sind, übernehmen. So unterfängt sich's denn Pontius Cominius, ein kühner Jüngling, bei nächtlicher Weil über die Tiber zu schwimmen und den Fels zu erklimmen, und bringt das Ansuchen der zerstreuten Bürger vor den Senat. Der zögert keinen Augenblick. Nicht bloß zum Feldherrn, sondern zum Dictator mit ungemessener Macht wird Camillus ernannt.

Während dessen aber wurde das Capitol noch einmal von ungeheurer Gefahr bedroht. Auch Brenn hatte einen ersteigbaren Zugang erspäht, ließ in mondheller Nacht anfangs erst einen Unbewaffneten den Versuch machen, die Höhe zu erklimmen und, da es gelang, dann immer mehrere, die sich einander die Waffen zureichten und sich an den Armen hinaufzogen. So leise geschieht dieses Alles, daß nicht nur die römischen Wachen nichts merken, sondern selbst die Hunde droben nicht anschlagen. Nur der Juno heilige, damals aus Kornmangel schlecht gefütterte Gänse erheben, nach ihrer Gewohnheit, bei dem Geräusch draußen, einmüthiglich ein plötzliches Geschrei. Dadurch wird M. Manlius aufgeweckt, greift zur Wehr, durchbohrt den vordersten Kälten, der, an der Spitze der Uebrigen, oben schon Fuß gefaßt hat, schleudert ihn bergab und bringt dadurch auch die anderen Kletterer dahinter zum Fall. Während er auf die, welche noch hie und da sich an den Klippen halten wollen, wacker losschlägt, hat endlich die ganze Besatzung zu

den Waffen gegriffen, begrüßt die überraschten Stürmer mit Wurfspießen und Steinen, und treibt sie allzumal wieder in die Tiefe hinunter.

Dieser Feind ist abgewehrt; aber ein anderer, der Hunger, drängt täglich ungestümer und läßt sich durch keine Tapferkeit überwinden. Doch nicht die Römer allein befehdet er, sondern auch die Kälten: denn nun schon in den siebenten Monat hatte diese Belagerung gedauert. Auch Seuchen rissen ein, besonders unter den Kälten: denn wohl an Frost und Nässe, nicht aber an Hitze und Staub, durch die Asche der niedergebrannten Stadt unsäglich vermehrt, waren sie gewöhnt. Die Menge der Leichen wurde bald so groß, daß sie zu ganzen Haufen an einem Orte, der davon den Namen „busta gallica d. h. kältische Aschenhügel“ behalten hat, mußte verbrannt werden. Diese allgemeine Noth brachte zuerst einen Waffenstillstand, dann eine Unterhandlung zuwege.

Es war unterdessen Camillus, der Dictator, mit draußen gesammelten 20000 Römern und vielen Bundesgenossen näher und näher gekommen. Weil jedoch auf der Burg hievon nichts kund geworden und im vergeblichen Harren längstens alle Hoffnung und mit dem letzten Brodt auch die letzte Kraft zum Widerstand hingeschwunden war, so wurde zwischen P. Sulpitius, dem Befehlshaber im Capitol, und Brenn ein Vergleich abgeschlossen, nach welchem

letzterer, gegen den Empfang von 1000 Pfund Goldes, abziehen und das Gebiet der Römer gänzlich verlassen sollte. Brenn aber, als er sah, daß die Römer alle Gegenwehr aufgegeben hatten, glaubte, sie würden nun auch jede Erhöhung des Lösegeldes sich gefallen lassen müssen. Deßhalb warf er, als sie sich beklagten, die kältischen Gewichte seyen zu schwer, sein gewaltiges Schlachtschwerdt auf die Wage und rief mit furchtbarer Stimme: „Wehe den Ueberwundenen!“ — Aber in demselben Augenblick dringt Camillus, der bei zu großer Sicherheit der Kälten unbemerkt herangeschlichen ist, mit dem Kern seines Heeres in die Thore und erscheint, wie ein Gott aus Wolken, plötzlich an der Wagschaale, befiehlt seinen Lictoren, das Gold sogleich an seinen Ort zurückzutragen, die leere Wage aber und die Gewichte den Kälten zu lassen. „Denn“ ruft er diesen zu „die Römer pflegen von alten Zeiten her ihr Vaterland durch Eisen, nicht durch Gold wieder zu gewinnen.“ — Brenns Vorwurf, daß Camillus einen bereits abgeschlossenen Vertrag widerrechtlich breche, beantwortet der Römer durch die Erklärung, daß jener Vertrag unrechtmäßig und ungültig sey, weil, seit er die Würde eines Dictators bekleide, nur ihm und keinem Andern es zustehe, Verträge abzuschließen. „Und nun,“ ruft er, „ihr Kälten! rüstet euch hurtig zur Schlacht, wofern ihr es nicht für gerathener haltet, um Verzeihung zu bitten und so der Strafe zu ent-

gehen, als dieselbe auf eure sündigen und halsstarrigen Häupter herabzuziehen.“

In welche Flammen auch Brenns Zorn auflodern mag, Camillus kümmert sich nicht darum. Er entflammt seine Römer zu heftiger Gluth: „Blickt hin auf die Tempel der Götter, auf Frauen und Kinder, auf den verwüsteten Boden des Vaterlandes! — Ein Gedanke nur erfülle euch, Wiederherstellung, Abwehr, Rache!“ — Er stellt sein Heer zwischen den Trümmern der verbrannten Stadt zur Schlacht, wirft den ungestüm anrennenden Feind zurück, treibt ihn (13. Febr. 366 vor Chr.) aus den Thoren und dann, nach einer zweiten, abermals siegreichen Schlacht auf dem alten Kampfplan an der Allia, gänzlich vom Römischen Gebiete hinweg.

So erzählen den Ausgang Livius, und Plutarch, dem Livius folgsam, zu Gunsten der Römer, aber — unwahr.

Justinus, der aus älteren Quellen schöpfte, sagt: „Nicht durch Waffen, sondern durch Gold hat man sich des Feindes entledigt.“

Polybius und Frontinus melden, es sey weder in Rom, noch an der Allia eine zweite Schlacht vorgefallen, am wenigsten aber zu Brenns Ungunsten. Vielmehr sey derselbe, dem abgeschlossenen Vertrage gemäß, mit den 1000 Pfunden Goldes und großer Beute unangefochten, und zwar auf römischen Schiffen, über die Tiber gesetzt und habe sich nach

den kältischen Sitzen in Oberitalien zurückbegeben. Und nicht etwa ein Angriff des Camillus habe ihn zum Abzug bewogen, sondern eine Botschaft, daß die Heneter (Veneti. Wenden), ein thrazisches Volk, welches aus Illyrien in Italien vorgedrungen war, damit umginge, einen Einbruch in das kältische Oberitalien zu machen. Mit diesen Henetern aber hatten sich schon viele der wilden Alpenvölker vereinigt, um den Kälten, auf welche sie neidisch waren, die reiche, römische Beute wieder abzunehmen. Das vereitelte ihnen aber Brenns schnelle Rückkunft; und so lange der Held lebte, blieb Ruhm und Siegeslohn in vollkommner Sicherheit. Erst 400 Jahre nach diesen Zeiten hat Tiberius, der nachmalige Kaiser, (wie Suetonius erzählt) aus der Provinz Gallien das Gold zurückgebracht, „was einst bei der Belagerung des Capitols den Sennonen gegeben, aber nicht, wie das Gerücht sagt, ihnen durch Camillus wieder abgedrängt worden ist.“

Wir werden also die Wahrheit treffen, wenn wir sagen: Brenn, so tapfer, als besonnen, wählte den rechten Zeitpunkt, um sein Heer in die Heimath zurückzuführen. Geschwächt durch Krankheiten und manchen Strauß, unlustig durch langweiliges und fruchtloses Belagern, bedroht in der Nähe durch Camillus und in der Ferne durch die Heneter und deren Anhang, wählte Brenn mit Umsicht, Besonnenheit, Geistesgegenwart das Beste: Er gab den

Besiegten Frieden, nahm für sich und sein Volk Ruhm, Gold und große Beute, und zog freudig heim.

Nicht an Kühnheit, aber an Rath, nicht an zahlreichen Heeren und Kriegsgeräth, aber an Einigkeit, Ausdauer und weiser Führung gebrach es, nach Brenns glorreicher Zeit, denen unsrer Vorfahren, welche in der obern Hälfte des schönen Italiens ihr anmuthiges Reich aufgebaut hatten. — Was aber ihnen fehlte, das wurde je länger, desto völliger bei den Römern angetroffen. Darum hören wir, seit Brenn zur Ruhe gegangen, zwar von manchem Zuge der Unsrigen gegen Rom; aber zugleich von beinah eben so vielen Niederlagen, als Schlachten, wo vaterländisch uns anklingende Fürstennamen: Britomar (glänzend; großmächtig), Ariovist (Ehrenvest; der frühere), Kongolitan (König der Leute) und andere mehr — jämmerlich untergehn. So ist es geschehen, daß, drittehalbhundert Jahr nach Roms Eroberung durch Brenn, die uneinigen, zuletzt auch verweichlichten Nachkommen getreulich zusammenhaltender, kräftiger, und deßhalb siegreicher Väter sind bis zum Po, und dann, bald nachher, bis zu den Alpen hinauf von den Römern unterjocht worden; und daß zuletzt über dasselbe Gebirg, durch welches ehedem Bellowes und Brenn nach Italien eingedrungen waren, nun die Römer in das Kältenland (Gallia) eingebrochen

sind, um es der Herrschaft der römischen Adler zu unterwerfen.

So wechseln Kronen und Ketten; aber die Menschen selbst sind gemeiniglich die Schmiede von beiden.

Aber nichts würden den Römern jene Siege geholfen haben, wenn der Kimbern und Teutonen gewaltige Heerfahrt gegen Italien, welche sie zu eben jener Zeit, wo die Römer, nach Ueberwindung der Kälten, in Gallien eingedrungen waren, angetreten hatten, gelungen wäre. Daß Rom nicht schon damals von demselben Umsturz übereilt worden ist, welchen es ein halb Jahrhundert zuvor der Königinn des Meeres, Karthago, zugefügt hatte, das war allein des großen Feldherrn Marius Verdienst. Denn dieser, wie bekannt ist, setzte dem wilden, blinden, rathlosen Ungestüm der Kimbrer und Teutonen und ihrer Bundesgenossen aus allen Gauen Germaniens und Kältiens, nachdem sie schon manches Römerheer erschlagen hatten, noch zu rechter Zeit Besonnenheit und klugen Rath entgegen. Und so legte er — im Anfang des letzten Jahrhunderts vor Christo — den Teutonenfürsten Teutobod (Gebieter der Teuten) bei Aix, im Westen Italiens, und den Bojorich sammt den Kimbern unweit Verona, im Osten Italiens zu Boden, und sparte des römischen Reiches Zertrümmerung den Germanen der späteren Jahrhunderte auf.

An Kühnheit, wenn auch nicht ganz an Glück und Ruhm, ist dem ersten Brenn nachgekommen:

Brenn der Zweite;

Ein Führer der Nachkommen jener Wallfahrer, welche einst unter Sigowes vom linken Rheinufer auf das rechte herübergekommen und weiter nach Morgen gezogen waren. Hundert Jahre nach dem ersten Brenn waren verflossen, als dieser zweite von der Donau, wo er lagerte, aufbrach, um sein Glück in Griechenland zu versuchen. Anderthalbhunderttausend zu Fuß und manches Tausend zu Roß folgten seinem Banner; darunter auch Kimbern, Teutobodiaker und Senonen. Ergrimmt, daß Belg (d. h. Kämpfer; davon: Balgen), der Führer eines anderen Heerhaufens, nachdem er bereits den Makedonischen König Ptolemäus besiegt hatte, dennoch von Sosthenes, dessen Nachfolger, sich hatte wieder zurücktreiben lassen, fährt nun Brenn selbst mit der Hauptmacht nach Makedonien hinein, zerschmettert Sosthenes und dessen Heer, jagt die Uebriggebliebenen in die Gebirge und Festen und schaltet nach Willkühr im preis gegebenen Lande. Aber ein glänzenderes Ziel lockt in der Nähe — der delphische Tempel und dessen Schätze. Zwar widerrathen einige Aengstliche unter den Führern das Wagstück, als gottlos und unheilbringend; aber Brenn, kein Verehrer der Griechengötter, antwortet lachend:

„So reiche Götter müssen den Menschen etwas mittheilen und zwar um so mehr, da sie selbst gar keiner Schätze bedürfen.“ — Darauf umgeht er schnell und klug die Schluchten von Thermopylä und erscheint, zum ungeheuren Schreck und Schauder aller Griechen, am Fuß des Parnassos. Doch schützt in den ersten Augenblicken der Gefahr die Gunst des Orts Delphi und den Tempel: denn zwei Stunden Weges mußt du bergan steigen, ehe du am Fuße der hohen Tempelstadt anlangst. Dann schwebt sie auf der schmalen Tenne einer vorspringenden, nach allen Seiten jäh abschüssigen Felsmauer über deinem Haupte, von den Steinmassen des Parnassos, wie von einem Gewölbe, rings umschlossen und überragt, weßhalb denn auch alles Geschrei, Sang und Trommetenschall droben, durch den Wiederhall der Klippen unendlich verstärkt, mit ungeheurer und wundersamer Kraft von jener Höhe in die Tiefe drunten herabschallt, und diejenigen, welche daran nicht gewöhnt sind, mit Staunen und Schrecken erfüllt.

Als Brenn in der Abenddämmerung vor dieser wunderbaren Felsen- und Tempel-Stadt anlangt, wird ihm doch fast unheimlich zu Muth. Er überlegt deßhalb mit den übrigen Führern, ob es besser sey, straks Sturm zu laufen, bevor die Besatzung zum Besinnen und zu Gegenanstalten Zeit gewinne, oder ob man dem ermüdeten Heer zuvor eine Nachtruhe gestatten solle? — Nun geben zwar der vor-

nehmsten Herzöge zwei, Mann und Thessalor (Tassilo) ihre Stimmen dahin ab, daß man sogleich stürmen müsse; aber der große Haufe, verschmachtet und abgemattet von schneller und über die Maßen beschwerlicher Fahrt, hat schon von freien Stücken über die reichen Vorräthe von Wein und Speisen, welche, auf Befehl des Delphischen Orakels, in der ganzen Umgegend den hungrigen und durstigen Schaaren überall sind in den Weg gelegt worden, sich hergeworfen und dergestalt gütlich gethan, daß mit diesen Ueberfüllten und Trunkenen kein Waffenwerk, am wenigsten ein so schweres, wie hier bevorsteht, kann gewagt werden. — So gewinnt, ehe Brenn die Seinigen wieder ermuntern und sammeln kann, die Tempelstadt Zeit, alle nächste Bundesgenossen herbeizurufen, die steilen Zugänge zu verlegen und zu verrammeln, Felsblöcke, Steine, Balken und Geschosse herbeizuschaffen, und alle zu einer verzweifelten Gegenwehr nöthige Anstalten vorzubereiten.

Der Morgen bricht an. Brenn sammelt sein verdroßnes, vom nächtlichen Schwelgen wüstes Heer am Fuß der Felsenmauer. Er zeigt ihnen das glänzende Ziel der Waffenfahrt, den herrlichen Lohn der letzten Mühe, den Tempel und die Stadt droben, mit unermeßlichen Schätzen erfüllt, und die goldenen Götter- und Heldenbilder, die von den Zinnen herabblitzen. Dann stößt er ins Horn, und die wüsten Krieger taumeln mehr als schreiten zum Sturm.

Aber die Delphier droben überschütten hoch von der sichern Höhe die mühsam Heranklimmenden mit Felsblöcken, Steinen, Balken, Geschossen; dann zur höchsten Begeisterung werden sie entflammt, als plötzlich die Thore des Apollotempels sich aufthun, und mit fliegendem Haar, im heiligen Schmuck, die ganze Schaar der Priester und Priesterinnen hervortritt und den Kämpfern zuruft: „Der Gott selbst ist gekommen! Wir haben den Jüngling in überirdischer Schöne durch die offene Kuppel des Tempels hernieder schweben, und aus den benachbarten Tempeln der Minerva und Diana beide jungfräuliche Göttinnen in glänzender Waffentracht, ihm entgegen eilen und ihn bewillkommnen sehen, und haben das Schwirren der Bogen und das Klirren ihrer Waffen ganz deutlich vernommen. Darum frisch auf! Werft die Feinde nieder und werdet Siegesgenossen der Götter!“

Entflammt durch diesen Zuruf stürzen alle mit verdoppelter Gluth in den Kampf, und siehe! in demselben Augenblick erbebt der Berg, ein ungeheures Felsstück reißt sich los, donnert auf die Stürmer drunten hernieder und zerschmettert und zerstäubt, was es trifft. Dazu macht ein grausenvolles Wetter sich auf und treibt den Feinden Hagel und Platzregen mit Sausen und Brausen dergestalt entgegen, daß sie nicht länger Stand halten können, sondern in unsäglicher Verwirrung und mit Wunden bedeckt die Flucht ergreifen müssen. Funfzehn Tausend haben

an diesem unglückseligen Tage ins Gras gebissen. Um das Unglück zu vollenden, hat Brenn selbst eine so schwere Wunde davon getragen, daß er den brennenden Schmerz und die Schmach nicht länger erdulden mag, das Gepäck vernichten läßt, einen Nachfolger im Oberbefehl, der das erleichterte Heer geschwind heimführen soll, bestimmt, und dann, um sich und den Andern nicht länger eine Last zu seyn, in sein Schwerdt fällt.

Aber — dieser Ausgang der Sache ist, wie man leicht hört, ein von Griechen ersonnenes, von Römern nachgesprochenes Mährchen. Andere, besonders der sorgfältig prüfende Strabo, erzählen, es habe Brenn allerdings Delphi erobert, nur aber nicht eben sonderliche Beute davon tragen können, weil ja kurz zuvor des Tempels eigene Nachbarn, die Phocier, den Tempel rein ausgeplündert hätten. Es mag die Niederlage des zweiten Brenns eben so von den Griechen, wie die Niederlage des ersten von den Römern ersonnen worden seyn, um die eigene Schmach abzuwälzen auf die Fremden, und insbesondere den früheren Tempel-Raub durch eine spätere, vorgebliche, Tempel-Vertheidigung zu überkleistern und in Vergessenheit zu bringen.

Daß der Schade, welchen Brenns Heer vor Delphi erlitten, nicht so gar groß gewesen seyn könne, erhellet auch schon daraus, daß kurz nachher ein starkes Heer der Seinen unter Lothar und anderen

Führern durch Thessalien und Thrakien drang, über den Hellespont setzte und in Vorderasien jenes berühmte Reich der Galater (Kaldon. Galen. Galli. Kälten) gründete, welches hier, mit germanischen Einrichtungen und Sitten, bis zu den Zeiten Jesu geblühet und dann erst, durch die weltstürmenden Römer, seine Endschaft erreicht hat.

Odin*).

Als um die Mitte des letzten Jahrhunderts vor Christo, Roms unruhige Nachbarn in Gallien und Germanien still geworden zu seyn schienen, stieg plötzlich im fernen Osten, an der asiatischen Küste des Schwarzmeeres, ein neues Wetter auf, welches schnell nach Europa hätte herüberziehen und auch Germanien und Gallien abermals wider Rom aufregen können: denn an Zündstoff zu starken Blitzen und Donnern fehlte es dorten nimmer.

Mithridates, ein kriegerischer, kühner, erfindungsreicher König in den östlichen Schwarzmeerlanden (Pontus), bedrängt von den Welt erobernden Römern, hatte zur Abwehr und, wenn es seyn könnte,

*) E. L. A. Gebhardi im 32. Theil der allg. Weltgeschichte. (Halle 1768). — Saxo Gram. Hist. Dan. Soroe. 1664. Fol.

zur Vernichtung derselben, einen ungeheuren Plan ersonnen. Alle Völker vom Don bis zur Donau und Weichsel, vom Kaukasus bis zu den östlichen Alpen, meistentheils Germanen vom hochberühmten Gothenstamme (mit den Kimbern, Kymry oder Kimmeriern, vor Zeiten am schwarzen oder kimmerischen Meer seßhaft, nahe verwandt) wollte der pontische Held zu einer Bundesgenossenschaft vereinigen, sein waffenkundiges Heer hinzugesellen, und dann mit diesem Völkersturm durch Thrakien, Makedonien und Illyrien in Italien einbrechen, und die Weltherrscherinn Roma vom Thron werfen und unter die Füße treten.

Der glänzende Plan scheiterte an den Waffen und der Klugheit der Römer, und an der Verrätherei eines nichtswürdigen Sohnes, und Mithridates, der lieber in Freiheit sterben, als in römischen Ketten leben wollte, gab sich selbst den Tod.

Deßgleichen wollten seine Nachbarn und Verbündeten, die Gothen, lieber die schönen Auen und Triften (im jetzigen Süd-Rußland) verlassen, als ihre Ehre und Unabhängigkeit dahingeben. Darum machte bald nach Mithridates Fall sich ein großer Theil derselben reisefertig und zog auf Wegen, von Alters her durch die wanderungslustigen Vorfahren bekannt, gen Nordwesten, nach Germanien, zu den übrigen, dort längstens angesiedelten Brüdern.

Diesen Zug aber leitete ein unter ihnen für göttlich geachtetes Geschlecht, die Asen, das heißt: Die Starken, Hohen, Göttlichen; kriegerische Priestergötter, die bisher hauptsächlich in As-Gard (Azow oder As-Au) ihren irdischen Götterstz gehabt hatten.

Daß „Menschen" sich als „Götter" darstellen, mag folgende Veranlassung gehabt haben: Man betrachtete anfangs die sich in der Natur offenbarenden Kräfte der Gottheit, besonders durch die schöpferische Sonne und die fruchtbringende Erde, als Theile der Gottheit, oder auch als besondere Neben- oder Untergottheiten. In der Folge wurden für solche besondere Gottheiten besondere Priester angeordnet. Als nachmals, besonders auf der Samothrakischen Insel und zu Eleusis, jene Priester selbst, angethan mit göttlichem Schmuck und Titel (z. B. „Theondes" — der königliche Oberpriester), sich als sichtbare Bilder der Gottheiten darzustellen angefangen hatten, so geschah es dann auch bald, daß sie selbst, diese Priester, nun von der gedankenlosen, leichtgetäuschten, leichtgläubigen Menge als wirkliche Götter betrachtet und verehrt wurden. Indessen erkannten sie selbst doch über sich erhaben noch den höchsten, überweltlichen Gott („Allvater" oder „Odin," aber nicht den Jüngern, den Priester-Gott, sondern den Aeltesten, den Uranfänglichen, bei den Nordgermanen) an, als den Anfang und das

Höchste

Höchste in der von Ihm ab und zu Ihm aufsteigenden Reihe göttlicher Wesen und Kräfte*).

Diese Genossenschaft göttlich verehrter Priester hat bei den Germanen und den ihnen verwandten Etruskern geheißen: Aesar**) oder Asen (Mächtige; Hohe; Göttliche), ein Wort, welches im Isländischen und Schwedischen (As d. h. Höhe. Spitze. Giebel) noch fortlebt, auch in manchen deutschen Worten nachklingt. Entsprossen ist es aus der hebräischen Wurzel As oder Os: die Kraft, und bildet auch die Grundsylbe des ägyptischen Götternamens Osiris (Schöpferkraft). — Aber bei den Griechen, Hebräern, Persern, Hindu war dagegen für die Genossenschaft entweder höherer, oder wohl gar mit übernatürlichen Kräften begabter Wesen im Gebrauch der Name „Kabiren.“ Und aus dem Wort καβαιρος, welches in κοβαρος und κοβαλος umgewandelt ist, mögen die noch jetzo hie und da gängen Kobolde, wozu die göttlichen Kabiren hinabgesunken sind, entstanden seyn. Erinnert wird man hiebei auch an die ähnlichen Genossenschaften der Druiden unter kältisch-germa-

*) S. „Ueber die Gottheiten von Samothrace, von F. W. J. Schelling. Stuttgard 1815. 8.

**) Davon der alte Gottesname „Hesus,“ und davon Heserwald in Westphalen und Heseberg im Braunschweigschen.

nischen Völkern; der Schamanen unter Baktriern; der Magier unter Medern und Persern; der Lama in Tibet; der Braminen und Kavi unter Hindu's; der Sanhedristen oder Kabiren unter den Israeliten; der Priester unter den Aegyptiern. Sie sämmtlich sind als Inhaber entweder göttlicher Kraft oder Geheimnisse, oder doch der Wissenschaft und Kunst mit einander verwandt, und durch solche Vorzüge zu einer oft göttergleichen Macht über den großen Haufen erhoben worden. — Bemerkenswerth ist, daß, nach dem Bericht Neale's, eines reisenden Britten, noch heutiges Tages in den Küstenländern des schwarzen Meeres, bei Hrasgrad in der Bulgarei, sich eine Genossenschaft von Derwischen umhertreibt, die einen alten Mann mit sich führen, welchen sie für den leibhaftigen Gott ausgeben, dessen Unglücksprophezeihungen nur durch reichliche Opfer abgewandt werden können. Sollte uns hiebei nicht der Theondes der Kabiren, und der Odin der Asen, deren Sitze gleichfalls in diesen Landen gewesen, einfallen dürfen? —

Odin, der Vornehmste unter der heiligen und geheimnißvollen Genossenschaft der Asen wurde durch den heiligsten und größesten aller Namen ausgezeichnet. Man nannte ihn den Gott. Denn dieses ist die Bedeutung des Wortes Odin (Ote. Whoda. Wodan. Godan. Guodan. Adon. Adonai. Kot. Kuot. Gud. Gut. Choda; wo überall

die Stammsylbe Od, das ist „gut“ vorherrscht. Auch der Name des göttergleichen, königlichen, thrakischen Oberpriesters „Theondes“ scheint damit verwandt).

Wahrscheinlich ist der Volksname Gothen. (Gothon. Gothonon. Gothin. Gothans. Gutton. Juten. Gauthen. Kottin. Kodan) aus jener Wurzel, dem Gottesnamen, wie der Name der Söhne aus dem des Vaters entsprossen. Dann würde dieser schöne Volksname nichts anders anzeigen, als: Volk Gottes; Menschen göttliches Geschlechts; Gute. Dasselbe gilt von dem Namen der Teutons oder Deutschen (Theodische. Thydsker. Dütsche u. s. w.), denn die Wörter: Dis; Tuist; Tuisk; Theut; Thiud; Thiod (wozu auch vielleicht das obige Theondes gehört) bedeuten gleichfalls Gott und gut.

Der „Odin,“ welcher die Gothen vom Schwarzmeer hinwegführte, war in der damaligen Genossenschaft der „Asen,“ die für verkörperte, göttliche Kräfte galten, der Höchste. Die übrigen Asen, theils männlichen, theils weiblichen Geschlechts, waren durch andere Namen z. B. Thor, Freia, Balder u. s. w. ausgezeichnet.

Weil aber ein solcher, den Odin darstellender Ase zu verschiedenen, auch schon früheren Zeiten, berühmt

geworden ist, so haben sich von mehreren, verschiedenen „Odins“ Sagen erhalten, und man pflegt den Odin, welcher um die Zeit des römischen Machthabers Pompejus durch den Zug nach dem germanischen Norden bekannt geworden ist, insgemein den dritten Odin zu nennen.

Jedoch nicht von allen Germanen und nicht zu allen Zeiten ist jener oberste Äse und seine Genossenschaft als göttlich bekannt, angenommen und verehrt worden. Vielmehr hat eine Urreligion, als eine reinere Ansicht und Verehrung des alleinigen, wahren Gottes, lange vor dieser nachgefolgten Ausartung und trügerischen Verfälschung statt gefunden. In der ältesten Zeit, und auch nachmals bei den meisten Germanen, (mit Ausnahme der späteren nordischen) war der einige, unsichtbare Gott als „Allvater“ und besonders unter den glänzendsten Zeichen seiner wohlthätigen Kraft „Sonne und Feuer“ verehrt worden. Auch die Namen Odin oder Wodan; Theut; Krodo (d. i. der Große); Thor und Thyr u. a. m. mögen Ihm beygelegt worden seyn. Nächstdem war auch die fruchtbringende Erde (Mutter Natur) als Hertha, (auch als Herthus; und dann gleichbedeutend mit Gott, dem Schöpfer) oder als Yr oder Frigga (davon: Früchte) dem göttlichen Urwesen für nah-verbunden gehalten und verehrt worden.

Odin oder Ote aber, der Asse, und seine Genossen, die Unholde*), maßten sich, als sie in Germanien und Skandinavien um die Zeiten der Geburt Christi eindrangen, alle göttliche Namen, Würden und Verehrungen, welche sie dorten bereits vorfanden, gar listig an, um dadurch das alt-göttliche Ansehn auf sich überzutragen und die Völker zu berücken, daß sie nicht merken möchten, es sey eben eine bedeutende Veränderung vorgegangen. Obgleich sie anfangs harten Widerstand erfuhren, so gelang es durch Klugheit, durch mancherlei Künste, wohin besonders auch das vorgebliche Zaubern gehörte, und durch ungewöhnliche Kriegserfahrenheit ihnen dennoch, daß sie besonders an der Ostsee und in Skandinavien ihr neues Götterreich erbauen, und die altheiligen Plätze auf Fühnen, Seeland und in Schweden nunmehr sich zueignen konnten. Ein solcher altheiliger Gottesort war auf Dänisch-Seeland: „Leithra“ (oder Hlöder, vom lodernden Feuer); in Schweden Upsal oder Sigtuna, und besonders im Bezirk Asa (in Smeland) unweit Browalla: denn

*) Die Worte, wodurch die Germanen im Jahr 742 nach Christo dem Heidenthum abschworen, und welche die erste, deutsche, christliche Kirchenversammlung zu Regensburg vorschrieb, lauten: „Ek forsacho (entsage) Thunaer (Thor) ende Woden end Sare Ote, ende allen them Unholdum, the hira Genotas (Genossen) sint.“

Bro, Brö oder Bör (gleichbedeutend mit As: „Höhe;“ davon: Berg, Borg, Burg) sind gleichfalls Eigennamen Odins, des Hohen, Erhabenen. Aus dem altverehrten Feuer oder Lohe (Hlöder. Logi) machte Odin, um es in Verachtung zu bringen, ein böses, teufliſches Weſen, genannt Logi oder Loki, und erklärte die Verehrer deſſelben (wie in der Folge ſeinen, des Odins Genoſſen, von den Chriſten wiederum geſchahe) für Teufelsdiener*).

Manchen Kampf aber, wie ſchon geſagt, hatten Odin und ſeine Genoſſen gegen die Widerſacher ſeiner Neuerungen zu beſtehen. Den heftigſten Widerſtand ſetzte ihnen (nach Erzählung Saxo's, des Grammatikers, des älteſten, einheimiſchen, nordiſchen Geſchichtsſchreibers) König Hother, um die Zeit Jeſu Beherrſcher der vereinten Reiche Schweden und Dänemark, entgegen. Die Gluth wurde vornehmlich dadurch angeſchürt, daß Odin, der ſtaatsklug auch durch Verheirathungen ſeiner Söhne und Genoſſenſchaft mit nordiſchen Fürſtentöchtern ſeine Herrſchaft auszubreiten und zu befeſtigen ſtrebte, ſeinen Lieblingsſohn Balder (von bald „kühn; mächtig;“ auch mit Baal und Bel zuſammenſtimmend) mit der ſchönen Nanna, der Erbtochter

*) S. de Danorum rebus geſtis Sec. 3 et 4. Poema Danicum dialecto angloſax: edidit G. J. Thorkelin. Havniae 1815. 4to. p. 260.

des norwegischen Königs „Gevar“ vermählen wollte. Dennoch führte Hother nach mancherlei wunderlichen Ebentheuern und einer glücklichen Seeschlacht die Braut heim. Diese Seeschlacht der Götter und der Menschen schildert Saxo im 3ten Buch seiner Geschichten also: „Für Balder kämpften aber damals Othin und Thor und die heiligen Schaaren der Götter. Da sah man ein Zusammentreffen der göttlichen und der menschlichen Kräfte. — Hother trug ein Gewand, welches kein Stahl durchschnitt, brach in die dichtesten Keile der Götterschaaren ein und zerschlug sie, so viel ein Sterblicher irgend gegen Götter auszurichten vermag. Aber auch Thor*)

*) Diese Seeschlacht zwischen Menschen und Göttern erinnert an die Schlachten zwischen Titanen (vielleicht gleichbedeutend mit Thiodans d. i. Teutonen) und Olympiern, welche Ovidius schildert, und wo gleichfalls die Verehrer einer älteren Religion gegen eine eingedrungene, neuere gekämpft zu haben scheinen. Daneben ist es sehr auffallend, daß in demselben Gedicht des Ovidius (Metam. I. 255—58.), dem Wesentlichen nach, eine der Götterschaft verderbliche, auch in der Edda erwähnte, Zerstörung der Welt durch das Feuer (der Surtursbrand) voraus verkündigt wird. Alles dieses weiset von dem Norden nach dem Osten und Süden, als der Wiege der Wandervölker und ihrer Geschichten, zurück, und zeigt Spuren der alten Verbindung.

Was den Thor anbetrifft, so ist unter dem in obiger Schlacht mit Hother vorkommenden, nicht

zerschellte mit dem fraislichen Schwunge seines ungeheuren Hammers Mjölner (von „mylia“ zermalmen) alle vorgehaltenen Schilde, und schrie Hothers Kriegern entgegen: „dringt alle auf mich allein ein!“ Keine Waffenart gab es, welche seinen Schlägen

---

der uralte gemeint, welchen Kälten und Germanen von jeher verehrt, und darunter die im Feuer, Blitz und Donner sich offenbarende Gotteskraft verstanden haben; sondern der in der Schlacht gegen Hother mitkämpfende Thor ist, wie leicht zu erachten, einer von den vorgeblichen Mittgöttern des dritten Odins, ein Mitglied der Asenschaft, ein vergötterter, kriegerischer Priester, welchem Odin Namen und Verehrung des uralten Thors, das ist, des wahren Gottes, so wie die Vorfahren sich denselben vorstellten, fälschlich beigelegt hatte, damit das Ansehn der altverehrten Gottheit auf diesen neu eingeschwärzten Pseudogott übergehen sollte. S. Sagen, betreffend Othin, dessen Geschlecht und das Asenthum überhaupt, nach Saxo's Ueberlieferungen; vom Verfasser (Erfurt 1821) — Ueber die Religion des Nordens vor den Zeiten Odins; vom Bischof Münter (Archiv für Kirchengeschichte von Ständlin und Tzschirner III. 2. S. 251.) — die Edda; von Fr. Rühs (Berlin. 1812). J. G. Büschings „der Deutschen Leben, Kunst und Wissen im Mittelalter. 2. Th. (Breslau 1819). — Schriften und Abhandlungen von Schwabe, Gräter, v. d. Hagen, Reynitzsch, Fulda, Anton, Ammon und Bäumlein u. a. m., welche die oben abgehandelten Gegenstände betreffen.

hätte widerstehen oder sie abwehren können. Was er traf, stürzte er darnieder. Helme und Schilde gingen zu Trümmern. Keine Kraft, keine Größe des Leibes mochte hier helfen. So wäre der Sieg den Himmlischen zu Theil worden, wenn nicht Hother den weichenden Seinen zu Hülfe geeilt wäre, und mit einem Streiche seines wunderbaren Schwerdtes dem Thor die Handhabe des Hammers durchschnitten und so den Hammer unbrauchbar gemacht hätte. — Als den Göttern aber die Waffe Thors zu fehlen anfing, nahmen sie sämmtlich die Flucht.

Man soll es kaum glauben — sagt Saxo — daß Menschen über Götter hätten siegen können; aber das Alterthum erzählt es nun einmal. Auch sind's ja Götter mehr in der Meynung, als in der Wahrheit und im Wesen. Wir geben ihnen die Götternamen nur nach der Gewohnheit des Volks, nicht nach der Wahrheit.

Uebrigens rettete Baldern die Flucht. Seine Schiffe aber wurden von den Siegern zerhauen oder versenkt. Der Hafen, welcher Zeuge der Flucht des Gottes gewesen war, führt noch heutiges Tages seinen Namen. In dieser Schlacht verlor auch „Gelder," der Sachse, das Leben, wurde, nebst den Leichnamen seiner Krieger, auf einem aus Schiffen errichteten Scheiterhaufen gelegt und mit großer Feierlich-

keit verbrannt. Die Asche wurde gesammelt und in einem ehrenvollen Grabe aufbewahrt.

Bald nachher erlegt Hother bei einem unvermutheten Zusammentreffen den Balder selbst im Zweikampf. In der Folge aber wurde hinwiederum Hother vom Bous, einem dem Odin im Nordlande gebornen Sohne, erschlagen. Seine Asche ruht unter dem schönen, mit Rüstern überschatteten Kirchhofshügel des Dorfes „Horlef" bei Tryggefeld auf Seeland in Dänemark.

Die unrühmliche Art, wie sich Odin an den Hof des Ruthenischen Königs, dessen Tochter Rinda ihm jenen Bous, den Rächer Balders, gebar, eingeschlichen, und sich mit Rinda in Verbindung gesetzt hatte, war aber dem asischen Göttercollegio (wie Saxo es nennt) so mißfällig gewesen, daß sie den Beschluß gefaßt hatten, ihn nicht nur des Primats, sondern auch aller ihn bisher auszeichnenden, göttlichen Ehre und Herrlichkeit zu berauben: denn sie besorgten, es möchte durch Odins unwürdige Aufführung die ganze Asenschaft in Verachtung kommen, und den getäuschten Völkern die Binde von den Augen sinken. Um jedoch durch Odins Sturz nicht zugleich die öffentliche Religion mit zu zertrümmern, setzten die Asen einstweilen einen Andern aus ihrer Genossenschaft, den Oller, nicht nur zum Herrscher, sondern auch zum Gott der

Inseln*), erklärten ihn zum legitimen Nachfolger Odins, und legten ihm auch den Namen „Odin“ bei, damit auf diese Weise durch das Ansehn eines altgefeierten Namens die Verachtung der Neuheit verhütet würde. Nach Verlauf von 10 Jahren wurde jedoch Oller, der dem Odin an Gaben keinesweges gleich kam, wieder entsetzt, und jener frühere, durch ungemeine Eigenschaften ausgezeichnete Priestergott wieder auf den Thron erhoben.

Nach alten Sagen war der Odin, von welchem hier die Rede ist, von majestätischer Gestalt, im Umgange mit Freunden vertraulich und munter, aber in Schlachten grimmig und furchtbar. Seine Beredtsamkeit war bewundrungswürdig. Er sprach gewöhnlich hochbegeistert in Reimen und Liedern. Daneben war er in vielen geheimen Künsten erfahren. Vornemlich verstand er's, den Feinden allerlei Blendwerke vorzuspiegeln, die Seinigen aber, in Schlachten, in eine grenzenlose Kriegeswuth (Berserkersgangur) zu versetzen. Zwei sprechende Raben brachten ihm, wie er sagte, täglich aus der ganzen Welt Nachrichten. Die Nähe Griechenlands und des Orients, woher er gekommen war, scheint ihm und seinen Asen

*) Man erinnere sich an den oben erwähnten, göttergleichen Priesterkönig auf der Samothrakischen Insel, und an den heutigen Dalai-Lama. Auch lägen wohl noch andere Vergleichungen nicht eben fern.

bereits einen höheren Grad von Bildung, von welchem nun auch der Norden Nutzen zog, mitgetheilt zu haben.

Echtes Verdienst hat er sich dadurch erworben, daß er den nordgermanischen Völkern die Schreibekunst mit Runen (Buchstaben) gelehrt, sie zur Dichtkunst und Musik angeleitet, manche, die Roheit mildernde, Gesetze, eine festere, monarchische Verfassung und Ordnung, und eine regelmäßige Staatswirthschaft eingeführt, die Kriegskunst verbessert, und den Glauben an Unsterblichkeit und Vergeltung im himmlischen Walhalla oder höllischen Nifleheim befördert hat.

Auch die Art, wie er endlich aus der Welt gegangen, zeigt den außerordentlichen Mann, der seinen Zwecken überall und bis ans Ende getreu bleibt, unverkennbar an. Als er nämlich alt und hinfällig geworden, befahl er, um nicht auf menschlich-gemeine Weise zu enden, den vornehmsten Kriegern, daß sie in feierlicher Versammlung ihn durch neun Speerstiche tödteten: „denn also“ sagte er „muß Odin sich anschicken, in das hohe Godheim zu künftiger Herrschaft empor zu schweben, und dorten alle Getreuen in Zukunft im heiteren Reiche um sich zu versammeln.“

Die königlichen Geschlechter in Dänemark, Schweden, Norwegen und auf der Jütischen Halbinsel, hier besonders auch die Häuptlinge der Angelsachsen, leiteten ihr Geschlecht von Odin und den Asen ab.

Die Fehde der Verehrer des alten Gottesdienstes mit den Anhängern des neuen, vom dritten Odin und seinen Asen eingeführten, hat noch manches Jahrhundert fortgedauert, bis zuletzt das Christenthum über beide den Sieg davon getragen.

Wie besonders jenseit der Elbe, auf der Jütischen Halbinsel und auch mit Friesen, Franken und Finnen heftig gekämpft worden ist, erzählt vornehmlich ein sehr altes Heldengedicht, welches man in England aufgefunden und jetzo der gelehrte Däne Thorkelin durch den Druck bekannt gemacht hat. (De Danorum rebus gestis Sec. III. et IV. Poema danicum dialecto anglosaxonica, ex bibliotheca Cottoniana musaei brittannici, edidit, versione latina et indicibus auxit Grim Johnson Thorkelin Dr. I. U. etc. Havniae 1815. 4.) — Nach Thorkelins Meinung ist dieses nun in angelsächs. Mundart erscheinende Gedicht ursprünglich in der skandinavischen (jetzt isländischen) Mundart abgefaßt gewesen, und erst von dem großen Könige Alfred (geb. 849), der, wie sein Zeitgenoß Karl, der Große, alte Sagen und Lieder sammelte, aus der skandinavischen Mundart in die angelsächsische übergetragen worden, wobei es jedoch mehrere (indeß leicht bemerkbare) Veränderungen und Zusätze von der Feder des christlich-frommen, und in den alten Sagen sehr bewanderten Königs, hat annehmen müssen. Doch könnte es eben sowohl auch von einem

älteren, angelsächsischen Barden herrühren, da die Halbinsel Jütland der Hauptschauplatz des Gedichtes und zugleich der Angelsachsen ist.

Der Held dieses Gedichts, oder dieser dichterisch ausgeschmückten, geschichtlichen Sage, ist ein Fürst der „Skylfinger" oder „See-Gothen," welche ehedem Schweden und das gegenüberliegende, baltische Küstenland, besonders Pommern und Rügen, bewohnten. Nach der Meinung Thorkelins, und auch Suhms (Gesch. d. Dänen; übers. v. Gräter. Leipzig 1803. 1. B. 1. Abthl. S. 232.) hat er als König der Skylfinger (Schweden. Sueonen) geherrscht bis zum Jahr 304, nach Christo. Der Name dieses königlichen Helden ist:

Beowulf (Fehde- oder Kriegs-Wolf).

Da diese dichterisch geschmückte Sage nicht nur einen vaterländischen, gothischen Helden, als den berühmtesten seiner Zeit, schildert, sondern auch zugleich einen lebendigen Anblick der bedeutenden Fortschritte in vielseitiger Bildung gewährt, welche durch Odins Anleitung, Anregung und Einrichtungen unsere nordischen Stammgenossen schon früh gemacht haben; so wird eine Uebersicht des Heldengedichts, womit auch manche, wörtlich übersetzte Stelle verbunden werden soll, hier mit Fug mitgetheilt werden können.

Hrodgar*) (Rötger) Gothenkönig auf Nordjütland, ein Skioldunger (von Odins Geschlecht), hatte sich dort eine herrliche Burg (Heort oder Hort, das jetzige „Hioring“ im Bezirk vor Aalborg) erbauet. Das Werk war vollendet. Es ward durch einen feierlichen Schmaus eingeweiht. Das Meth-Horn ging munter um, und die Dichter**) sangen zur Harfe. Aber in tiefer Nacht, als Alle ruhten, und auch die berauschten Wächter***) vom Schlummer überrascht waren, machte plötzlich Loki ****), der

*) Hrod d. h. Ruhm; und Gar: Speer.

**) Skop d. h. Schöpfer (*Ποιητης*).

***) Auch die Britten oder Kymry verloren eine ihrer letzten Schlachten gegen die eingedrungenen Angelsachsen dadurch, daß sie vorher dem Methhorn zu sehr zugesprochen hatten.

****) Um den uralten, nordischen Gottesnamen Logi (Lohe. Feuer) in Verachtung zu bringen, hatte sich Odin, der neue Pseudo-Gott, eines zu allen Zeiten gangbaren Kunstgriffs bedient. Er sagte, Logi (Loki. Lokke) sey ein Teufel, und dessen Anbeter seyen eitel Unholde, Menschenfresser u. s. w. Das hat nachmals Karl der Große dem Odin mit gleicher Münze vergolten, und hinwiederum ihn und seine Genossen „Teufel und Unholde“ genannt, denen, bei Todesstrafe, männiglich abschwören mußte. — Zu Beowulfs Zeit, wie wir aus dem Gedicht sehen, wurden berühmte Anführer der Odins-Feinde gleichfalls mit dem Namen „Loki oder Teufel“ beehrt:

teufliſche Nachbar, der Fürſt der Thyrſen *), einen Ueberfall, richtete eine blutige Niederlage unter den Schläfern an, und ſchleppte viele in die grundloſen Sümpfe und finſtern Bergwälder ſeines heilloſen Reichs mit ſich von dannen. Auch ſetzte er, nebſt ſeinen Giganten, welche nimmer mit Odins Volk Friede haben wollten, die blutige, grauſe Fehde raſtlos fort. Alt und Jung ward in die Wälder, Sümpfe und Schluchten entführt. Loki aber that mit ſeinen Genoſſen, den Unholden, im hellen Palaſte ſich gütlich.

Endlich erfuhr Higelacs, des Skylfinger- (See-Gothen) Königs trefflichſter Degen und Geſippe

---

denn das angelſächſ. Wort „Gründel“ iſt (mißrathene) Ueberſetzung von „Loki.“

*) Die Verehrer des uralten Gottesdienſtes wurden von den Odiniſten ſchimpfsweiſe „Thyrſen (Thurſen. Thuſſen)“ und „Giganten“ genannt. „Thyrſen“ wohl deßhalb, weil ſie den uralten Gott „Thyr,“ wo die göttliche Kraft durch Hammer, Hörner, Stierbilder verſinnlicht wurde, verehrten. — Giganten (Jötun. Jätten) hießen die Odiniſten ſie, um ihr wildes, ungeſchlachtes Weſen anzudeuten. S. Edda Sämundar. Koppenh. 1787. — Biörn Haldorſens islandſke Lexikon; von Rask herausgegeben. Koppenh. 1814. — Das hier in Rede ſtehende Heldengedicht „de Danorum geſtis etc. p. 265. — Die in dieſem Gedicht geſchilderten Thyrſen ſcheinen im inſelreichen, ſchwer zugänglichen Hintergrunde des Limfurther Meerbuſens gehauſet zu haben.

Gesippe, Beowulf, Loki's Frevel und Hrodgars Noth. — Higelac, der erhabne König, hieß ihn über das Meer schiffen und dem Bedrängten schnelle Hülfe bringen. „Wer will" fragte Beowulf „auf den Straßen der Schwäne mir folgen und das herrliche Abentheuer bestehen helfen?" Stracks schaarten sich 300 tapfere, theure Degen zu ihm; 15 Schiffe wurden eilends gerüstet, glänzende Schätze, Hrodgarn zum Geschenk, und köstliche Waffen hineingetragen; die rüstigen Führer bestiegen das Vordertheil und der Wind trieb das Geschwader vogelschnell über die Wogen. Bald sahen sie die falben Hügel schimmern, Burgthürme (Steinhörner) und hohe Vorgebirge emporragen. Die Fahrt war vollendet. Sie ließen die Segel fallen, thaten die Rüstung an, traten auf den Sand und dankten dem Himmel für die glückliche Reise. Nun aber erlugte der Wächter auf der Mauer die freudig heraneilende Schaar der Skyldinger. Bestürzt, weil er nicht wußte, was für Männer jene seyen, zündete er das Lermfeuer an. Dann ritt er den Fremden entgegen, schüttelte mit kräftigem Arm die Lanze und rief: „Wer seyd ihr, gepanzerte Männer, die ihr, Arges sinnend, in wogengepeitschten Schiffen über die nassen Straßen gekommen? denn ich bin hier auf Wacht, daß nicht Räuber mit Schiffsheer diese Landschaft verwüsten. Wahrlich! aber ein solches Heer, wie das eurige, ist hieher noch nimmer auf Wellen geschwommen; auch habe ich nie einen

stattlichern Führer, von glänzenderer Gestalt und strahlenderem Blick, als den eurigen, gesehen. Nun aber begehr' ich von euch zu erfahren, weß Stammes ihr seyd, ehe ihr fürbas schreitet." — Die Ehre der Schilder, des Heeres Führer, den Schatz seiner Beredtsamkeit öffnend, entgegnete: „Wir sind Gothen, König Higelaks vertraute Genossen. Mein Vater, den Völkern bekannt, von edlem Stamm, war Aecgthiof (Schwerdt-Diener) geheißen, hat viele Winter durchlebt, ehe er heimgefahren, bei allen Weisen weit und breit in gutem Andenken. Wir aber kommen mit treuem Herzen, deinem Herrn, Halfdans Sohn, zu besuchen und sein Volk zu beschirmen: denn wir haben gehört von den teuflischen Künsten, von der Gewalt und Verheerung, wodurch ihr bedrängt seyd. Ich bringe dem Könige guten Rath, der Unbill entledigt zu werden und wieder Ruhe zu haben, welche, wenn das bestimmte Maaß der Leiden geleert ist, wieder zurück kommt." — Die Helden machen halt; auch die gebogenen Schiffe, des Meeres müde, anmuthig anzuschauen, goldschimmernd, ruhen an den Ankern. Die Kämpfer aber, den Feinden schrecklich, halten Wachen. — Darauf kam ein Herold, sie zum König zu geleiten. Auf glatten Steinen schritten sie vorwärts in ihren leuchtenden Waffen, das Panzerhemd ob der harten Faust mit Ringen gefestigt. Es klirrte das glänzende Eisen über ihren Waffen, als sie mit Rauschen in die Halle

traten. Dann lehnten sie, der Fahrt müde, die breiten Schilde an die Wand und beugten sich nieder zu den Bänken. Aber die scharfen Speere der Meermänner, mit grauem, eschenen Schaft und drohender Stahlspitze, standen, an einander gelehnt, in Haufen. — Darauf erscheint Wulfgar (Wolfspeer), einer von des Königs Mannen, befragt die Gothen noch einmal um die Ursache ihrer Ankunft und erhält abermals den ausführlichen Bescheid. — Wulfgar aber, klug und tapfer, entgegnet: „Ich will dem Freunde der Meergothen, dem Fürsten der Skyldinger, dem Spender der Ringe, dem ruhmwürdigen Könige deinen Antrag melden und dir stracks seine Antwort bringen.“ Er flog dann hin, wo Hrodgar saß, der silberlockige Greis, umgeben von seinen Grafen, meldete der Gothen Ankunft und den Namen ihres Führers und ihren Antrag. „Sollte“ schloß er seine Rede „es ein Waffenwerk seyn, weßhalb sie kommen, so erwägt ihr Grafen, was des Fürsten, der uns diese edlen Degen sendet, Würde gemäß ist.“ — Und Hrodgar entgegnete: „Ich kenne den Ritter (knight. Knecht). Sein Vater ward Aecgthiof geheißen. Dem verlobte der Gothenkönig die einzige Tochter und deren tapferer Sohn kommt nun, treue Freunde zu besuchen. Köstliche Geschenke bringt er auf schnellen Schiffen und 300 Degen geleiten den herrlichen Helden. Die göttliche Huld sendet ihn, hoff ich, uns von Loki's Schrecknissen zu er-

retten. Drum lade ihn und sein willkommnes Gefolg unverweilt hieher in die Halle, und sage ihnen, daß sie uns ersehnte Gäste seyen.“ — Darauf ladet Wulfgar die Helden ein, ihm in ihrer Rüstung zu folgen. Doch bittet er sie zuvor, draußen in der Vorhalle die Schilde und die Speere*) zu lassen. Da erhebt sich der Held in mitten seiner drohenden Schaar, läßt einige, um Wacht zu halten, zurück, und tritt nun im glänzenden, geringelten Panzerhemd, vom behelmten Wulfgar geführt, in den Saal ein. „Sey frey von Sorgen, König Hrodgar!“ ruft er aus;

*) Der Speer, im Angelsächs. Gär, im Isländ. Geir, im altschwäbischen und noch im heutigen Niedersächs. Ger (Stange). Sollte dieses Wort nicht zur Erklärung unseres Volksnamens „Germanen“ dienen? Sollten nicht dadurch angedeutet werden „Wehrmänner?“ Denn Ger, Gewehr, Wehr, Heer, guerre. war — sind gleichbedeutend oder doch nah verwandt. Wenn in Zeiten, wo Waffen und Waffenwerke die Hauptsache waren, einzelne Männer nach Waffen und Waffenwerken benannt wurden, warum nicht auch einzelne Völker, Männervereine? — Auch Sachs (Sax) mag einen Kriegsmann bedeuten: Denn „Säkk“ heißt im Angelsächsischen Krieg, und im Niedersächsischen nennt man noch heutzutage gewisse kurze, gerade oder auch gekrümmte, eiserne, schneidende Werkzeuge „Säkkel“ oder „Sehk.“

.. ich, Higelaks Mage (Verwandter) und vertrauter Degen bin es, der dich grüßet. Viel des Rühmlichen hab ich von meiner Jugend an schon vollbracht. Nun ist in meinem Vaterlande mir Loki's Frevel gemeldet worden. Seefahrer haben mir erzählt, daß, von trefflichen Kämpfern entblößt, wenn die Nacht sich herabsenkt, deine Burg leer dastehe und unnütz. Deßhalb forderte mich, o König Hrodgar, du einst durch wackere Mannen Beglückter, mein Volk auf, dich zu besuchen: denn meine Kraft ist bekannt. Der Stürme unholden Anfall hab' ich ausgehalten, um euch zu helfen, suche des Feindes Schaden mit meiner eignen Gefahr, und will jetzt, ich allein, über Loki und die elenden Thyrsen Gericht halten. Dich aber, den hohen Herrn und Beschirmer der Skyldinger, bitte ich, du wollest mir die Waffenherberge nicht verweigern, da mit diesem tapfern Gefolg ich hieher komme, deine Burg, aus Mangel an Wächtern von so großem Unglück betroffen, zu schirmen. Ich unterfange mich — so wahr mir Higelak, mein König hold seyn mag, und ich dies Schwerdt und diesen breiten, gelbumrändelten Schild trage — deine Feinde niederzuwerfen und diese frevlerischen Wichte allzumal des Lebens zu berauben. Wird aber im Schlachtgetümmel der blutige Tod auch etwan mich davonführen, so sey, o Hrodgar, eingedenk, den Erschlagenen ehrlich zu bestatten. Schmücke dann, o Wandrer, den engumschränkten Ort mit Hollundern. Um meiner

Gebeine Ruhm sey ohne Sorge. Gieb nur Higelak, meinem Könige, Kunde. Aber begleiten sollen mich auch meine Waffen, die herrliche Rüstung, die trefflichen Gewande, welche meine Brust schirmten, die Denkmale der Siegsbeute, Welands Werk*). So geschehe es!" Hrodgar, der Schirmer der Skyldinger, entgegnete: „Schmerz erfüllt meine Seele, wenn ich den Schaden, welchen Loki, durch vorbedachten Haß und raschen Frevel meinem Hause zugefügt hat, dir schildern soll. Verödet ist meine volkreiche Burg durch Haufen Erschlagner, welche des Feindes Grimm mir entrissen. Dennoch will ich nicht verzagen, da ich selbst nicht kann mit Recht eines Vergehens angeklagt werden. Aber meine Helden, berauscht von Meth, dräuten zu sehr, daß sie mit scharfen Klingen den regen Feind in der Trinkhalle erwarten wollten. Deßhalb hat nun zur Morgenzeit das Blut dieser Unglücklichen die Sitze gefärbt und den Boden befeuchtet. Doch — setzt euch nieder zum Mahl! Lagert euch, tapfere Männer, und schärft eure Kräfte!" —

Den edlen Kämpfern werden die Bänke geräumt. Sie setzen sich einmüthiglich nieder. Der Schenke

---

*) Weland d. i. Künstler. Es wird aber auch ein besonders kunstreicher Meister im Schmieden, Namens Weland, in den nordischen Sagen gepriesen, hauptsächlich in Sämunds „Vaulundarquida."

reicht süßen Trank. Die Dichter singen frohe Lieder. Die Zuhörer jauchzen vor Freude. — Dann erhebt sich ein Zungenkampf. Hunfred, ein alter Grämling, der zu des Königs Füßen sitzt, ärgert sich über die große Ehre, welche dem Seegothen Beowulf angethan wird, und will dessen Ruhm durch den Vorwurf, er sey zuletzt doch nur ein Seeräuber, der, wenn es nun zum Kampf mit Loki, dem Schrecklichen komme, schwerlich Stand halten werde, verkleinern. Aber Beowulf vertheidigt seine Ehre mit feuriger Beredtsamkeit und giebt dem Alten die Vorwürfe reichlich zurück. Hrodgar, der silberlockige Greis, besorgt, es möge Beowulf die Beleidigung übel empfunden haben; aber die Helden, höchlich ergötzt, daß der grämliche Alte so übel angelaufen ist, lachen, daß der Saal wiederhallt. — Der Jubel ist groß. Auch die Königinn tritt herein, Wealhtheota, goldschimmernd, von glänzendem Geschlecht, und grüßt die Männer. Die edle Frau, des Volkes Liebling, reicht dem stattlichen Führer der Gothen den Becher und ladet freundlich zum Meth. Die Beredte dankt Gott, daß ihr Wunsch erfüllt worden, da sie keinen unter den Kämpfern für trefflicher halte, als den, welchem sie jetzo den Becher reiche. Dann geht sie, mit Ringen geschmückt, noch blühend in Jugend, an der Seite des Königs durch die vollen Hallen und hilft die Kleinode vertheilen. — Endlich kommt die Nacht. Der König will sich zur Ruhe begeben, ver-

ehrt dem Gothenheld einen Harnisch von Eisen, einen Helm mit drohendem Busch und ein Schwerdt vom besten Stahl, vertraut ihm die Hut der Burg an, und begiebt sich in seine Kammer. Aber während nun die Wächter des bethürmten Hauses, außer Einem, vom Schlaf überrascht sind, schleicht plötzlich durch die Haide, um den neblichen Berg her, mit Augen, brennend wie Flamme, Loki heran, öffnet das Thor, bricht grimmig herein und richtet unter den Schlafenden eine gräßliche Niederlage an. Er zerbiß die Gefüge der Gebeine, schlürfte, mit der Sichel mähend, hastig das warme Blut und verschlang die zernagten Hände und Füße. Er schritt vor. Er hemmte den Gang. Bedachtsam streckte er nach dem ruhenden Fürsten die Krallen aus, der aber faßte den Feind, den List'gen, hurtig und herzhaft mit starker Faust. Da merkte der Bösewicht, daß er diesen Einzigen auf den Gauen der Erde nicht übermeistern könne. Vom Schreck ergriffen konnte er nicht weiter vorwärts schreiten. Schnell sich besinnend, wollte er zurückflüchten in die Finsterniß, zurück zu den Dämonen. Aber das ward ihm dieses Mal nicht gestattet. Higelaks trefflicher Sippe erinnerte sich der Worte, welche er am Abend gesprochen. Aufrecht stand er und hielt den Feind fest. Doch die Finger versagten ihm, und der Jüte, nicht Willens, des Grafen Schwerdtgruß abzuwarten, entfloh; der Graf, der berühmte, ihm nach, sich umschauend,

wie er dem Unhold beikommen und ihn in die Sümpfe zurücktreiben möge. Durch den Griff der gewaltigen Faust hatte er ihm schon bewiesen, was er vermöge; bis an das Herz hinein hatte er ihm gegriffen; und krank und heulend ein gräßliches, gotteslästerliches Lied, entlief der Unhold, sein nahes Ende ahnend, in die Sümpfe der Berge. Doch auch der wackere Gothe war an Brust und Schulter verwundet worden.

Der Schade war geschehn. Die Wächter, die tapfern Zecher, zornig ob des Verdachts, rauschten hervor. Auf Wegen und Stegen strömte Alles herzu, das Wunder zu sehen. Unter allen, welche je Schilde getragen, wurde Beowulf für den Glücklichsten gepriesen. Ein Sänger, kundig aller Geschichten der alten Zeit, die er auswendig wußte, sang in kunstreich verflochtenen Worten des Helden Lob. Hrodgar, der alte König selbst, eilte, von großem Gefolge begleitet, nebst der geliebten Königinn, aus den Kammern hervor, stand auf erhabenem Platz, schaute hinab auf das goldgeschmückte Getäfel, schlug die Harfe und sang fröhliche Lieder dazu, die Thaten seiner Jugend: denn es glühte ihm, obschon durch manchen Winter gebrochen, die innere Seele noch immer. Entzückt über Lokis und seiner Unholde Niederlage, welche er nie mehr gehofft, pries er Beowulfs Sieg und nahm ihn zum Sohn an. Sicherheit und Freude war nun im Lande und in der Burg der Skyldinger. Die Halle füllte sich mit Männern und Frauen, gold-

schimmernde Decken glänzten an den Wänden, ein köstliches Mahl hub an. Die Helden saßen auf geglätteten Bänken und tranken den süßen Meth nach Herzenslust. Der König aber beschenkte den Sieger mit Halfdans, seines Vaters, goldbeschlagner Lanze, Helm, Harnisch und gutem Degen. Auch zwei erlesene Stuten, wohlgenährt, glänzend angeschirrt, deren Eine, die schnellste, der König im Waffenspiel zu reiten pflegte, nie strauchelnd, an Schlachten gewöhnt, wurden hereingeführt. Diese Freundinnen der Aue, schenkte, sammt Rüstung und Waffen, der König dem Helden zum Siegslohn. Auch die übrigen Kämpfer, welche mit dem Führer die Straßen der Fluth durchmessen hatten, wurden durch Gaben erfreut; und Sänger und Harfner vereinten ihre Kunst, Beowulfs Thaten zu preisen.

So kommt abermals in Freuden die Nacht heran. Hrodgar geht in seine Kammern zur Ruhe. In der Halle werden die Bänke mit Polstern und Decken belegt. Auch die Helden, zu ihren Häupten die Schilde, legen zum Schlummer sich nieder. — Unterdessen aber hat Loki's Mutter*), die Arge, auf neue Fehde gesonnen, viele Geister, welche das wilde Gewässer

*) Wie im Heldenbuch von Iran, des Ferdusi, die Thaten eines ganzen Heeres oder Volkes einer einzelnen Person zugeschrieben werden, so geschieht es meistentheils auch in diesem Gedicht.

und die kalten Flüsse bewohnen (Gegner des Asenthums, im cimbrischen Chersones) durch Erinnerung an die erlittene Niederlage aufgeregt. Sie dringt, während, wie gewöhnlich, Hrodgars Burgmannen nach reichlichem Schmaus sich dem Schlaf, zu früh sicher, überlassen haben, plötzlich in die Vorhalle, um ihren wunden, kranken Sohn zu rächen. Der Schreck ist groß, welchen das kampfgewaltige Weib erweckt, doch geringer, als ehedem. Die Helme werden geschlossen; die Klingen drohen und durchschneiden, blutgeröthet, den in Gestalt der Schweine gebildeten Helmschmuck. Schilde, hoch erhoben, werden vom scharfen Stahl zertheilt. Das herabgelassene Panzerhemd schirmt, als die Unholdinn herein stürmt, nicht mehr. Und als sie endlich sich wieder davon macht, schleppt sie den erschlagenen Aescher, Yrmenlafs Bruder, Hrodgars Rath und Leibwächter und Bewahrer seiner Geheimnisse, mit sich fort in die Sümpfe. Gelungen ist ihr das arge Stück, weil Alle sich dem Schlaf überlassen hatten, und Beowulf nicht gegenwärtig gewesen war. Als aber das plötzliche Geschrei und des Königs Wehklage um den Liebling an sein Ohr schlägt, kommt er eilend mit seinem Gefolge herbei. In geschlossener Ordnung rücken sie vor, den Speer in der Faust, daß die Burg von ihrem Gange erdröhnt. Hrodgar, tief betrübt, schildert nun die Wohnungen seiner Feinde, Sümpfe, mit großen Pfählen umschränkt. Loki selbst, sagt er, gleiche einem

Adler, sey übrigens von Gestalt ein Mensch, doch größer, und heule in Höhlen, wie ein Währwolf. Sturmumbrauste Vorgebirge und gefährliche Sümpfe habe der Böswicht inne, wo ein feuriger, unterirdischer Fluß aus den Klippen hervorstürze. Finstere, festgewurzelte Wälder hemmen dort die anbrausende Meerfluth. Wer, von Menschen geboren, sich dorthin wage, komme nimmer zurück. Wie Hunde den Hirsch, der durch astiges Geweih sich sicher dünke, so beunruhige der Fürst jener Wildnisse die Menschen, bis sie den Geist aufgeben. Dann verspricht der König dem Beowulf alles Gold seines alten, reichen Schatzes, wenn er an jenen unversöhnlichen Feinden ihn rächen wollte. Und Beowulf entgegnet: „Kein sterblicher Mensch, durch Schaden klug, ist besser, als der, welcher seinen Freund, den er betrauert, rächt. Einen Jeglichen von uns ereilt, wie sehr er sich dagegen stemme, das Ende; aber des Hinscheidenden harret künftiges Glück. Auf denn, Hüter des Reichs! daß wir die Spur der Mutter Loki's erforschen. Sie soll mir — ich schwöre es! — nicht entwischen, weder in die Tiefen der Erde, noch in die Höhen des Bergwaldes, noch in den Abgrund der Sümpfe.“ Da sprang voll Freuden der Greis auf. Das Roß ward gezäumt, die Mähne geflochten, und mit fliegenden Fahnen folgte dem Vorausspringenden rasch die Schaar seiner Edlen durch den Wald. Sie reiten über düstre Berge, jähe Klippen, auf engen, unge-

wissen Pfaden. Viele Wohnungen, tief am Vorgebirg, werden überwältigt. Freudig eilen sie immer vorwärts, auch des Feindes ansichtig zu werden. Endlich erblicken sie jenseit der umstürmten Klippen auf blutigen, wildbewegten Wassern gelagert die freudelosen Schiffe. Die Hörner erschallen. Alle sind wacker zur Arbeit der Waffen, als nun am Gestade das ganze Geschwader gegen sie anrauscht. Viel Volk stürzt nieder in warmes Blut und rother Schaum deckt die Wogen. Im Schatten des Vorgebirgs ankern die Schlangengestalteten Meerdrachen*) und sind gierig nach einem reichlichen Schmaus auf dem Felde der Segel. Grimmig schießen sie heran: denn sie hören die dröhnenden Hörner zur Schlacht blasen. Aber einigen senden die Gothen den Tod durch Pfeile aus der Ferne; viele werden durch Haken, eiligst an Stangen befestigt, ergriffen, und an das Vorgebirg gezogen. — Während das Heer zuschaute, wie der Feind auf den Wogen wundersam dahin trieb, legte Beowulf, indessen seine Getreuen die vom Meer umschirmten Schlupfwinkel der Räuber erkundeten, die Rüstung an. Sein Schwerdt**), mit kunstreichem

*) Schiffe heißen in der dichterischen Sprache dieser Epopöe: Meerdrachen, Seethiere, Meerwölfe, Füchse und Rosse der Wogen, Häuser der Wellen ꝛc.

**) Schwerdt wird durch 24 verschiedene Benennungen bezeichnet z. B. außer den gewöhnlichen, sol-

Gefäß, war Hrunting geheißen, das köstlichste aller Kleinode, mit stählerner Schneide; und diese, mit Kräutergift bestrichen, ward nie stumpf durch heißes Blut, und versagte nie ihren Dienst dem Manne, der diese Klinge zog mit kräftiger Faust, wenn er sich's erkühnte, folgend dem Lager, die Wege des Schreckens zu gehen. Das Haupt deckte jener Helm, verfertigt vom kunstreichen Schmidt, droben angefügt die Gestalt des borstigen Schweins, damit die blitzenden Kriegsschwerdter nicht durchbeißen möchten. Daß Frau Hilde (die Schlachtgöttinn) in ihrem Grimm nicht durch jähen Anfall oder List dem Helden, dem Bestürmer der Tiefen und der Meeresschätze schade, dagegen verwahrte ihn dieser Helm mit schimmerndem Busch (vergoldeter Schweinsborsten). Darauf sprach Beowulf die Worte: „Jetzt, o Sohn Halfdans, ruhmwürdiger König, bin ich bereit zum Werk. Und ihr vom goldnen Wein fröhlichen Männer, seyd eingedenk deß, was wir gesprochen, wenn ich für dich, o Sohn Halfdans, das Leben verlasse, damit durch meinen Fall du sitzest auf deinem väterlichen Thron. Sey Beschirmer meiner treuen Gesellen, wenn Frau Hilde mich hinrafft. Auch hast du, geliebter Hrodgar, mir Geschenke verliehen; diese sende dem Higelak, damit der König der Gothen, wenn er die Kleinode be-

---

gende: Feuer, Brand, Schlachtflamme, Kriegszahn, Strahl.

trachtet, mit schnellem Blick inne werde, daß ich es sey, der diese köstlichen Gaben ihm, dem Spender der Ringe, erworben. Und du, Hunfred! sorge, daß dieses schön geschmückte Schwerdt, von den Ahnen hinterlassen, ein weitberühmter Mann von mir erbe. Doch vorher, ehe der Tod mich entführt, will ich selbst Gericht damit halten." Nun will, eilendes Muthes, die Gothenschaar keine Antwort weiter erwarten. Die schäumende Meerfluth empfängt die kampflustigen Männer*). Noch vergeht einige Zeit, ehe sie das Gestade erblicken. Jetzt erscheint es ihnen, den Durchbrechern der Wogen. Jene Wilden und Grimmigen, welche den Sand bewohnen, sollen's erfahren. Wer den Kriegern begegnet, wird mit schrecklichen Ketten gefesselt. Kein elender, vor dieser Niederlage schirmender Schlupfwinkel bleibt übrig. Auf unlustigen Händen muß das Meer die Männer in eisernen Hemden tragen, und die Fluth rauscht hoch auf. So dringt auf seinem Schiff der Heerfürst bis zur Hofburg Loki's hindurch. Waffen kann der Kranke, der ungern sich wollte fangen lassen, nicht tragen. Aber durch mancherlei Zauberkünste versucht er seine Wohnung zu schützen. Jedoch mit Kriegszähnen zerbricht der Anstürmenden Schaar alle Deckungen. Da ward Beowulf inne, daß er — wie? das

*) Wie es scheint, mag Loki's Burg auf einer Insel des Limfurther Busens gelegen haben.

wußte er selbst nicht — ein glücklicher Mann sey, weil kein Meergeschöpf ihm hatte schaden können, als er gegen die Burg vordrang. Aber plötzlich rauschte die Fluth auf. Feuriges Licht erhellete die Finsterniß mit glühenden Strahlen. Von mächtigen Sirenen — merkte Beowulf wohl — sey hier die Tiefe bewohnt. Aber die Kraft seines Muthes rief ihn zum Angriff. Frau Hilde wendete die Schläge des scharfen Stahls von den wiederhallenden Helmen nicht ab. Kriegsgesang der Helden, dürstend nach blutigem Fest, erscholl. Wackerer Kriegsmann vertraut dem kräftigen Arm, wenn er den Pfad der Schlacht*) wandelt und ewiges Lob sucht durch kurzes Leben. — Jetzt stürmt Loki's Mutter, im wilden Zorn, den Gothen entgegen, und zerspaltet Manchen bis in die Schultern: denn Alle will sie mit gewaltiger Faust ablohnen und verderben. Wer der Argen entgegen tritt, sey er noch so herzhaft, sie wirft ihn zu Boden. Zu Schaaren stürzen sie nieder. Die schreckliche Furie mit gezücktem, blaugrauen, scharfen Dolch, macht ihnen das Garaus, und auf mancher Achsel hängen die eisernen Netze, die schirmenden gegen Speer und Klinge, zerrissen.

*) Für Krieg und Schlacht hat das Gedicht über 70 Ausdrücke. Z. B. Frau Hildens Kurzweil, Eisenregen, Schildbrechen, Schildwirbel, Pfeilsturm, Schmaus, Schwerdtgericht, Männerschlachten, Klingengluth ꝛc.

rissen. Ihren Sohn will sie rächen, ihren einzigen Nachfolger. Hätte nicht den Sohn Aegthiofs, den Gothenhelden, die Rüstung und des Himmels Gunst beschirmt, auch er wäre über diesen gähnenden Abgründen dem Verderben anheim gefallen. Aber die Gerechtigkeit waltete, und so blieb er übrig. Einen alten, siegreichen, gigantischen Degen von ausnehmender Schärfe, und größer, als irgend einer, welchen Jemand im Schlachtspiel zu tragen vermag, mit Ringen geziert, ein treffliches Werk der Giganten (Jöten. Jätten), hatte er auf der Brücke gefunden (denn sein gutes Schwerdt Hrunting war vom Gift der Unholde weich geworden, wie thauendes Eis); diese Waffe schwang er, hieb nieder die am Leben Verzweifelnden, und zerbrach, die harten Hälse durchschneidend, die Gefüge der Knochen. Da fiel Loki's Mutter, vom tödlichen Streiche getroffen, zu Boden. Das Schwerdt, naß vom Kriegswerk, blitzte, wie wenn vom heitern Himmel die Leuchte der Lüfte die Häuser bescheint. Nun umging der Held, stark durch sein Schwerdt, die Mauern. Durch Muth und Ausdauer fraß die gute Klinge alle Gegenkämpfer Frau Hildens. Der Augenblick war gekommen, wo auch Loki selbst, für seine nächtlichen Ueberfälle, den Lohn des Zorns erhalten sollte. Eine traurige Wiederbezahlung leistete der edle Held. Nicht rastete er, bis er den gräßlichen Loki, wie er selbsten einst Hrodgars Halle mit Leichnamen übersäet hatte, des

Lebens baar, bewegungslos da liegen sah, und dann hieb er mit hartem Streich ihm das Haupt ab.

Da sahen plötzlich die wachsamen Männer, welche mit Hrodgar das Meer erkundeten, die Fluthen überall von schäumendem Blute roth. Die Blondlockigen, um den König stehend, riefen mit einer Stimme: „Die Hoffnung ist verschwunden, daß, beglückt durch den Sieg, den edlen Helden je der König wieder erblicke!“ denn sie glaubten, ein Meerwolf (Schiff) habe ihn hingerafft; und betrübt verließen sie das Vorgebirg und kehrten heim. Aber dennoch kam auch er, der edle Kämpfer, zu den Gastfreunden zurück, die nicht mehr gehofft hatten, ihn je wiederzusehen. Schon aus der Ferne glänzte sein Helm und sein Harnisch. Vierzig seiner kampflustigen Gothen begleiteten ihn. Vier der Stärksten trugen auf Lanzen das Haupt des erschlagenen Feindes. So traten die Trefflichen in die Halle, daß sie von ihren Schritten ertönte. Er kam, der Siegreiche, um nun die gewaltigen Thaten der Männer nach der Ordnung zu erzählen, und der Liebling Frau Hildens, den greisen Hrodgar, zu begrüßen. Darauf ward, an den Haaren ergriffen, Loki's Haupt in die Halle getragen, wo die Männer tranken. Schrecklich war es anzuschauen, den Edeln und ihren Frauen, die mit schönen Augen voll Verwunderung die Wehrmänner anblickten. Dann überreichte Beowulf dem Könige das wunderbare Schwerdt, dessen Klinge, mit

goldenen Runen eingelegt, die Thaten der Vorfahren meldeten, welche seit jener großen Fluth, wodurch die Giganten vertilgt worden waren, sich zugetragen hatten. „Ich habe dir gelobt, o König Hrodgar!“ sprach der Held, „daß du in deiner Burg sammt deinen Mannen und Dienern und Volkshäuptern, Jungen und Alten, sollst ruhig schlafen und deinen Edlen, von dorther in Zukunft, kein Schade mehr geschehen soll. Siehe! ich habe mein Wort gelöset.“

So weit die erste Hälfte der altnordischen Heldensage in gedrängter Uebersicht. — Die andere Hälfte schildert Beowulfs Rückkehr an Higelaks Hof; seine Annahme zum Thronerben; seine Werke im Frieden und Kriege, nachdem er König geworden, und zuletzt seinen Tod bei einem zweiten Zuge nach Jütland. Die feierliche Bestattung und eine Lobrede machen den Beschluß.

Da Römern und Griechen unsre alte, nordgermanische Welt wenig bekannt geworden war, so haben ihre Geschichtschreiber uns für diese Gegenden kein Licht hinterlassen. Deßhalb müssen wir denn wohl versuchen, durch (freilich vorsichtige) Benutzung unserer ältesten, eigenen, einheimischen Sagen uns mehr, als bisher geschehen ist, die unerfreuliche Finsterniß, wenigstens bis zu einer, wenn auch anfangs

nur schwachen Dämmerung, aufzuhellen, in Hoffnung, daß sich diese allgemach dem Tageslicht annähern werde*).

In den Zeiten, wo Odin mit seinen Gothen nach dem germanischen Norden hinaufzog, war ein anderer Germanenfürst, Arioviſt (Ehrenveſt) mit dem Heer des Suevenbundes über den Rhein gesetzt, um sich in den schönsten Landschaften Kältiens (Galliens) anzusiedeln. Aber die Römer, mit Recht,

---

*) Wie manche Aufklärung die älteste Geschichte unseres Volkes aus fleißiger, aber vorsichtiger, Benutzung der alten, dichterisch eingekleideten, geschichtlichen Sagen gewinnen könne, ist hin und wieder hinlänglich durch die Erfahrung bewiesen worden. Verstärkt wird diese Hoffnung jetzo dadurch, daß nicht nur bei uns und im Skandinavischen Germanien, sondern auch in England die alten, seit Jahrhunderten im Dunkeln schlummernden, dichterischen Sagen, reich an geschichtlichem Gehalt, wieder erweckt und an das Licht gerufen werden. Für die deutsche Geschichte ist dieses besonders deßhalb wichtig und erfreulich, da es besonders die Werke von fünf Barden, die zu den Zeiten der angelsächsischen Besitznahme Britanniens lebten und mit kämpften, sind, welche nun durch den Druck zu allgemeiner Kunde kommen werden. Talieſſin, Aneurin, Myrzin, Llywarch Hen, Meigant und Golyzan (das z ist das jetzige engl. th) sind die Namen der alten kymrischen Sänger und Hel-

besorgend, es möchte, wie ehedem zu Bellowes, und dann Brennus, und nachmals der Kimbern und Teutonen Zeit, dieser neue, über die alten Grenzen ausgetretene, germanische Völkerstrom sich nun bald auch über das benachbarte Italien ergießen, eilten herzu und setzten einen Damm. Julius Cäsar, der verschlagene, kriegserfahrene, kühne Feldherr, trat aus der nächstanliegenden, römischen Provinz (Provence) mit einem auserlesenen Kriegsheer hervor, schlug zuerst die Schweizer, früher der Kimbern, jetzt auch der Sueven Bundesgenossen, (57 vor Christo) aus dem Felde, und drängte sie hinter die Jura-Mauer wieder zurück. Dann führte er seine Legionen gegen den mächtigen und herzhaften Arioviſt selbst, brachte ihm bei Vesonz (Besançon), nachdem die Schlacht lange geschwankt, eine schwere Nieder-

---

den. Diejenigen Männer, welche die Herausgabe besorgen, die Herrn Owen und Williams, sind selbsten Abkömmlinge des alten Druiden- und Barden-Ordens, und versichern, daß theils durch mündliche, theils durch schriftliche, ununterbrochene, gewissenhafte Ueberlieferung, sie des Besitzes der geistigen Schätze ihres Ordens, von den ältesten Zeiten her, sich noch an dem heutigen Tage rühmen können; auch haben sie davon in der That schon manchen Beweis gegeben. (s. the History of the Anglo-Saxons etc by Sh. Turner. London 1799. Vol. I. p. 191. sqq. Von diesem schätzbaren Werke erscheint gegenwärtig eine dritte Ausgabe)

lage bei, und zwang auch ihn, sich mit der alten Heimath, disseit des Rheins, zu begnügen. Damit aber auch in Zukunft die Germanen dort zurück gehalten würden, beschloß Cäsar, das ganze Kältenland, im Westen des Rheines, den Römern zu unterwerfen, und dann, wo möglich, auch auf dem rechten Ufer des Stromes vorläufig einige feste Plätze anzulegen, von welchen aus man bei günstiger Gelegenheit weiter um sich greifen könnte. Zugleich wollte er sich im Kampf mit diesen Völkern, ein Heer zuziehen und an seine Person knüpfen, deß er sich in der Folge bedienen könnte, um seine ehrgeitzigen Pläne gegen sein eigenes, dazumal durch Partheiungen zerrüttetes Vaterland, den schwankenden Römischen Freistaat, in das Werk zu richten. Zum Unglück der Kälten litten auch sie noch fortdaurend an derselben Krankheit — Uneinigkeit — wodurch sie schon früher den alten Ruhm und Besitz in Italien verloren hatten, und nun bald, im eignen Vaterlande, schändlich zu Knechten der Ausländer erniedrigt werden sollten. Nicht nur die einzelnen Bezirke, sondern in denselben auch die mehreren Häuptlinge, lagen gegen einander in Fehde, und zersplitterten durch unbrüderliche Selbstsucht die Kraft, welche sie gegen die gefährlichen Nachbarn, die Römer, hätten zusammenhalten sollen. So geschah es, daß, während einzelne Bezirke und Häuptlinge einer des andern Meister seyn wollten, sie allzumal von einem Dritten unterjocht wurden,

dem schlauen und kühnen Cäsar. Einen harten Stand hatte jedoch Cäsar hiebei mit den Bälgen (d. h. Balgern, Kämpfern) einem Ast der Kimbern (d. h. gleichfalls Kämpfer), der über das Land an der Oberaisne, Schelde, Sambre, Maaß, Untermosel und am linken Ufer des Mittel- und Nieder-Rheins sich hinausgestreckt und verzweigt hatte in Bellowaker, Suessonen, Nerwier, Atrebater, Ambionen, Moriner, Menapier, Kaleten, Welokasser, Weromanduer, Atuatiker, Trierer u. a. m., welche insgesammt 30000 Krieger ins Feld stellen konnten.

Gegen diese Kraftmänner Kältiens zielt Cäsar zuerst, weil, wenn er nur erst diese erlegt hat, ihm die Niederwerfung der Uebrigen nicht schwer däucht.

Bei Bibrach, am Ursprung der Aisne, bricht er, ehe die Bälgen (Belgier) ihren Heerbann sammeln können, ihnen (56 vor Christo) ins Land, dringt rasch zur Sambre vor, schlägt den einzelnen Haufen der Nerwier (zwischen Sambre und Schelde) aus dem Wege, erstürmt die Atuatiker-Burg an den Quellen der Rupel, und legt dann sein siegreiches Heer für den nächsten Winter längs der Loire (wo 1815 Blücher lagerte) in fruchtbare, anmuthige Gegenden.

Darnach (55 vor Christo) treibt er ein Sueven-Heer, welches über den Niederrhein gesetzt war, um den Bälgen zu helfen, durch eine glückliche

Schlacht bei Düren, an der Rör, über den Rhein zurück, schlägt eine Brücke über den Strom, dringt in Westphalen ein, und drängt die Germanen eine Strecke ostwärts, um nicht so bald wieder von ihnen, bei seinen Unternehmungen im Westen des Rheines, gestört zu werden. Auch benutzte er diese günstige Zeit zu zwei Landungen in Britannien (bei Deal in Kent), theils, um seinen Ruhm durch Eroberung einer gleichsam noch unbekannten Welt zu vermehren, theils auch, um die Bewohner der brittischen Küste, Stammgenossen der Bälgen (dorten, was sie auch ursprünglich waren, Kymren genannt) zu schrecken, daß sie den Brüdern jenseit des Kanals nicht fürder Kriegshülfe leisten sollen.

Unter solchen Ereignissen war das Jahr 53 vor Christo herbeigekommen. Die Belgier, deren beste Krieger den Römer auf allen seinen Zügen begleiten, in Gefahren immer die Vordersten seyn, nichts desto weniger aber, ihr schönes Land von den falschen Freunden auf das Frechste bedrückt und ausgesogen sehn mußten, hatten endlich die Geduld verloren und einmüthiglich den Beschluß gefaßt, das Joch, welches durch List und Gewalt ihnen auf den Hals gelegt worden war, durch List oder Gewalt, wie es nun eben am besten geschehen könnte, wieder zu zerbrechen und abzuwerfen. Dieses löbliche Unternehmen auszuführen, traten hervor und an die Spitze zwei edle Helden:

Induziomar und Ambiorich;

Jener ein Trierer, dieser ein Eburone (zwischen Maaß und Rör).

Schon während Cäsars erster Abwesenheit in Britannien (55 vor Christo), hatte Induziomar das Befreiungswerk beginnen wollen. Er hatte die Edelsten, Kräftigsten, Tapfersten um sich gesammelt, die Germanen vom rechten Rheinufer zu Hülfe gerufen, und Kinder, Greise und Weiber in den unzugänglichen Ardennerwald, in Sicherheit gebracht. Aber sein eigener, nichtswürdiger Eidam Kingetorich*) (d. h. Reichsfürst oder reicher Fürst; im angelsächsischen „Kynrik") war, entweder aus neidischer oder feiger Selbstsucht ihm zuwider gewesen, hatte manche Schlechtgesinnte auf seine Seite gebracht, und dadurch es bewirkt, daß Induziomar nicht annoch vor Cäsars Rückfahrt aus Britannien hatte losbrechen können.

Statt den Römern Noth zu bereiten, ist nun der Held selbst hinein gerathen, und muß, vom falschen Eidam bei Cäsar verklagt, blutiger Rache gewärtig seyn. Dennoch verliert er die Besonnenheit nicht,

---

*) Vielleicht bedeutet das Wort einen Oberkönig, wie das gothische Thiod Kongr, d. i. Volkskönig, unter welchem die geringeren Häuptlinge (Fylki Kongr) standen.

macht gute Miene zum bösen Spiel und schickt Gesandte an den Römer, welche melden, „daß Induziomar, der Volksfürst, mit dem Gefolge der Edeln, nicht sogleich dem Cäsar habe entgegen reiten können, weil zu besorgen stehe, das Volk werde, wenn seine Häuptlinge entfernt seyen, nicht in Ruhe und Gehorsam gehalten werden können. Halte es aber Cäsar dennoch für gut, daß Induziomar zu ihm reise, so werde er sich unverweilt auf den Weg machen, und sein und des Landes Glück vertrauensvoll in der Römer Hände legen.“

Obgleich Cäsar wohl wußte, wie er mit Induziomar daran sey, wollte er sich doch jetzo in keine Händel auf dem Festlande verstricken, weil er noch einen Zug übers Meer nach Britannien vor hatte: deßhalb verschob er die Rache auf eine gelegnere Zeit, und suchte vorerst nur die Kräfte Induziomars zu lähmen und zu binden. Er lud deßhalb ihn und 200 der Edelsten, als Bürgen für die gelobte Treue, freundlichst zu sich ein, und redete ihnen gar holdselig zu, ihrer Pflichten gegen das weltbeglückende, unüberwindliche Rom stets eingedenk zu bleiben. Dann nahm er aber die Häuptlinge der Trierer noch ins besondere und Jeden einzeln vor, und gab ihnen den Rath, nicht zu dem übelberüchtigten Induziomar, sondern zu dem vortrefflichen Kingetorich sich zu halten, was ihnen, abseiten Roms, sehr großen Nutzen bringen werde.

Wie schmerzlich Induziomar es auch empfinden mochte, so hinterlistiger Weise sein Ansehn, seine Macht, und dadurch die süßeste Hoffnung seines Lebens — Wiederherstellung der Ehre und Freiheit der Belgier — gefährdet zu sehen; so mußte er für jetzo sich doch in die böse Zeit schicken und eine günstigere geduldig abwarten. — Und sie kam! Cäsar war (54 vor Christo) zum zweiten Mal nach Britannien übergesetzt, hatte aber gegen die tapfern Kymren daselbst, mit seiner großen Macht, wenig ausrichten können, und war, als der Winter herannahte, nach Bälgenland zurückgeschifft. Aber auch hier hatte er es nicht zum Besten getroffen und sich gezwungen gesehen, wegen mißrathener Erndte, seine 8 Legionen (100000 Mann) über eine Strecke von 20 Meilen auseinander zu legen.

Diesen günstigen Umstand beschließt Induziomar stracks zu benutzen. Seine Bundesbrüder, Ambiorich (Weitum-reich) und Kattivulk (oder vielleicht Kattiwald, d. h. Krieg-gewaltig), Häupter der Eburonen (zwischen Maaß und Rhein) brechen, wie er winkt, plötzlich hervor, das Winterlager von 10000 Römern in ihrem Bezirk zu überrumpeln. Aber Sabinus und Cotta, die Befehlshaber, sind auf der Hut, eilen beim ersten Lärm auf die Wälle, und senden den Eburonen, die vor Sturmwuth nicht um sich schauen, aus abgelegenem Thor schnelle Geschwader spanischer Reuter in die Seite

und in den Rücken. Die Ueberrumpelung ist verunglückt. Ambiorich zieht die Seinen in Eil an einen sichern Ort zurück. Da die Gewalt nicht hat gelingen wollen, wird nun eine Kriegslist versucht: denn einen Feind, wie die Römer es waren, durfte man wohl mit gleicher Münze bezahlen. Er ladet also die römischen Befehlshaber zu einer Unterredung ein, damit, wie er sagt, die Fehde ohne weiteres Blutvergießen geschlichtet werde. Seine wahre Absicht aber ist, die Feinde, welche durch Waffengewalt nicht hatten aus ihren festen Lager geworfen werden können, durch das Schrecken der Worte hinaus zu schüchtern, und dann, sobald man sie im Freien haben würde, zu verderben. Den Römern, ohnedem bei Entfernung der übrigen Waffenbrüder nicht wohlgemuth, kam der gütliche Antrag sehr gelegen. Es ritten sogleich Arpinius, ein Römer, und Junius, ein Spanier, Ambiorichs Gastfreund, zu ihm hinaus. Er empfing sie mit freundlichen Worten, erzählte, wie Cäsar ihm manche Gutthat erwiesen, und deß eingedenk er jetzo auch nicht mit eignem, freien Willen das römische Lager angegriffen habe, sondern von seinem Volk dazu gezwungen sey. „Denn“ sagte er „bei uns stehn nun einmal die Sachen dergestalten, daß das Volk nicht mindre Gewalt über mich hat, als ich über das Volk habe. Aber auch meine Eburonen hätten diese Fehde wohl nicht angefangen, wenn sie nicht, mochten sie wollen oder nicht,

von dem plötzlichen Aufstand aller Kälten mit in den ungeheuren Wirbel wären fortgerissen worden: denn für einen so gar einfältigen Mann werdet ihr mich doch nicht halten, daß ich mir einbilden sollte, ich mit den Meinigen allein, könnte die mächtigen Römer übermeistern. Aber nun hört und bedenkt ernstlich, was ich euch jetzo, als ein wohlmeinender Freund, eröffnen will. Das ganze Kältenland hat einmüthig beschlossen, an diesem heutigen Tage mit einem Mal über sämmtliche Winterläger Cäsars herzufallen, damit der vereinzelten Legionen keine der andern helfen könne. Abschlagen konnte ein Kälte dem andern diese Aufforderung nicht, zumal, da es Wiedererlangung gemeiner Freiheit gilt. — Meiner Pflicht gegen den Bund, hab ich übrigens mich jetzo entledigt: Ich hab euch angegriffen, wie ich's versprochen. Nun kommt meine Pflicht gegen Cäsar, dem ich Dank schuldig bin, an die Reihe; und auch diese will ich jetzo erfüllen: deßhalb, Arpinius, warne ich dich, und dich, Junius, meinen Gastfreund, bitte ich, — seyd auf eure Rettung bedacht! Ein großer Haufe Germanen ist im schnellen Anzug, ist schon über den Rhein gesetzt, ist binnen zwei Tagen hier zur Stelle. Darum, wenn der Rath eines Freundes etwas gilt, macht euch unverweilt von dannen, ehe unsre Nachbarn es gewahr werden. Jetzo ist es noch Zeit. Rettet euch entweder nach dem Lager des Cicero, oder des Labienus, die euch die nächsten sind. Noch

ist's möglich, dahin zu entkommen. — Ich meines Theils verspreche und schwöre euch, daß, so weit mein Gebiet reicht, ihr in vollkommner Sicherheit abziehen sollt. Geschieht dies, so hab ich sowohl mein Volk, das nun eurer Winterlagerung entledigt wird, wohl berathen; als auch Cäsarn, wegen seiner Verdienste um mich, die schuldige Dankbarkeit erwiesen*)." — Nachdem er dieses gesprochen, zog er ab mit den Seinen. — Im Römerlager aber wurde bis tief in die Nacht Kriegsrath gehalten, ob man Ambiorichs zwar zweideutigen, aber doch vielleicht heilsamen Rath befolgen, das Lager verlassen, und, da es noch Zeit sey, bei den nächsten Legionen Schutz suchen, oder ob man bleiben und sich hinter den festen Wällen unverzagt wehren solle, bis Hülfe komme. — Für das Letztere stimmte Cotta, für das Erstere Sabinus, dessen Rath die Oberhand gewann. Mit Tagesanbruch also machten in einem langen, unverwahrten, unendliches Gepäck nachschleppenden Zuge die Römer sich auf den Weg, als ob nun gar nichts weiter zu besorgen sey. Aber sie sollten es bald inne werden, daß von denen, welchen sie seit 5 Jahren

*) Da wir diese Rede, wie alle diese Nachrichten, aus des feindseligen Römers, Cäsars, Schriften (Bulletins) schöpfen müssen, darf uns wohl die Besorgniß anwandeln, daß Cäsar nicht eben zu Gunsten seiner Feinde erzählt haben werde.

so viel Böses zugefügt hatten, eben nichts Gutes hätte erwartet werden dürfen. Denn kaum hatten sie sich 2000 Schritte vom Lager, (wo Ambiorichs Gebiet aufhörte), entfernt, und waren in ein ziemlich geräumiges Waldthal hinab gestiegen, als zu beiden Seiten der Straße und hinterwärts und vorwärts der bälgische Hinterhalt hervorbrach, hier den Nachtrab in die Tiefe hinunter drängte, dort dem Vortrabe sich entgegenstemmte, und am ungelegensten Orte für die Römer, den Kampf anhub. — Sabinus, der Leichtgläubige, auf so plötzliche Gefahr nicht angeschickt, lief zitternd umher, suchte Ordnung zu schaffen, konnte aber nichts zu Stande bringen, wie denen, welche erst dann Rath halten, wenn gehandelt werden muß, es gemeiniglich zu begegnen pflegt. Aber Cotta, der, was sich ereignen könnte, wohl erwogen, und deßhalb vom Auszug abgerathen hatte, verlor nun auch jetzo die Fassung nicht, befahl, das Gepäck dahinten zu lassen und schnell in einen Kreis zusammen zu treten. Das römische Kriegsvolk schrie Jammer und Noth über die schönen Sachen, welche den Eburonen preis gegeben werden sollten, und noch Mancher lief von den Fahnen hinweg, um wenigstens das Köstlichste zu retten. Endlich kam denn eine feste Schlachtordnung noch wirklich zu Stande. Doch auch dieses wollte nun nicht mehr helfen. Denn die Führer der Eburonen hielten gleichfalls die Ihrigen fest zusammen, indem sie ihnen vorstellten, daß,

wenn nur erst die Römer besiegt wären, worauf alles ankomme, dann auch der Römer Gut ihnen gehöre. — Als aber bald darauf die Römer cohortenweis bald hie, bald da einen Anlauf gegen die Eburonen machten, und dann jedes mal viele derselben zu Boden streckten, gab Ambiorich schnell Befehl, nur aus der Ferne Wurfgeschoß auf die Feinde zu schleudern; da, wo sie zum Anfall vorrückten, geschwind auszuweichen, eben so hurtig aber nach zu dringen, sobald sie wieder sich in den Kreis zurück zögen. Und dieser Befehl wurde trefflich ausgerichtet. Sobald eine Cohorte aus dem Kreis hervordrang, zogen die derselben gegenüberstehenden Eburonen sich hurtig zurück, die zur Rechten und Linken aber warfen flugs der vorrückenden Cohorte eine solche Menge Geschosse in die bloßgegebenen Seiten, daß sie bald wieder umkehren, und nun, außer diesen Seitenangriffen, auch den Nachsturm im Rücken aushalten mußten, und nur mit äußerster Anstrengung sich vor einer gänzlichen Umzingelung schützen konnten. Wollten aber die Römer sich im Kreis zusammen halten, so wurden sie ungerächt rottenweis vom Hagel der feindlichen Geschosse, die überall das Ziel treffen mußten, niedergeschmettert. So dauerte das heillose Treffen von frühmorgens bis gegen die Nacht. Mancher römische Führer war verwundet, mancher gefallen. Zuletzt erhielt Cotta selbst einen Wurf ins Gesicht. Nun gänzlich außer Fassung gesetzt, durch dieses neue Unglück,

sandte der rathlose Sabinus an Ambiorich, den er nicht weit von dieser Stelle die Eburonen zu rastlosem Kampf anfeuern sah, den Cnejus Pompejus ab als Dolmetscher, und ließ ihn bitten, er möge seines Freundes Sabinus und der Seinigen schonen. Ambiorich entgegnete: „Will Sabinus mit mir reden, so mag er kommen. Mein Volk, hoffe ich, wird den Römern das Leben schenken. Dem Sabinus selbst — das verspreche ich auf Treue und Glauben — soll kein Haar gekrümmt werden.“ Sabinus thut diesen Bescheid seinem verwundeten Waffenbruder Cotta kund, und ladet ihn ein, mit hinüber zu reiten, weil doch nur auf diesem Wege Lebensrettung zu hoffen sey. Aber Cotta will sich bewaffneten Feinden nicht in die Hände liefern, und schlägt den Antrag ab. So reitet denn Sabinus allein mit seinen Obristen und Hauptleuten zum Ambiorich hinüber. Man legt die Waffen ab. Die Unterredung hebt an, wird aber bald immer lauter, bitterer, heftiger; Worte werden zu Schlägen; plötzlich entsteht, man weiß nicht wie, ein Gedräng und Getümmel*); Sabinus fällt. Furchtbares Schlachtgeschrei der Eburonen; Sturmlauf gegen den Römerkreis; Durchbruch und gänzliche Niederlage.

*) Cäsar verschweigt die näheren Umstände und spricht zweideutig, um den Ambiorich in Verdacht zu bringen.

Auch Cotta fällt. Ein jämmerlicher Ueberrest erreicht zurückfliehend das verlassene Lager, vertheidigt es bis zu den letzten, hinsterbenden Kräften noch bis in die öde Nacht, und sinkt dann ins eigene Schwerdt. Nur wenige mühselig Entronnene schleichen zu Labienus durch, und melden die klägliche Geschichte. — Ambiorich aber eilt ungesäumt mit den Reutern zu den benachbarten Atuatikern. Das Fußvolk folgt nach. Dann fliegt er, nachdem er dort den Sieg gemeldet, zu den Nerviern (zwischen Sambre und Schelde) und beschwört sie, die schönste Gelegenheit, sich auf immer frei zu machen, und an den Römern für alle erlittene Unbill zu rächen, jetzt nicht zu versäumen. „Zwei Feldherrn“ ruft er ihnen zu „und 10000 mit ihnen liegen im Staube. Nun laßt uns auch Cicero's Legion in die Unterwelt senden. Ich helfe!“

Und geschwind machen die Nervier sich auf, senden Boten in alle ihnen unterwürfige Bezirke, bieten alles, was Waffen schwingen kann, auf, und rennen Cicero's Winterlager, noch ehe er von Cotta's und Sabinus Unglück Kunde erhalten, grimmig an. Viele, die nach Holz und andern Bedarf ausgesandt sind, werden vom Reutervortrab weggefangen. Gleich darnach erscheinen die hellen Haufen der Eburonen, Atuatiker und Nervier vor dem Lager selbst, zum Sturm. Nur mit Noth halten die Römer die ersten Anläufe, gegen Wall und Thore, ab: denn die Bälgen

stürmen desto wilder und freudiger, weil sie gewiß sind, daß sie für immer Sieger seyn werden, wenn sie nun auch noch dieses Lager und Heer zerbrochen und zertreten haben. Cicero, in unsäglicher Bedrängniß, sendet Eilboten an Cäsar; aber alle Wege und Stege ringsum sind verlegt; alle Boten werden aufgefangen. Dennoch bleiben noch Cicero's Muth und Besonnenheit oben. Er läßt, während der Nacht, mit unglaublicher Geschwindigkeit 120 Thürme zimmern, und alles zur Gegenwehr Nöthige beschicken. Indeß nimmt mit jeder Stunde die Gefahr zu. Das Bälgenheer ist während der Nacht stark angewachsen, füllt die Wallgräben aus, läuft Sturm auf Sturm, immer grimmiger, immer gewaltiger. Aber Cicero bietet auch heute unerschütterlich die Spitze. In der Nacht arbeitet von neuem Alles, Gesunde und Kranke, Frische und Verwundete, an Gegenrüstung für den kommenden Tag. Balken werden zugespitzt und verkohlt, Geschosse zugerichtet, Thürme gezimmert, schützendes Flechtwerk angefertigt. Cicero selbst, obwohl schwächlich, gestattet sich keine Rast; er ist immer wach, immer auf der Hut. Itzt versuchen die Bälgen auch an ihm die Kriegslist, schicken Herolde mit Schreckensworten: „Alle Kälten sind in Waffen! die Germanen sind in hellen Haufen über den Rhein gesetzt! Alle Winterläger Cäsars sind in diesem Augenblick eingeschlossen und bestürmt. Sabinus und Cotta, mit 10000, sind vernichtet! Hoffnung auf

selbst hoffnungslose Waffenbrüder bleibt euch nicht übrig. Hört guten Rath! Belästigt uns nicht länger mit euren Winterlägern. Zieht ab, wohin es euch gefällt. Sicheres Geleit ist euch zugestanden.“ — Aber Cicero antwortet: „Römer sind nicht gewohnt, von bewaffneten Feinden Bedingungen anzunehmen. Wollt ihr aber Friede machen und Gesandte an Cäsar schicken, will ich gern dazu helfen, hoffe auch von Cäsars Milde für eure Bitten Gewährung.“ — Die Antwort gefällt den Belgiern übel. Zögerung droht Gefahr. Cäsars Blitze kennen sie. Schnell muß Cicero überwältigt werden, oder der ganze Plan geht zu Wasser. Sie greifen also mit verdoppelter Hitze zum Werk, schneiden, da es an Schaufeln und Spaten gebricht, mit den Schwerdtern Stücken Rasen los, scharren Erde mit den Händen zusammen, tragen sie in den Röcken zur Stelle, und sind so hurtig und eifrig, daß binnen drei Tagen Cicero's Lager durch einen Wall, eilf Fuß hoch, und einen Graben, 15 Fuß breit, gänzlich umzingelt und eingeschlossen ist. Dann bauen sie Thürme, schärfen Sicheln, zimmern Sturmdächer, wie sie es von den gefangenen Römern gelernt haben. Am siebenten Tage macht sich ein heftiger Sturm auf. Den benutzen sie, schleudern Feuerbrände, Brandballen, flammende Pfeile zwischen die römischen Hütten, und als nun auf und ab Alles brennt, und mit Gluth und Qualm erfüllt ist, schieben sie Thürme und Sturmdächer heran, und

wollen schon den Wall auf Leitern erklimmen. Aber zwischen Flammen, Dampf und Geschossen hält Cicero Stand, vertheidigt den Wall, und richtet unter den dichtgedrängten, wilden Sturmhaufen, wo Niemand ausweichen kann, ein ungeheures Blutbad an, besonders durch jene Wurfgeschosse, welche große Steine und Balken schleudern. Doch wird auch ihm mancher wackere Kampfgenoß verwundet, getödtet. Dazu ist das Lager, mit allen seinen Waffen und Vorräthen, ausgebrannt und ein Aschenhaufen. Verzögert zwar, doch unvermeidlich scheint der Untergang. Dennoch läßt Cicero, der Einzige, Muth und Hoffnung nicht sinken. Er hat einen vertrauten Nervier, einen Römerfreund, bei sich im Lager. Dieser bewegt durch großen Lohn seinen schlauen Knappen, mitten durch die Belagerer, die ihn für einen der Ihrigen halten, zum Cäsar durchzuschleichen und die Noth zu melden. Der fliegt unverzüglich mit zwei Legionen (14000 M.), die er eben bei sich hat, zu Hülfe; und alle übrigen erhalten Befehl, schleunig zu folgen. Ein kühner, verschlagener, kältischer, den Römern dienstbarer Reuter sprengt heimlich voraus, um einen griechisch geschriebenen Brief an einem Pfeil ins Lager zu schießen, wenn etwan er selbst nicht sollte hineinschleichen können. Aber der Pfeil bleibt an einem Thurm des Walles haften, und wird erst am dritten Tage durch Zufall entdeckt und dem Cicero überbracht. Jedoch im selbigen Augenblick steigen in der Ferne blut-

rothe Dampfwolken auf. Das ist Cäsar, der mit Sengen und Brennen, um die Bälgen zu schrecken und zu verwirren, heran rückt.

Nun muß Ambiorich vom Lager ablassen, und sich zum Kampf, mit dem furchtbaren Cäsar selbst, anschicken. Dem aber meldet der Feinde Abzug, noch in derselben Nacht, jener schlaue Knappe, der ihm die erste Bothschaft überbracht hatte. Und kaum bricht der Morgen an, so erblickt Cäsar auch schon, von den ersten Sonnenstrahlen beleuchtet, die anrükkenden Haufen jenseit eines weiten Thales und eines Baches. Kunst muß ihm Zahl ersetzen. Er verschanzt sich in einem möglichst engen Lager. Er will noch geringer scheinen, als er ist, um die ungestümen Gegner zu einem unüberlegten Angriff zu locken. Aber auch diese, noch stärkeren Zuzug erwartend, machen halt, und Ambiorich läßt nur zuweilen Reuter vorsprengen. Endlich gelingt es dem schlauen Römer aber dennoch, seinen feurigen Widersacher in die Falle zu locken. Er läßt eines Tages seine Reuter vor den bälgischen ausreißen und ins Lager zurück flüchten. Flugs drückt das ganze Heer nach, dringt aus dem Thal zum Lagerhügel empor, schleudert Geschosse hinein, dünkt sich, da kein einiger Mann auf dem Wall erscheint, des Sieges gewiß und schreit: „Welcher Römer oder Kälte noch vor der dritten Stunde herüberkommen will, mag es in Sicherheit thun; nach dieser Zeit ist's zu spät!“

Während das Bundesheer, keines Angriffes mehr gewärtig, die Gräben zuwirft, und Jeder mit den Händen den Wall hinanklimmen will, macht plötzlich Cäsar aus allen Thoren einen raschen Ausfall, seine Reuterei bricht seitwärts und hinterwärts ein, das Fußvolk drückt nach; die überraschten Bälgen werden zersprengt, zermetzelt, den Hügel hinabgestürzt. Denn, ohne durch gefährliche Verfolgung in Sumpf und Wald, die Gunst des hellen Augenblicks zu verlieren, eilt Cäsar, durch das nun freie Thal, zu Cicero's Lager hinüber, und nun ist nicht nur dieser mit den Uebriggebliebenen gerettet, sondern, es sind auch Roscius in Armorica, an der Nordküste, und Labienus im Trierschen vor verderblichen Angriffen, die man auch ihnen zugedacht hatte, bewahrt. Induziomar, der es auf Labienus gemünzt hatte, muß jetzo, nachdem die Römer ihre Hauptmacht vereinigt haben, die Seinen eiligst in die Bergwälder der Mosel zurück führen.

Obgleich der plötzliche und allgemeine Schlag, welcher, wäre er gelungen, die Römer vom germanischen Boden des linken Rheinufers würde hinweggetilgt haben, mißrathen war, so ließen dennoch Induziomar und Ambiorich, unverzagte Degen, den Muth nicht sinken, und zwar um desto weniger, da Cäsar, dem es unter so unbeugsamen Leuten unheimlich geworden, mit seiner Hauptmacht sich wieder weit ab, und hinter die Aisne gezogen hatte.

Die beiden Helden setzen also ihr Werk unverdrossen fort. Ihre Boten schleichen überall umher und erkunden, weß Willens man sey da und dort. In der Finsterniß der Wälder, in abgelegenen Gebirgsschluchten werden nächtliche Berathungen gehalten. Auch die berühmten Semnonen, die es nicht ertragen können, daß sie, welche bisher alle übrige Völker an Kriegsruhm überglänzt, und Rom selbst einst in Asche gelegt haben, nun sollen von denselben Römern verdunkelt und deren Knechte seyn, treten zum Bunde, und jagen den ihnen vom Cäsar aufgedrungenen Cawarin, obgleich dessen Vorfahren Volkshäupter gewesen, aus dem Lande. Immer heller glänzt Induziomars Hoffnungsstern. Um aber des glücklichen Erfolgs dießmal vollkommen gewiß zu seyn, sendet er Boten auch zu den Germanen am rechten Rheinufer, verheißt reiche Beute, und meldet, daß der größere Theil des verhaßten Römerheers bereits niedergemacht und nur der geringere noch abzuthun sey. Jene drüben wollen's aber doch jetzo nicht schon wieder wagen, weil es ihnen, antworten sie, bereits zweimal übel gerathen sey, und am schlimmsten unter Arioviſt. Induziomar indessen läßt darum die Hoffnung nicht sinken, sammelt seine Wehren, übt sie in den Waffen, kauft bei den Nachbarn Rosse, ruft Alle, welche irgendwo von den Römern geächtet und verjagt waren, unter seine Banner. Durch ausdauernden Muth, durch glühende, unauslöschliche

Vaterlandsliebe, durch Klugheit und Kriegskunst hat er sich einen so weitstrahlenden Ruhm geschaffen, daß aus allen kältischen Landen Gesandtschaften bei ihm eintreffen, und öffentlich oder insgeheim seine Bundesbrüderschaft suchen. An der Seine waffnen sich die Semnonen, an der Loire die Karunter; zwischen Schelde, Sambre und Maaß die Nervier und Atuatiker. Aller Orten treten Freiwillige zusammen und warten nur noch, daß Induziomar seine Banner erhebt, um sich zu ihm zu schaaren. Darauf rufet, der Ordnung gemäß, Induziomar alle Wehrhaften zu feierlicher Versammlung; und eilends sind sie da: denn wer zuletzt kommt, muß, nach altem Gebrauch, die Saumseligkeit mit dem Leben bezahlen. — Der Fürst hebt damit an, daß er seinen Eidam, den Verräther Kingetorich, der mit Cäsar umherzieht, öffentlich anklagt, der alsdann von den Druiden (der heiligen Priesterschaft), als ein Feind des Vaterlandes, in den Bann gethan, und aller Ehren, Rechte und Güter verlustig erklärt wird. Darnach meldet Induziomar der Versammlung, wie er von den Semnonen, den Karuntern und andern wackeren Brüdern, aufgefordert worden sey, ihnen zuzuziehen, und unterwegs das Gebiet der abtrünnigen Rhemenser zu verheeren. „Zuvor aber“ setzt er hinzu, „müssen wir dem Labienus, dem römischen Laurer an unserer Mosel, das Garaus machen.“

Der Rath ist gut; aber die Ausführung ist schwer: denn Labienus hat schon, durch Kingetorich und dessen heimlichen Anhang, von den Beschlüssen der Volksversammlung Wind erhalten, und ist in seinem ungemein festen und wohlgelegenen Lager Nacht und Tag auf der Hut. Es dauert auch nicht lange, so erblickt er von den Wällen den Reutervortrab, und Induziomarn an der Spitze, wie sie dort und dahin schweifen, um des Orts Gelegenheit zu erkundigen. Ja, unterweilen sprengen sie bis an den Graben, und lassen ihre Pfeile ins Lager schwirren. Aber Labienus hält sich ganz still und sucht ihnen, so viel er nur kann, die Meinung zu erwecken, als fürchte er sich. Während dessen hat er aber, bei nächtlicher Weile ganz unvermerkt, eine bedeutende Verstärkung an Reutern in's Lager gezogen, und als nun Induziomar nach seiner Gewohnheit abermals ganz nah heranreitet, und sich den größten Theil des Tages über unter den Wällen verweilt, das Lager beschießt, die Römer durch Spottreden zum Kampf im Freien heraus fordert und dann, wie gewöhnlich, des Abends wohlgemuth und sorglos wieder abreitet, und sein Gefolg sich dorthin und dahin zerstreut, läßt Labienus plötzlich aus zwei Thoren alle Geschwader hervorstürzen, mit Befehl, sich nirgends bei den andern Geschreckten und Zersprengten aufzuhalten, sondern mit gesammter Macht, einzig und allein auf Induziomar Jagd zu machen, und ihn nieder zu

metzeln, welches dann soll hoch belohnt werden. Denn Labienus urtheilt sehr richtig, daß, wenn er dem Körper des Bundes nur erst das Haupt abgeschlagen habe, der Rumpf, wenn auch noch so groß, dennoch von selbst stürzen und zerfallen werde. Und es gelingt ihm. Da alle auf den Einen zu fahren, wird er in der Fuhrt des Flusses ereilt, niedergemacht, und sein Haupt mit Jubel in's Lager getragen.

Mit dieses Helden Fall sank, wie Labienus voraus gesehen, des ganzen Bundes Hoffnung zu Boden. Der Eburonen und Nervier schon gesammelte Schaaren gingen traurig auseinander. Und nun erst mochte sich Cäsar einiger Ruhe erfreuen: Doch nicht auf lange Zeit. Ambiorich ist noch am Leben. Dieser treffliche Degen thut, als er Induziomars Fall vernommen, ein heiliges Gelübd, daß er, was Jener begonnen, mit Daransetzung seines Gutes, Leibes und Lebens vollenden, oder ihm in den Tod nachfahren will. Aber ein gleicher Muth und Ernst, jene Vollendung zu verhindern, beseelt auch seinen mächtigen, tapfern und ungemein klugen Gegner, Julius Cäsar. Und so dauert denn der heiße Kampf, für und wider die Freiheit und Ehre der Germanen, rastlos fort.

Sobald es nur irgend die Jahreszeit erlaubt, ist (53 vor Christo) Cäsar mit allen Legionen aus den Winterlägern auf, durchstürmt, ehe die vereinzelten Gegner sich unter Ambiorichs Banner sammeln

können, das Land nach allen Seiten und zwingt die Nervier, die Semnonen, die Karuntet, die Menapier, die Trierer zu neuer Unterwerfung und Waffenruhe. Und damit nicht etwa die überrheinischen Germanen, besonders die mächtigen, kampflustigen Sueven, dem Ruf Ambiorichs, zum linken Rheinufer hinüber, folgen mögen, setzt er, nachdem er den Rücken gesichert, abermals, vermittelst einer Brücke, auf das rechte Ufer hinüber und schreckt, durch sein plötzliches Erscheinen, die Sueven weit vom Gestade hinweg in das Dickicht ihrer Wälder. Dann bricht er die Brücke wieder ab, läßt aber einige Joche und einen Thurm, bewacht von 12 Kohorten, stehen, um jene drüben durch Furcht seiner Wiederkunft zu verschüchtern. Nachdem er auf diese Weise sich gegen die Angriffe aus Osten und Westen verwahrt hat, richtet er seine ganze Heeresmacht wider den Einzigen, der ihm gefährlicher erscheint, als alle, den Ambiorich. Denn so lange dieser redliche Vaterlandsfreund noch lebt, hält Cäsar das Land nicht für erobert, das Volk nicht für unterjocht. Aber auch jetzo, wo Ambiorich alles Beistandes disseit und jenseit beraubt ist, wagt Cäsar dennoch es nicht, offen, mit ehrlichen Waffen sich an ihn zu machen, sondern schleicht heimlich hinzu, um plötzlich auf den Unbewehrten einzuspringen und ihn zu erwürgen. L. Minucius Basilius ist mit leichten Reutern voraus, so still, daß nicht einmal Lagerfeuer angezündet werden dürfen, durch-

streicht den Ardennerwald auf geheimen Pfaden, erscheint jählings vor Ambiorichs Gehöfd im abgelegensten Dickicht, und stürmt sogleich gegen den Eingang. Dennoch gewinnt er nichts. Das unerschrokkene, treue Gefolg des Helden, mit dem Haupt, nach deutscher Sitte, auf Tod und Leben verbunden, hat geschwind die Waffen ergriffen, springt hervor, schlägt im engen Zugang den Anfall zurück und schafft dem Herzoge Zeit, nicht nur sich selbst aufs Roß zu werfen und waldein zu sprengen, sondern zugleich auch alle Kriegsgeräthschaft, Pferde und Wägen glücklich davon zu führen. Kaum hat er aber sich selbst in Sicherheit gebracht, so fliegen auch schon seine Boten nach allen Seiten, melden den Einbruch, und weisen Zufluchtsörter in Dickicht und Sumpf an. Die Seeanwohner bergen sich auf Inseln; die Bergbewohner in Schluchten und Klüften. Kattivulk, ein greiser Fürst, zieht den Tod der Gefangenschaft vor, und bringt durch einen Taxustrank seine freiheitliebende Seele in Sicherheit. Aber Cäsar, ergrimmt, daß Ambiorich ihm dennoch entgangen, ruft alle anwohnende Völkerschaften auf, das Land der Eburonen nach Lust und Gefallen zu plündern und zu verheeren. Selbst die überrheinischen Germanen ladet er ein. Da wäre aber in die Grube, welche er den Eburonen graben wollte, um ein Haar breit sein eignes Volk gefallen. Denn als auf jene Einladung die wilden Sigambern mit 2000 Reutern über den Rhein

geschwommen sind und das Eburonenland durchstreifen, ruft ein Versteckter ihnen zu: „Brüder, was streift ihr hier nach unehrlicher, elender Beute, da euch ganz nah das schönste Glück lacht? — In drei Stunden könnt ihr zu Atuatuca seyn, wo alle Schätze des Römerheers aufgehäuft liegen, von so geringer Schaar bewacht, daß nicht einmal die Mauer gehörig besetzt ist, noch viel weniger aber ein Ausfall auf euch gethan werden kann.“ — Das ist den Sigambern eine fröhliche Nachricht. Das Ebentheuer wollen sie flugs bestehen. Sie nehmen, ohne sich einen Augenblick zu versäumen, den Eburonen zum Wegweiser, und traben hurtig durch den Wald nach Atuatuca. Von dort hatte Cicero jetzt eben 5 Kohorten und 300 Wiedergenesene nach Lebensmitteln ausziehen lassen, welchen auch eine Menge raublustiger Troß nachgelaufen war. Und nun traben im nächsten Augenblick die 2000 Sigambern aus dem Walde hervor, spornen die Rosse, und fliegen so schnell aufs Lagerthor zu, daß alle Kaufleute, die außerhalb des Walles ihren Kram ausgelegt haben, im Nu weggefangen sind. — Welch ein Schreck! Welche Bestürzung! Kaum hält noch die eben auf Wacht stehende Kohorte den ersten Anfall ab. Wie Wirbelwind umsausen die Sigambern den Wall von allen Seiten, ob nicht irgendwo ein anderer, leichterer Zugang zu finden sey. Die Römer stecken in Todesangst: denn sie fürchten, Cäsar selbst sey mit all' den Seinen erschlagen, und dieß sey

hier nun der Vortrab der siegreichen Feinde, der Herold des nahen Unterganges aller Römer in diesem grauenvollen Lande.

Die Todtenstille im Lager bestätigt den Sigambern des Eburonen Versicherung, daß drinnen wenig Volk sey. Sie rennen immer heftiger an, um geschwind durch zu brechen, und ermuntern Einer den Andern, einen so herrlichen Fang nicht entwischen zu lassen. Und es wäre ihnen ohne Zweifel gelungen, wenn nicht ein heldenmüthiger Hauptmann, Baculus, welchen Cäsar krank zurückgelassen hatte, trotz seiner großen Schwachheit, sich vom Lager aufgerafft, dem nächsten Soldaten die Waffen entrissen und sich in das schon fast verlassene Thor gestellt hätte. Dieses Muster und die hinzukommende Schaam trieb immer mehrere an seine Seite, und der Kampf wurde wenigstens so weit wieder hergestellt, daß der Zugang nicht gänzlich preis gegeben blieb und mindestens doch ein Schein von Vertheidigung zurückkehrte. Als endlich das Geschrei und Getös auch denen, welche auf Futter und Raub ausgezogen waren, zu Ohren kam, kehrten diese eilends um, sahen die verzweifelte Lage der Dinge, wußten aber nicht, was sie beginnen sollten, da sie meistens aus Neugeworbenen und Ungeübten bestanden, blickten ängstlich ihre Führer an, und erwarteten von daher Weisheit. Aber auch diese waren durch die unerklärliche und ungeahnete Erscheinung dieser Menge wilder, fremder Krieger wie be-

täubt, und wußten nicht, was sie beginnen sollten. Die Verwirrung vollständig zu machen, stutzten nun auch die Sigambern selbst, als sie plötzlich den neuen Schwarm draußen gegen sich heranziehen sahen. „Am Ende ist das gar Cäsar selbst mit seinen Legionen!“ dachten sie und wollten schon umlenken. Aber beim zweiten und nähern Blick kam ihnen das geringe, verblüffte Häuflein doch zu verächtlich vor, und sie beschlossen, damit es ihnen nicht weiter hinderlich wäre, es flugs nieder zu reiten. Nun ging auch draußen die Noth an. Der Troß wollte sich auf einen Hügel retten, ward aber von den Sigambern augenblicks wieder hinab geworfen, und gerieth nun, jammernd und schreiend, zwischen die Kohorten, wo er Schutz suchte und die Angst und Verwirrung vermehrte. Die Jungen und Unerfahrnen meinten, man müsse, koste es was es wolle, den Hügel behaupten; aber die 300 Alten riefen: „Schließt euch! Bildet einen festen Keil! Schlagt euch durch!“ Und alle, welche das thaten, kamen davon. Die andern, welche die Zeit mit Zögern verloren, anfangs den Hügel behaupten, dann — zu spät — sich nun auch noch zum Lager durchschlagen wollten, wurden umzingelt und niedergemacht. Darnach nahmen die Sigambern, weil sie einsahen, daß Erstürmung des Lagers schwerlich gelingen werde, die gewonnene Beute aufs Pferd, ritten lustig davon, und schwammen über den Rhein in ihr Land zurück.

Aus diesem Ebentheuer der kühnen Sigambern erwuchs dem hart bedrängten Ambiorich ein großer Vortheil: denn Cäsar hielt es nun nicht für rathsam, die Verfolgung des Helden landeinwärts länger fortzusetzen, weil sich unterdessen hinterwärts so gefährliche Geschichten ereigneten.

Alles konnte er dem edlen Eburonen rauben, nur nicht die unwandelbare Liebe und Verehrung der Seinen, und nicht den unerlöschlichen Heldenmuth und den unermüdlichen Eifer für die Befreiung des Vaterlandes.

Ließen sich aber wohl, da die Sachen so standen, die Gefahren, welche in diesem weiten, wilden, unheimlichen Lande, immer neu und anders sich hervorthun würden, berechnen? — Und durfte Cäsar hoffen, einer jeglichen, wie bisher, glücklich zu entgehen? —

Dieses Alles reiflich erwägend, ließ Cäsar seine Schaaren zusammen blasen, und kehrte in das feste Lager von Atuatuca zurück. — Zwar noch manchen Raubzug ließ er von dort durch das Eburonenland machen, aber den edelsten Schatz, wornach er die Krallen am meisten ausstreckte, Ambiorich, hob er nicht. Die Wälder und Schluchten der Ardennen bargen ihn, das treue Gefolg bewachte ihn so sorgsam, daß Cäsar zuletzt die Geduld verlor, den Raub aufpackte und nach der Seine zurück zog.

In den dortigen Gauen mußte Alles den Nacken unter seine Beile und Ruthen beugen, während Ambiorich allein Arm und Schwerdt frei behielt und durch Ansehn, Rath und Zuruf immer neue Bünde und Angriffe gegen Cäsar erweckte. In höchster Entrüstung wollte der Römer deßhalb noch zuletzt, koste es was es wolle, den unermüdlichen und, wie es schien, unverletzbaren und verzauberten Helden, fangen und vernichten. Auch hatte er Eil, denn er sah damals (52. 51. vor Christo) wohl voraus, daß er in diesen Landen nicht lange mehr verweilen dürfe, wenn er anders zu Rom, in jenem, durch Bürgerzwist getrübten Wasser, nach der Kaiserkrone fischen wollte. Deßhalb machte er noch einmal (51. vor Christo) einen plötzlichen Streif durch das Eburonenland, und dachte den verhaßten Widersacher in vermeinter Sicherheit diesmal ganz gewiß zu überraschen und zu verderben. Aber Ambiorich, mit Cäsars Schlichen längst bekannt, war auf der Hut, und wich dem Sturm so geschwind und geschickt aus, daß der Römer abermals mit leeren Händen da stand. Darauf fiel Cäsar im Uebermaaß seines Grimmes über Heerden und Hütten her, wüthete mit Morden, Brennen, Plündern über alle Beschreibung und meinte, hiedurch den Ambiorich bei den Seinen so verhaßt zu machen, daß sie ihn von sich stoßen oder wohl gar ausliefern sollten, wo er ihn denn, wie kurz nachher den unglücklichen Karnuter Guturnat

(Gut-Rath), würde haben zu Tode prügeln lassen, um den lieben Legionen ein kleines Schauspiel nach römischem Geschmack zu geben: aber die wackeren Eburonen litten Alles geduldig und blieben ihrem Herzog hold und treu. Auch dauerte es nun nicht mehr lange, so wurden sie erlöst. Der Ehrgeiz lockte Cäsarn aus ihrem Lande hinweg, hinaus über den Rubicon, in das gräßliche Getümmel der römischen Bürgerkriege, wo er in der Folge, als er, auf den Trümmern des umgestürzten Freistaats, seinen neuen Kaiserthron schon aufgebaut zu haben meinte, plötzlich durch Dolchstiche jämmerlich nieder gebohrt wurde.

Ambiorich aber blieb in Ehren, und ist — wie man wohl vermuthen darf — dem Cherusker Armin Vorgänger und Muster geworden.

Nach Cäsars Abzug blieben nur geringe, wenig lästige, römische Besatzungen hie und da in belgischen Festen. Bald wurden Handelsplätze daraus, wo sich Kaufleute ansiedelten und mit den Belgen Tauschhandel trieben. Auch Heerstraßen, Dämme, Brücken wurden angelegt. — So befreundeten sich die Lande westwärts dem Rheine zusehens mit den Römern. Unter Kaiser Augustus war es schon so weit gekommen, daß Belgien als römisches Besitzthum betrachtet und in 3 Bezirke: Ober- und Nieder-Germanien (Tungern), und eigentliches

Belgien getheilt und daselbst römisches Steuer- Gerichts- und Kriegs-Wesen eingeführt wurde.

Von nun an richtete Kaiser Augustus sein Auge auch auf das jenseitige, das eigentliche Germanien. Die Eroberung desselben sollte ihm Gallien und Italien decken, und nächst dem in den gewaltigen, germanischen Kriegern neue Gehülfen zu Bezwingung der übrigen Völker zuführen.

Er fing damit an, daß er Rhein-ab von Mainz bis Holland eine Reihe trefflicher Festen, besetzt mit dem Kern seiner Legionen, erbauete. Dann lockte er eine große Zahl Germanen, die an Ebentheuern und weidlichem Leben Gefallen fanden, in römischen Kriegsdienst; und als dieses Alles nach Wunsch gelungen war, schritt er zur Vollendung des Werkes. Er hieß Drusus, seinen Stiefsohn, einen ruhmdürstigen, hochfliegenden, geistreichen, waffenkundigen Jüngling, sich zu einem ersten Feldzug nach Nordgermanien rüsten. Und das Wagstück gelang. Denn nachdem Drusus klüglich die Freundschaft der Chatten gewonnen und auf dem Taunus (d. i. Zaun) eine Feste gebaut hatte, um sich die rechte Seite zu sichern, fiel er plötzlich den Sigambern und Usipetern (zwischen Sieg und Lippe) auf den Hals, und wandte sich dann nordwärts zu den meeranwohnenden Friesen, denen er Hülfe gegen ihre Nachbarn, die Chauken (zwischen Ems und Elbe, an der Seeküste), versprach. Dadurch

gelang ihm, was er eigentlich suchte, die Errichtung einer Feste am Ausfluß der Ems; von woher künftig, bei günstiger Gelegenheit, er plötzlich in das Herz Germaniens eindringen konnte, ohne die Gefahren und Mühen eines Landzuges in diesen wilden Gegenden übernehmen zu müssen.

Die Nordgermanen, bisher in ihren, vom fremden Fuß nie berührten Wäldern sicher, erschrecken, so unvermuthet sich angegriffen und noch mehr für die Zukunft sich bedräuet zu sehen. Sie schaudern vor einem ähnlichen Geschick, wie den Brüdern jenseit des Rheines zu Theil geworden ist. Deßhalb eilen sie alle, Usipeter, Tenchterer, Sigambern, Brukterer und Chauken, welche den Strich zwischen dem Mittel- und Nieder-Rhein und der Mittel- und Nieder-Elbe bewohnen, ein Bündniß zu Schutz und Trutz zu schließen, und dann vor allen Dingen die abtrünnigen Chatten durch Waffengewalt zur germanischen Sache zurück zu bringen. Aber kaum haben sie ihren Zug angetreten, so ist (11 vor Christo) auch Drusus schon wieder mitten in ihren, von der wehrhaften Mannschaft jetzo entblößten Bezirken, sengt und plündert und mordet ungehindert bis zur Weser hinaus. Hier aber treten, im Schirm des Stromes und des Waldgebirgs, ihm die herzhaften Cherusker (d. i. Härzker) entgegen und setzen der verheerenden Fluth einen Damm. Auch ist der Winter im Anzuge, und dazu ist's im Rücken nicht geheuer,

weil zu derselben Zeit das Bundesheer im Chattenlande übel hauset. Darum macht sich Drusus geschwind auf den Rückweg und gewinnt, nach blutigem Strauß mit dem Bundesheer, das ihm schon die Straße verlegt hat, noch eben eine sichere Stellung am Zusammenfluß der Else und Lippe, wo er dann stracks eine neue Feste, Aliso, anlegt. Und von hier aus zieht er am rechten Lippe-Ufer einen Heerweg bis zum Rhein, auf welchem dann hinfort starke Geschwader hin und her reiten und das Gewonnene bewachen und bewahren.

So haben sich nun die Römer drei Zugänge in das Innere Germaniens bereitet: Einen auf der Ems; einen an der Lippe; einen über das Taunusgebirg (Homburger-Höhe).

Das folgende Jahr wendet Drusus an, die Zahl der Zwingburgen und Schanzen in Niedergermanien zu vermehren, bei Mainz und Bonn steinerne Rheinbrücken zu bauen, und den Strom selbst mit bewaffneten Fahrzeugen zu bedecken. Dann tritt er (10 vor Christo) einen neuen Zug an, schlägt die von Rom wieder abgefallenen Chatten, und dringt — er, der erste Römer — bis zur Elbe. Auch über diesen Strom will er setzen; aber drüben steht das furchtbare Heer des Suevenbundes in fester Schlachtordnung und wehrt ab. Zudem gehn ihm die Lebensmittel aus, und eine kühne, germanische Priesterinn von übermenschlicher Größe tritt plötzlich

vor ihn und spricht: „Wohin drängst du, Drusus, Unersättlicher? — Nicht dir ist dieses Alles vom Schicksal beschieden. Kehr um! Deine letzte Stunde ist nah!“ — Und er kehrt um, von unheimlichen Ahnungen durchschaudert, thut unterwegs mit dem Roß einen schweren Fall und verscheidet zu Mainz, wo der Eichelstein, sein Denkmal, noch heute steht, an den Folgen des Sturzes.

Jetzt sey es Zeit, — meinen die Sigambern, — Rom die erlittne Unbill zu bezahlen, setzen über den Rhein, und plündern jenseits im römischen Lande. Aber Augustus schickt ihnen schnell des Drusus Bruder, den arglistigen Tiberius*), entgegen. Der fingt sie und die Usipeter und Tenchtern durch süße Worte in Schlummer, und fällt dann plötzlich über sie her (8 vor Christo) und richtet sie fast zu Grunde. Andere Germanen, besonders Häuptlinge und Vornehme, lockt er durch Geschenke, Ehrenbezeugungen und Versprechungen in die Netze der gefährlichen Römerfreundschaft, nicht ahnend, daß unter denen, welche jetzo nach Rom kommen, um für römischen Dienst gewonnen und gebildet zu werden, auch der Furchtbare sey, welcher einst die römischen Netze

*) S. Vellejus lib. 2. cap. 104. sqq. Vellejus, ein Heergenosse Tibers, schreibt als Augenzeuge, leider aber auch sehr oft als Schmeichler.

zerreißen und Germanien wieder frei machen werde, Armin (Hermann), der Cherusker, Siegmars Sohn.

Die Römer indessen fahren wohlgemuth, als ob alles Schwerste schon abgethan sey, fort, nun auch im Innern Germaniens zwischen Rhein und Weser, überall Schanzen, Zwingburgen, Brücken, Dämme und Heerwege anzulegen, Handel und Wandel in Schwung zu bringen, und römisches Steuer- Gerichts- und Kriegs-Wesen einzuführen. Und das gelingt ihnen um desto leichter, da zu dieser Zeit die Völkerzweige des germanischen Stammes durch eine arge Zertrennung zerrissen sind: denn der ehedem mächtige Suevenbund ist aus einander gegangen, und aus einigen Stücken desselben hat Marbod (d. h. gebietender Fürst) in römischen Künsten zu Rom geübt, begonnen, sich an der Donau ein Königreich zu zimmern, zu dessen festem Mittelpunkt er klüglich das gebirgummauerte, fruchtbare, reiche Böhmen (Böheim d. i. Heimath der Bojer) auserkohren hat. Sein Heer aus Markomannen und Suevenbündnern (Semnonen, Gothen) und unterjochten Bojern zählt an 100000 Mann. Mit andern Nachbarn: Langobarden, Quaden u. s. w. sucht er vorläufig Freundschaftsbündnisse zu schließen.

Während Marbod mit großer Klugheit, entfernt von der römischen Grenze, nun unbehindert sein neues Markomannenreich im germanischen Süd-Osten

aufbauet, und bis zur Weichsel ausbreitet, zieht sich (um die Zeit der Geburt Christi) im Nordwesten ein drohendes Gewitter zusammen. Denn immer schmerzlicher werden die dort wohnenden Germanen es inne, daß sie an den Römern nicht Freunde, sondern Herrn erhalten haben. Einige wagen voll Unmuth den Versuch, das Joch wieder abzuschütteln; aber es ist, wie es scheint, schon zu spät. Tiberius fällt (3 nach Christo) den Vereinzelten mit Uebermacht auf den Hals, und drückt, bis zu den Ufern der Elbe, alle, die nicht freiwillig den römischen Kaiser anbeten wollen, durch Gewalt in die Kniee. Nur mit einem starken Heer des Suevenbundes, das in dieser Noth sich noch einmal jenseit der Elbe versammelt, mag er es für jetzo nicht aufnehmen und kehrt nach dem Rhein um. Aber nächstens soll auch dieser Bund, sammt Marbods aufblühendem Reiche, durch plötzlichen Anfall von vorn her und zugleich im Rükken zerscheitert, und dann ganz Germanien römisch werden. Schon dringen auch (5 Jahr nach Christo) zwei gewaltige Römerheere, eins vom Rhein her, das andere hinterwärts von der Donau, in welchem damals der 23jährige Armin deutsche Hülfsvölker führt, gegen Marbod an, als plötzlich im Rükken der Römer selbst, die geplagten Pannonier und Illyrier zu acht hundert Tausenden aufstehen und Italien, ja Rom selbst mit Schreck erfüllen. Schnell muß Tiberius mit Marbod Frieden schließen und

dessen neues Königthum anerkennen, und zurück eilen, um nur das neue römische Kaiserthum vor Umsturz zu bewahren*).

Roms Stunde hat noch nicht geschlagen. Der Aufruhr in Osten wird gedämpft; aber schon steigt im Westen aus den germanischen Wäldern zwischen Rhein und Weser ein neues Wetter auf, und aus dem Dunkel tritt eine glänzende Erscheinung hervor:

Armin (Hermin. Hermann)**).

Als Rom den Germanen Ketten schmiedete, war dieser Zerbrecher derselben dem Siegmar (Sigimer), einem Häuptlinge der edeln Cherusker (17 vor Chr.) geboren worden.

Kaiser August hatte den hochherzigen, handfesten, schnellfassenden, geistvollen Jüngling, dem das innere Feuer aus dem Antlitz und den blauen Augen blitzt***), als Befehlshaber deutscher Hülfsvölker nach Rom gelockt; auch den Bruder desselben, Flavius (Blondel), eines deutschen Namens unwerth. — Im Genuß der Hofgunst, in der Ueppigkeit des verderbten Italiens soll der Jüngling das arme, rauhe Vaterland vergessen

*) Vellejus l. 2. c. 109. Tacit. Annal. l. 2. Dio. l. 56.

**) Ar; Har; Her; deutet das Hehre, Erhabene, Herrliche an: die Ehre; die Wehr; das Heer. Darum ist Armin oder Hermann ein vielsagender Name.

***) S. Vellejus Patereulus II.

lernen. Seine Tapferkeit im oben erwähnten pannonischen Feldzuge, mit den Würden römischer Bürgerschaft und Ritterehre belohnt, soll für die Römer erglühen. Aber nur sein Arm ist bei ihnen, nicht sein Herz. Unter den Römern selbst rüstet er in der Stille sich emsig wider sie durch vollkommnere Kriegsübung. Dann kehrt er, nachdem sein Vater Siegmar zu den Vätern heimgegangen, in sein Land zurück, als vermeinter Römerfreund gern entlassen von August, der in seiner Thorheit wähnt, den ungemeinen Jüngling durch das Gemeine, — den persönlichen Vortheil, — für die römische Sache gewonnen zu haben.

Armin hat einsehen lernen, daß durch vereinigtes Wirken Aller, nach Einem Plan, unter Einem Oberhaupt, die Römer ihre Siege erfechten; daß durch Mangel an Vereinigung, aus Freiheitsliebe oder Neid, und durch planloses Kämpfen unter mehreren Anführern, die Germanen ihre Niederlagen erleiden, obwohl es ihnen an innerer Stärke nicht fehlt, da sie das Vertrauen zu sich selbst nicht verloren haben, und ihre Selbstständigkeit und Volksehre höher schätzen, als Gut und Blut. — Die Getrennten also zu vereinigen unter Einem Kriegsoberhaupt: das ist sein großer Gedanke. Den führt er aus.

Bedrückung und Räuberei des Q. Varus*), des geldgierigen, üppigen, aufgeblasenen, leichtsinnigen,

*) Vellejus. l. c. Dio. l. 56.

römischen Statthalters zwischen Elbe und Rhein, der die Deutschen nicht als Bundesgenossen, sondern als Ueberwundene und Unterthanen behandelt, und, noch nicht zufrieden mit ihrer Habe, auch Gesetz, Verfassung, Sitte, Gottesverehrung, Sprache Germaniens vernichten, und in allen Sachen römisches Wesen ihnen aufdringen will, hat längst Sehnsucht nach einem Retter erweckt.

Die günstige Stunde ist gekommen. Armin verkennt sie nicht. Er bemerkt mit inniger Freude, daß Varus in seinem Dünkel nichts fürchte, und eben deßhalb schon dem Verderben geweiht sey. Vorsichtig eröffnet er darauf seinen kühnen Rettungsplan anfangs nur Wenigen und Sichern, überzeugt sie von der Möglichkeit des Gelingens und schließt dann mit ihnen einen geheimen Bund. Durch diese Ersten werden bald immer mehrere Gleichgesinnte herzugezogen. Und da bei den Germanen der Herzhafteste, stets auch der Beliebteste und des allgemeinen Zutrauens gewiß ist, so wird Armin in den Volksversammlungen der Chatten, Chauzen, Sigambern, Brukterer und Cherusker zum allgemeinen Heerführer oder Herzog für künftige Fälle, wie es Volksgebrauch ist, bestimmt. Dem Varus selbst, wenn er mit dieser Wahl nicht unbekannt blieb, wird es angenehm gewesen seyn, einen Römerfreund, wofür Armin, der römische Bürger und Ritter, gehalten wurde, an der Spitze der deutschen Krieger, die, nach Varus

Meinung, sich doch nur für Rom waffnen konnten, zu wissen. Auch blieb ja, damit Varus nicht zu früh Unrath vermerke, in der Nähe des römischen Lagers Alles ruhig. Armin und die übrigen Häuptlinge der Germanen saßen oft an des üppigen, eiteln Römers Tafel, lobten seine Regierung, und priesen Deutschlands Verbesserung durch römische Weisheit und Feinheit; und da war denn der Thor leicht zu bereden, daß er mehrere einzelne Schaaren seines Heeres hierhin und dorthin im Lande verstreute, um, auf Bitten der germanischen Fürsten, die Wohlthat römischer Steuern, Gerichte und Sitten möglichst weiter zu verbreiten. So wird der Thor immer tiefer in Schlummer gesungen. Aber um ein Kleines wäre er dennoch zu früh wieder aufgeweckt worden, denn unter den germanischen Fürsten ist ein Vaterlandsverräther, Segest (Sieg-Gast; der Sieghafte), auch ein Cherusker, aber gegen Armin ergrimmt: denn dieser hat, wider Segests Willen, dessen holde Tochter Thusnelda*) zur Gattinn gewonnen. Auch ist Segest eifersüchtig auf des Jünglings Ruhm und Uebergewicht, und außerdem von dem unsaubern Geiste derer, welche weiche Ruhe mit Schande gefahrvollem Kampfe in Ehren vorziehen,

*) Wahrscheinlich von Thus oder Thuis d. i. Deutsch und Alda d. i. Jungfrau.

Deßhalb raunt er dem Varus ins Ohr, Armin und den Uebrigen nicht allzusehr zu trauen, damit er nicht von ihnen berückt und beschädigt werde. Der eitle Römer aber ist so weit entfernt, diesen Zuflüsterungen Gehör zu geben, daß er vielmehr sich schon durch den Gedanken, als ob es möglich sey, daß ein römischer Politicus durch plumpe Deutsche überlistet werden könnte, fast für beleidigt hält, und deßhalb den tölpischen Segest, aus welchem, wie er meint, nur der Neid und Haß gegen Armin spricht, mit hohem, unglaublichen Kopfschütteln abweist. Er will sich die süße Ruhe zwischen Schüsseln und Geldsäcken nicht unnützerweise durch verdrießliche und vergebliche Geschäfte verstören lassen. Desto thätiger aber sind, da Gefahr droht, die Bundesbrüder. Wohl erwägend, daß sie mit ungeübten, wenn auch herzhaften Kriegern nicht anders siegen können, als wenn sie den Römer und seine Legionen von den Verschanzungen und Heerwegen und der Rheinnähe hinweg in verderbliche Wildnisse locken, wo nur ihnen selbst alle Wege und Stege bekannt sind, treffen sie sogleich ihre Maßregeln. Armin ordnet in nördlichen Gauen einen Aufstand an. Varus fragt um Rath, was zu thun sey? — Armin antwortet: „Rasche Unterdrückung der ersten Funken scheint das Beste.“ — Segest, mit steigender Angst, spricht darwider, erklärt alles für List und Meuterei, will den Römer zurückhalten. Aber Varus, aufgeblasen und unbe-

sonnen, hört nicht, hält Segests Anklage für gehässige Verläumdung, giebt Armins Plane, als dem klügsten und glänzendsten, den Vorzug und setzt sich (9 nach Christo) stracks aus seinem festen Lager Aliso (Else im Paderbornschen) nach der Ems in Bewegung, und giebt Armin und den übrigen Fürsten den erwünschten Auftrag, mit schnell aufgerufenen, deutschen Hülfsvölkern nachzufolgen. Und schnell genug sind diese, nicht aber ihm nachzufolgen und zu helfen, sondern ihm voraus zu eilen und den Untergang zu bereiten: denn eins muß jetzt fallen, entweder das römische Heer oder — Germanien. Was Armin und seine Bundesbrüder wählen müssen, ist klar.

Varus indessen, sorglos und in Zerstreuung, wie unter Freunden, durch weglose Wildnisse hinziehend und von Armins Führern zur Schlachtbank gelockt, kommt über „Schlangen" nach „Detmold" (um alte Gegenden und Oerter mit jetzigen Namen zu bezeichnen). Nun steckt er im verhängnißvollen Teutoburger-Walde, und Armins Burg (Harmesburg, jetzt Harlingsburg bei Lüde) ist nicht fern. Die Bundesbrüder und ihr Heer sind größtentheils zur Stelle. — Hinter dem (jetzigen) Dorfe Berlebeck geräth der Römer in ein tiefes, sumpfiges, von Bergen eingeschlossenes Waldthal, muß durch Beil und Dämme einen Weg bahnen,

wird von Platzregen und Sturm geplagt, kann auf dem schlüpfrigen, mürben Boden keinen sichern und raschen Schritt thun. Aber auch Vorboten eines unendlich schlimmern Wetters zeigen sich allgemach. Dort und da brechen aus dem Dickicht einzelne Haufen Germanen hervor, schlagen den Troß und die Nachzügler nieder oder fangen sie weg. Anfangs hält Varus diese Kecken für Streifschaaren der Empörer, gegen welche er jetzt zu ziehen meint, hat wenig arges daraus, und droht nur mit Beilen und Ruthen: aber, als links von den Bergen der Teutoburg (jetzo Grotenburg) und rechts vom „Königsberge" her die Anfälle immer heftiger werden, ahnet er die von Segest verkündigte Gefahr und beschließt, eiligst nach dem festen Aliso umzukehren. Der Ausgang des Thales, wo heutzutage der „Kreuzkrug" liegt, ist aber schon verlegt, und er muß einen andern suchen. Es glückt. Er zieht im „Hellgrunde" hinauf, erreicht die Waldhöhe, welche jetzt das Winnfeld genannt wird, verschanzt sich für die Nacht und verbrennt alles entbehrliche Gepäck, um desto leichter aus dem heillosen Walde zu entkommen. In geschlossener Ordnung — Weiber, Kinder, Einnehmer und Advocaten in der Mitte — tritt er frühmorgens den fürderen Rückzug nach der Richtung von Aliso an. Aber jetzt heißt es: Bis hieher und nicht weiter! Er ist an einem Orte, wo Kunst nichts, Tapferkeit und Kraft Alles vermögen, von Armins

Heere

Heere schon auf allen Seiten umzingelt. Wald und Gebirg ringsum hallen vom Kriegsgeschrei wieder, und überall brechen die grimmigen Germanen hervor, fallen den Römern, welche zwischen Bäumen und Gebüschen sich nicht geschiessen halten, und wenig Gebrauch von Waffen und Kriegsmaschinen machen können, auf den Hals, und schlagen sie haufenweis nieder. So wird das immer dünnere, kraftlosere Heer von den Bergen nach der Ebene, jetzo die Senne genannt, hinabgedrängt. Mit Aufgebot der letzten, durch Verzweiflung und Todesangst angespannten Kräfte schleppt Varus, um endlich das rettende Aliso wieder zu erreichen, sich südlich vom Winnfelde hinab und durch ein Thal, welches heutzutage „Rosenthalsgrund“ und „Meckenson“ heißt, und steht nun in der sandigen Ebene der Senne an dem Bache, welcher seitdem „der rothe Bach (Blutbach)“ genannt worden ist. Die Germanen aber stürmen aus Westen über ihn her, und legen eine solche Menge der Seinigen zu Boden, daß diese Stelle seitdem „die Beinhügel“ heißt. Wider seinen Willen muß er den Weg, der von „Schlangen“ nach „Paderborn“ zurück führt, verlassen, um hinter „Kohlstedt“ in den Gebirgen Schutz zu suchen. Und so gelangt er denn nach Feldrom oder Fallrum (ein bedeutender Name!), wo er sein letztes Lager, durch seichten Graben und niedrigen Wall schlecht geschirmt, mühselig zu Stande bringt, und

wo dann seine Legionen*), nachdem er selbst sich das Leben genommen, niedergemacht werden.

Zwischen Elbe und Rhein gilt von neuem deutsches Recht, deutsche Verfassung, Sitte, Sprache. Der Sieg über die Römer erwirbt den Germanen bei allen andern Völkern den Adel**).

Armins Name ist der gepriesenste in Deutschland; in Rom der schrecklichste. Kaiser Augustus selbst zerreißt***) im wüthenden Schmerz über die Schande und den Schaden sein Gewand, läßt Bart und Haupthaar wachsen, stößt oft den Kopf wider die Pfosten und schreit: „Varus, Varus, gieb mir meine Legionen wieder!“ — Er besorgt, Armin werde nun stracks alle Germanen und Kälten aufrufen, in Italien einbrechen, Rom bestürmen. Aber Armin kam nicht. Dem galt nicht Eroberung des Fremden, sondern nur Wiedergewinn und Schirm des Eigenen für die Hauptsache. Er bedachte, daß, wer zu viel will, nichts erlangt, ja, zuletzt wohl Alles verliert, wie sich dieses so eben an den Römern erwiesen hatte, und früherhin an seinen eigenen Landsleuten, den Kimbern und Teutonen. Ueberdem hatte er den falschen Marbod, den Römergenossen, den gefährlichen Laurer, im Rücken. Aber

*) Vellejus l. 2. c. 117.

**) S. Strabo, im Anfange des 7. Buches.

***) Dio. l. 56.

zu dem, was ohne Gefährde zum Heil des errettenden Vaterlandes, und zur Sicherung der wiedergewonnenen Freiheit geschehen konnte, benutzte er den günstigen Augenblick. Er säuberte das deutsche Land zwischen Weser und Rhein von allen Römern und Römergenossen, und zerstörte alle Zwingburgen, Schanzen, Brücken, Dämme, Heerwege, vornehmlich die Räuberhöhle Aliso.

So geht ein Jahr hin, ohne daß ein neues Römerheer sich über den Rhein wagt: denn Armins Cheruskerbund steht noch fest und er an der Spitze.

Aber das alte Uebel „Mangel an Einigkeit unter Einem," aus ungemäßigter, übersorgsamer Freiheitsliebe der Einzelnen hier, aus Neid und Eifersucht anderswo, greift schon, je weiter nach außen die Gefahr sich entfernet, desto mehr um sich im Innern. Chauken, Friesen, Bataver, durch Küstenhandel und Schiffahrt mit den römischen Staaten befreundet, außerdem sich durch entlegene Ferne sicher dünkend, verweigern Zutritt zu Armins Bunde. Andere, Fehdelustige, Raubsüchtige, Unbändige, wollen von der „Ordnung" und „Obrigkeit" des Bundes nichts wissen. König Marbod nun gar, der nach Alleinherrschaft in Germanien strebt, findet so wenig Gefallen am Bund und Siege des furchtbaren Vorkämpfers germanischer Freiheit, Armins, daß er das Haupt des Varus, von jenem ihm zugesandt, mit großen Beileidsbezeugungen nach Rom

schickt. Und Segest, Armins Schwiegervater, Mitfürst und Nachbar im Cheruskerlande, sinnt auf neuen Verrath gegen den durch steigendes Verdienst immer verhaßteren Eidam.

Dieses Unwesen wollen die lauernden Römer, die unterdeß wieder Luft geschöpft haben, benutzen, mit neuen Ketten heranschleichen, Rache nehmen.

Zuerst kommt Tiberius (10 nach Christo), setzt über den Rhein, wagt sich aber nicht weiter, als bis in den Heser-Wald an der Lippe und kehrt dann aber geschwind wieder um. Wieder vier Jahre gehn ruhig hin. Augustus ist unterdessen gestorben, Tiberius auf den Thron gestiegen, ein neues Heer am Niederrhein gesammelt, Germanicus, Drusus Sohn, des Kaisers Neffe, ein thatenlustiger Jüngling, an die Spitze gestellt. Mit großer Macht setzt dieser (14 nach Christo) beim Einfluß der Lippe in den Rhein über den Strom, schleicht durch den Heser-Wald, fällt über die Marsen, die eben jetzo in einem heiligen Walde, an der Gottesstätte Tanfana, der „Hertha“ (Göttinn des Waldes; von Tan „Wald“ und Fana „Herrin“) unweit Coesfeld ein Fest feiern, mit freigelassener Wuth her, erschlägt Alt und Jung, Weib und Mann, und legt das Land zehn Meilen weit in Asche. Es fehlte aber nicht viel daran, so wäre ihm stracks mit gleicher Münze bezahlt worden: denn schon hatte die Landwehr der Nachbaren, der Brukterer, Tubanten und

Usipeter zu den Waffen gegriffen, dem Römer einen Vorsprung abgewonnen, und ihn in einem Walde, durch welchen er ziehen mußte, so hart angegriffen, daß er nur mit großem Verlust sich endlich noch durchschlagen und das linke Rheinufer wieder gewinnen konnte.

Dieses waren nur Vorspiele. — Im nächsten Frühjahr (15 nach Christo) soll der Hauptstreich geschehen und Germanien unabwendbar wieder Römisch werden. — Uneinigkeit, die von Rom her, wo auch Armins schlechter Bruder „Flavius“ die Bolzen schneiden hilft, zwischen den Häuptlingen angeschürt wird, soll die Zertrümmerung erleichtern. Der Anschein ist günstig. Segests Anhang hat sich Armins bemächtigt; Armin ist aber von den Seinigen bald wieder befreiet und nun Segest selbst eingekerkert worden*). Auch dieser ist wieder entkommen, und hat Mittel gefunden, Thusnelden, seine Tochter, Armins Gattinn, zu entführen und in seine Burg zu sperren. Und nun ruft der schlechte Mann, da er heftig belagert wird, die Römer zu Hülfe. Wie gern und mit wie frohen Hoffnungen kommen die! — In zwei Heerhaufen, um Armins Aufmerksamkeit und Streitkräfte zu theilen, setzen sie über den Mittel- und Nieder-Rhein. Der eine

*) Tacit. Annal. I. 58.

Haufen überfällt die Chatten, zerstört ihre Stadt Matten (jetzt das Dorf „Maden“ bei Cassel), entsetzt Segests belagerte Burg, und führt ihn, der sich, die Seinigen und die unglückliche Thusnelda den Römern überliefert, davon. Der andere Haufe zieht während dessen nordwärts und beschädigt die Marsen; dann geht das Heer schnell über den Rhein zurück: denn Armin sammelt schon hinter der Ems alle übrig gebliebene Getreue. — Thusnelda nach Italien entführt; die Gattin und der neugeborne Sohn dort in den Klauen der Römer; welch ein Unglück! — Flammend eilt Armin von Gau zu Gau: „Das ist mir ein trefflicher Vater;“ ruft er, „das ist mir ein großer Feldherr; das ist mir ein kühnes Heer, welche zu Hunderttausenden ausziehn, ein Weib zu rauben! Wir aber hatten nicht gekämpft gegen schwangere Frauen, sondern drei Legionen in den Staub gelegt, deren eroberte Adler im Hain des Gottes der Schlachten prangen. Mag immerhin jener Segest, als Knecht, römisches Land bauen; nie wird er die Schmach entsühnen, daß zwischen Rhein und Elbe Ruthen, Beil und Gerichtsherrn gesehen worden. Unsere Altvordern, denen Römerherrschaft fremd gewesen, fühlten Gerichtsbeil und Schatzungen nicht; und auch uns, die wir dieser Schmach wieder ledig geworden, soll nun, nachdem jener vergötterte August ohnmächtig abgezogen, sammt jenem gepriesenen Tiberius, auch uns soll nun ein

unerfahrener Jüngling mit seinem Haufen Meuterey nicht schrecken. Wem Heimath, Väter und das Alte lieber ist, als römische Herrn und Pflanzstädte, der folge jetzt dem Armin für Ehre und Freiheit, nicht dem Segest, der uns der Knechtschaft überantworten will.

Das Feuerwort zündet. Entflammt schwören Alle von neuem mit freudigem Zuruf und mit Waffengeklirr Treu und Folgsamkeit. Auch Inguiomar, Armins Oheim, bisher auf den Neffen eifersüchtig, trat mit seinem starken Gefolge zum Bunde. So bringt Armin eine Kriegsrüstung zu Stande, dergleichen nie zuvor in Germanien gesehen worden. Aber es thut auch mehr noth, als jemals. Denn gegenüber rüstet gleichfalls der feurige, kluge Germanicus sich mit aller Macht und Hast, um den Bund anzurennen und zu zersprengen, bevor er vollkommen fest geworden. Und um Armins Aufmerksamkeit und Macht zu zertheilen, und die vereinzelten Haufen desto sicherer zu schlagen, und zuletzt die umzingelten Trümmer zu zermalmen, hat er folgenden Plan ausgesonnen. Während er selbst mit 4 Legionen, denen die Reuter an der Küste hin folgen, durch die Nordsee in die Ems schifft, um plötzlich in der Mitte Germaniens und fast in Armins Rücken Fuß zu fassen, ziehn 4 andere Legionen, von Cäcina geführt, landeinwärts gradaus. Aber Armin, mit den Römerkünsten bekannt, vereitelt den Anschlag.

Die vorliegenden Gaue brennen Felder und Hütten nieder, und ziehen sich sämmtlich auf Armin zurück, der hinter der Weser in Sicherheit den Heerban sammelt. Die List ist dem Römer mißlungen; so soll die Gewalt triumphiren. Germanicus vereint alle Heerhaufen an der Ems, und dringt herzhaft in den unheimlichen Teutoburger-Wald ein. Er will den Armin aufsuchen und, wo er ihn finde, ihn zerschlagen. Damit auch Zorn und Rache zu Hülfe kommen sollen, führt er seine Römer durch das Jammerthal von Fallrum, zeigt ihnen die umhergestreueten Gebeine, zertrümmerten Waffen, an Bäume genagelten, bleichen Schädel der Ihrigen, errichtet über den zusammengetragenen, kläglichen Ueberbleibseln ein Todtenmal; und nun mit den ergrimmten Schaaren vorwärts gegen Armin. Der aber, klüglich ausweichend, zieht den knirschenden, ungestümen Feind, wie er will, hinter sich her, und lockt ihn auf eine zum Kampfplatz ausersehene, schmale Haide, die auf der einen Seite von Wald, auf der andern von Moor umschlossen ist. Nur der Zugang ist lustig, offen und frei. Hieher stellt er seine Leichtbewaffneten; aber den Kern des Heeres legt er in den Wald. Germanicus Reuter, blind vor Wuth und Freude, den flüchtigen Feind endlich doch noch erfaßt zu haben, spornen ungestüm auf die Schaar in der Ebene los; die zieht sich, wie sie soll, kämpfend zurück; die Römer hinterdrein: So werden sie immer tiefer zwischen

Wald und Moor hineingelockt. Dahin hat Armin sie haben wollen. Er giebt das Zeichen. Wie Sturm, Hagel und Blitze bricht die Heereskraft aus dem Walddunkel hervor, faßt den überraschten, verwirrten Feind in der unverwahrten Seite, wirft ihn rettungslos in die Sümpfe. Gänzlicher Untergang wird nur dadurch noch abgewandt, daß Germanicus mit allen aufgesparten Legionen herzueilt und die deutschen Sturmwogen hemmt. Doch ist die Lust zu einem zweiten Gange mit Armin ihm gänzlich vergangen. Er läßt zum Rückzug blasen, und schifft auf der Ems und Nordsee eilends zu Hause, während der arme Cäcina seine Haut daran wagen muß, die Germanen einstweilen zurück zu halten. Diesem hat nun aber, während er auf einer alten, verfallenen Dammstraße den Rhein wieder gewinnen will, der schnelle Armin einen Vorsprung abgewonnen und fällt ihm beim Wegbessern auf den Hals. Die schwergerüsteten Römer, im Sumpf versunken, zwischen Gebüsche verstrickt, können nur schwachen Widerstand entgegen setzen. Die schlanken, geschmeidigen Germanen, mit ungeheuren, fern hinstoßenden Lanzen (Geren) dringen immer grausiger ein. Endlich kommt die rettende Nacht, und die Römer bringen mit den letzten Kräften eine Umwallung zu Stande. Aber auch Armin rastet nicht. Deiche und Dämme werden durchstochen und die Gewässer über den Bruch und die Straße ausgelassen. Nur ein schmaler Strich

ist wegsam geblieben, und in der Ferne sieht man einen Hügel. Dorthin sendet Cäcina, als der Morgen grauet, Gepäck und Verwundete voraus. Er selbst mit den Legionen will langsam nachrücken, um zu schirmen. Aber als der deutsche Sturm risch mit verdoppelter Kraft losbricht, sorgt Jeder für sich; wer kann, eilt dem Hügel zu. Ueberall Unordnung und Verwirrung. Eine Menge Wagen und Leute stecken im Sumpf. „Hei!“ ruft Armin, „hier sind Varus und seine Legionen wieder!“ stürmt ins Getümmel hinein, und die Seinen ihm nach. Geschrei und Gemetzel überall. Verloren gewesen wäre Cäcina, wie Varus, wenn nicht die reiche Beute gar zu viele Germanen vom Kampf ab und zu dem Gepäck hingelockt hätte. So gelang es dem alten, stets besonnenen, römischen Feldherrn, einige Ordnung wieder herzustellen, dann den rettenden Hügel zu erreichen und einen Wall zu Stande zu bringen. Doch war die Furcht bei den meisten so groß und der Muth so geringe, daß, als in der Nacht sich ein Roß losriß und durch die Lagergasse rannte, Alles schrie: „die Germanen, die Germanen sind drinnen!“ und damit wollte der ganze Schwarm zu dem entgegengesetzten Thore hinaus laufen. Aber Cäcina legte sich queer vor den Durchgang, mit eigenem Leibe die Flucht hemmend, und machte seinem verschüchterten Volk es endlich begreiflich, daß nur Besonnenheit und Klugheit allein hier noch etwas helfen und retten

könne. Auch dem Armin freilich gingen diese Eigenschaften eines wahren Helden nicht ab, und er wollte deßhalb den Morgen erwarten, um dann mit Gewißheit den matten Römern, wenn sie von neuem im Sumpf steckten, den Garaus zu machen. Aber Inguiomar, der Oheim, wollte endlich auch einmal den Neffen überglänzen, verwarf dessen Rath und sprach: „Man muß flugs den Wall ersteigen, so giebts mehrere lebendige Gefangene und unbeschädigte Beute.“ Mochte Armin entgegnen: „Nicht um Beute, sondern um Sieg und Freiheit kämpfen wir, und es folgt die Beute dem Siege von selbst!“ Inguiomars lustigerer, kühnerer Rath fand bei der beutegierigen, siegsgewissen, unbesonnenen Menge dennoch den größeren Beifall, und Alles lief, sobald der nächste Morgen graute, Sturm. Die Römer — Cäsars altes Kunststück wiederholend — rührten sich nicht. Das hielten die Germanen für Todesangst und drängten Einer den Andern, weil Niemand zum Plündern zu spät kommen wollte. Da, plötzlich, fliegen die Thore auf; mit Trompeten- und Posaunen-Schall stürmen die wohlgeordneten Schaaren heraus, fallen dem überraschten, verwirrten und in einander verwickelten Schwall in die Seiten und in den Rücken. Armin und sein Gefolg, die auf der Hut gewesen sind, bleiben unverletzt; Inguiomar, in seinen wüsten Sturmhaufen verstrickt, wird verwundet; statt Beute giebt es Tod.

So gewinnt Cäcina, ehe Armin das zersprengte Heer wieder sammeln kann, Zeit, mit den Trümmern seiner Legionen den Rhein zu erreichen und noch eben hinüber zu flüchten, ehe das bleiche Volk drüben, aus Angst vor den nachdringenden Germanen, die Brücke hat abbrechen können.

Während Armin, glänzender durch Inguiomars Unfall denn zuvor, nicht rastet, die Römerwege und Schanzen innerhalb Deutschland zu zerstören, rüstet sich der unermüdliche Germanicus zu Wasser und zu Lande zu einem neuen Feldzug, und übt durch gefahrlose Streifereien, die er dort und dahin über den Rhein macht, das Heer vor, um bald abermals einen Hauptschlag auszuführen. Die Vorbereitungen sind beendet, 1000 Fahrzeuge bei den Batavern erbaut, Vorrath und Kriegsmaschinen herbeigeschafft, neue Legionen und Geschwader errichtet und eingeschifft, am Emsufer gelandet, dann bis zur Weser vorgedrungen (17 nach Christo). Aber drüben steht Armin mit dem Bundesheer, zwischen Rinteln und Minden, wo die Weser den Winkel macht. „Ist der Cäsar wieder da?“ ruft er hinüber. „Er ist da!“ schallt's herüber. Dann Armin: „Ich möchte mit meinem Bruder reden.“ Der nämlich, Flavius, dient fortwährend im Römerheer und hat jüngst ein Auge verloren. Er tritt an's Ufer. „Sey gegrüßt, mein Bruder!“ ruft Armin; „aber wie bist du entstellt!“ „durch rühmlich Waffen-

werk!“ entgegnet Flavius. „Sieh den Ehrenschmuck, womit ich geziert bin.“ — „Schändlicher Knechtslohn!“ zürnt Armin. Darauf schwatzt Flavius ein Langes und Breites von Roms Größe, von dem unüberwindlichen, gegen Unterwürfige gnädigen, auch Thusnelden und ihrem Sohn huldreichen, aber allen Trotzern schrecklichen Kaiser. — Armin dagegen, Gattinn und Sohn, wie schwer es dem Herzen auch werden mag, dem Vaterlande zum Opfer bringend, und jede Unterhandlung für den eigenen Vortheil, aber zu des Vaterlandes Gefahr und Schaden verabscheuend und meidend, preist vaterländische Rechte, Freiheit, Gottesverehrung; schildert der alten Mutter Jammer über den entarteten, abtrünnigen Sohn, und ihre Bitten, daß derselbe sich besinnen und lieber ein Führer, als ein Verräther seiner Verwandten und Landsleute seyn möge. Darob wird Flavius so bitter und bös, daß er in den Fluß gesprengt wäre, um den Bruder anzufallen, wenn nicht die Römer ihn zurück gehalten hätten.

Tages darauf bricht die Schlacht los. — Hunderttausend in Helm und Harnisch, sammt ungeheuren Wurfgeschützen, führt Germanicus gegen die halbnackten Deutschen, durch Schilde von Brettern und Weidengeflecht kärglich beschirmt, aber desto besser durch Arm und Herz.

Zuerst müssen, wie gewöhnlich, die Bundesgenossen der Römer anbeißen. Chariowald schwimmt

mit den batavischen Reutern über den Strom. Während dessen baut Germanicus für seine Legionen Brükken. Die Vorhut der Cherusker reißt, auf Armins Befehl, vor den Batavern aus, und lockt sie auf waldumschlossenen Plan, wo sie hurtig umzingelt und niedergemacht werden. Dieses ist das Vorspiel. Nun aber drückt Germanicus mit dem ganzen Heer über die unterdeß fertig gewordenen Brücken nach, faßt Fuß und verschanzt sein Lager. Armin läßt es geschehen: denn er hat beschlossen, den Römer in derselben Nacht zu überfallen. Der aber bekommt Wind, ist auf der Hut, und Armin muß nun die Feldschlacht mit dem Uebermächtigen wagen. Vorher aber redet er sein Heer also an: „Seht dort die schnellaufendsten Römer aus Varus Heer, aus Kriegsscheu erst jüngst Meuterer gegen ihren neuen Feldherrn, welche jetzo die wunden Rücken, die sturm- und fluthzerschlagenen Glieder unserm und der Gottheit Zorn entgegen schleppen, aus Mangel an guter Hoffnung daher geschifft durch öde See auf Umwegen, damit Niemand sie am Kommen und nachmals, gejagt, am Flüchten hindere. Aber jetzo im Handgemeng sollen den Besiegten die Winde und Ruder nichts helfen. Gedenkt an die Habsucht, die Grausamkeit, den Uebermuth jener Rotte! Was bleibt uns übrig, als Freiheit oder — Tod, ehe denn Knechtschaft?“ —

„Zur Schlacht! Zur Schlacht!“ ruft das Heer. Und Armin ordnet seine freudigen Schaaren da,

wo die Weser nach einer westlichen Krümmung sich wieder nordwärts wendet (zwischen Rinteln und Minden). Es ist eine Wiese*) („It is a Wies;“ davon das römische Wort: Idistavisus), in der Mitte zu einer Hügelreihe aufsteigend, im Hintergrunde hochstämmiger Wald. — Auf der Wiese steht das Vordertreffen; versteckt hinter der Hügelreihe das Mitteltreffen, aus Cheruskern; im Walde der Rückhalt. Wenn das Vordertreffen mit dem Feinde handgemein geworden, sollen sich die Cherusker plötzlich da, wo sie dem Feinde am meisten schaden können, in das Gewühl hinab stürzen und ihn in die Weser drängen. — Aber durch Kampflust hingerissen entdeckt sich dieses Cheruskische Mitteltreffen viel zu früh, und der umsichtige Germanicus, den Plan seines Gegners schnell durchschauend, läßt eiligst, während er mit dem Vordertreffen anbindet, durch auserwählte Schützen und Reuter seitwärts die Hügel und den Wald dahinter umgehen, so daß nun die Germanen jählings auch hinterwärts und seitwärts

*) Eccard (de origine Germ.) glaubt, der Ort habe, vom nahen Disterwald, die Disterwiese geheißen, und daraus haben die Römer, diese Meister in Verunstaltung deutscher Worte, Idistavisus gemacht. So viel ist gewiß, daß man den Römern, wenn sie uns deutsche Worte melden, nicht zu schnell und zu fest trauen darf.

angefallen werden, und so der Nachtrab auf den Vortrab, und dieser auf jenen gedrängt und geworfen wird. In der Mitte dieses Gedränges aber steckt Armin selbst mit den Cheruskern am übelsten Ort. Dennoch, obwohl verwundet und blutend, gelingt es ihm noch einmal, die Schützen und Reuter zurück zu schlagen und das Treffen wieder herzustellen; aber Germanicus, seinen Vortheil wahrend und festhaltend, sendet schnell Verstärkung, und das Netz wird um Armin von neuem und immer fester zugezogen. Da bleibt dann nichts weiter übrig, als Durchbruch, und den erzwingen sich, Armin und Inguiomar an der Spitze, die handfesten, unverzagten Cheruskker. Aber die Schlacht ist verloren.

Germanicus errichtet Siegeszeichen mit der vorschnellen Inschrift: „Nach Besiegung der Völker „zwischen Rhein und Elbe hat das Heer des Kaisers „Tiberius dieses Denkmal dem Mars und Zeus und „Augustus geweiht.“ Er glaubt, die Germanen werden nun bis hinter die Elbe flüchten. Bis dorthin vorzudringen, wie ehedem Drusus, sein Vater (um Verherrlichung solcher Thaten einst für sich und sein Haus mit dem Ehrennamen „Germanicus“ geschmückt) wünschet er sehnlichst. Aber beim Anblick der errichteten römischen Siegeszeichen auf deutschem Boden sind Unfall und Wunden schnell vergessen, Häuptlinge und Volk, Greise und Jünglinge

grei-

greifen zu den Waffen, schaaren sich zu den Bannern, und stürmen dem lustig vorrückenden Römerheer so grimmig entgegen, daß selbiges bis zur sumpfigen Enge zwischen der Weser und dem Steinhudersee zurück gedrängt wird. Dort stellt Armin, dessen frische Wunden noch bluten, das germanische Fußvolk auf einen Grenzdamm vor dem Walde, und die Reuter verstecken sich in's Gehölz, um den Römern, wenn sie etwan in den Wald eindringen sollten, durch einen Umweg unversehens in den Rücken zu kommen. — So haben nun die Germanen den See, die Römer den Strom hinter sich. Wer heute flieht muß ersaufen. Darum kämpft, an den Platz, wo jeder steht, gebannt, Mann an Mann, und wer fällt, wird flugs durch Dahinterstehende ersetzt. Auf der Ebne aber tummeln sich die Reuter und die römischen ziehen dort den Kürzern. „Nur Vertilgung endet diesen Krieg!“ ruft der glühende Germanicus, mit entblößtem Haupt durch die Reihen der Seinigen fliegend, den Legionen zu. Aber mannliche Germanen vertilgt man nicht so leicht und geschwind. Auch an diesem Tage geschieht es nicht. Endlich kommt die Nacht. Germanicus führt sein blutendes Heer in das wohlverschanzte Lager zurück. Die Lust zur Elbe ist ihm vergangen. Durch große Verluste geschwächt zieht er nach der Ems zurück und schifft sich dort wieder ein. Ein Theil des Heeres wird aber unterwegs von den Wellen verschlungen. Seit dieser Zeit wur-

den nun zwar wohl Triumphe*) über die Deutschen gehalten, aber nur in Rom: denn nach Deutschland selbst kamen die Römer nicht wieder.

Der auswärtigen Feinde los, erwacht leider! der einheimische Feind, die Eifersucht, von neuem.

Inguiomar, Armins Oheim, kann des allgepriesenen Neffen Ruhm nicht länger ertragen. Er geht vom Cheruskerbunde ab und schließt sich Marbod, dem Markomannenkönige, der es an Verlästerungen Armins, an Lobpreisungen Inguiomars, an Lockungen und Versprechungen nicht fehlen läßt, nebst den Seinigen an. Glücklicherweise wird der Schade schnell ersetzt. Die Freiheit liebenden Semnonen und Langobarden, von der Elbe bis zur Oder, verlassen Marbod, den Unterdrücker der Volksrechte, und treten zu Armin, den Verfechter derselben. Die Fehde bricht aus. Die Heere treffen in der Ebene, welche vor dem Erzgebirge sich ausbreitet, auf einander. Ehe die Schlacht beginnt, redet Armin die Seinen also an: „Besieger der Römer, seyd eingedenk, gegen wen ihr jetzo steht! gegen einen Waffenlehrling und Ausreißer, einen Vaterlandsverräther, einen Trabanten der Ausländer,

*) Strabo schildert den merkwürdigen Triumph des Germanicus im Anfange des 7. Buches. Die Abbildung des geschnittenen Steins, der diesen Triumph darstellt s. bei Eccard (de orig. Germ. p. 296.).

werth, daß wir ihn zum Lande hinaus jagen gen Rom, damit er dort den Speichel des Kaisers lecke. Heran an ihn, mannlich und getrost! der Sieg ist gewiß!"

Die Schlacht beginnt. Marbod verliert das Feld, weicht in die böhmischen Gebirge zurück, schickt nach Hülfe zu den Römern. Die Hülfe, mit Hohn verweigert, bleibt aus. Armin will Krieg der Deutschen gegen Deutsche, worauf die Römer lauern, nicht verlängern, und zieht siegreich heim. Er überläßt den Verräther den Fügungen der höheren Gerechtigkeit. Die bleiben nicht lange aus. Gottwald, ein junger Gothenheld, bricht, um die bisherige Unterdrückung der Seinigen zu rächen, vielleicht auch wohl von den Römern angehetzt, plötzlich in Böheim hinterwärts ein, erobert Marbods Burg und alle seine Schätze, und treibt den Feigherzigen und Verlassenen — denn ein Unterdrücker hat weder frohen Muth, noch treue Freunde — aus dem Lande. Armins Weissagung geht in Erfüllung. Landflüchtig muß Marbod sein ehrloses Leben, noch einige Zeit durch römische Almosen gefristet, zu Ravenna enden*).

Die Römer haben Deutschland verlassen und aufgegeben. Marbod ist verjagt. Armin ist der

*) S. Vellejus l. 2. c. 129. Sueton. in Tiber. c. 37.

Ausführung seines großen Plans: „Vereinigung Aller Deutschen in Einen Bund,“ nahe. Aber Verblendete halten den Freund der Freiheit für einen Feind derselben, für einen zweiten, werdenden „Marbod,“ fürchten in dem Führer und Schützer Aller einen Herrn Aller; innere Fehden und Meutereien brechen aus und Armin fällt durch das Eisen der Landsleute meuchlings in seinem eigenen Hause, 20 Jahre nach Jesu Geburt, 12 Jahre nach der Errettungsschlacht im Teutoburger Walde, im sieben und dreißigsten seines Alters.

Dankbare Nachkommen haben ihn den Göttern zugesellt. Irmins alte Säule ist nachmals auch Armins Denkmal geworden*). Sein Bildniß**) hat noch lange nachher in den Bannern der Sachsen

*) M. vergl. in Meusels Gesch. Forsch. Th. II. die Abhandlung von J. Ch. E. Springer, und Grimms und v. d. Hagen „die Irmensäule“ u. s. w. betreffende Schriften; auch J. G. Eccard (de origine Germ. p. 305.).

**) John Lingard meldet in seiner jetzo erscheinenden Hist. of England, wenn er die Schlacht von Hastings (14. Oct. 1066) beschreibt: „im Mittelpunkte (nämlich von Harolds angelsächsischem Heere) wehte das königliche Banner, darstellend einen kampfgerüsteten Krieger, mit Goldfäden gestickt und mit kostbaren Steinen verziert.“ Wenn man hiemit die späteren Sagen vergleicht, so darf man wohl vermuthen, daß Wodan und

geglänzt. Sein Name lebt im Gesange der früheren und späteren Barden des Vaterlandes, und das Vaterland selbst lebt noch immer durch Ihn.

Was in den früheren Jahrhunderten zu Armins Preise gesungen oder erzählt worden ist, davon ist leider nichts auf uns gekommen. Das Aelteste dieser Art, was wir haben, zugleich aber auch wohl das Vollkommenste in seiner Art, ist ein Wort des berühmten, deutschen Ritters Ulrich von Hutten, aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts, und zwar sein letztes Werk, erst nach seinem Hinscheid aus der hinterlassenen Handschrift durch den preiswürdigen Dichter und Gelehrten Eoban Hesse*), den ver-

---

Armin zu einem Gedanken und Bilde zusammen geflossen seyn.

*) Im „Eoban Hesse" von Lossius (Gotha 1817.) ist Eobans freundschaftliches Verhältniß mit Ulrich und dann auch mit Bischof Moritz von Hutten übersehen worden; aber Jak. Burckhard in seinem Werk „de U. de Hutten fatis ac meritis (Wolfenbüttel 1717.) giebt Tom. II. p. 517. 18. 19. 20. und an einigen andern Stellen erwünschte Nachrichten. Die Ausgabe des Arminius, welche dem Verf. des deutsch. Plut. zur Hand liegt, ist 1551 zu Wittenberg bei Joseph Klug in Octav gedruckt. Tacitus Germania, von erläuternden Bemerkungen begleitet, ist angehängt.

trauten Freund des Ritters, 1529 zum ersten Male, herausgegeben, nachmals öfters von andern. Die Ueberschrift ist: „Arminius; Dialog. Huttenicus.“ Es folgt hier, Licht verbreitend über die voranstehende Lebensbeschreibung, und zwar zum ersten Mal in deutscher Uebersetzung.

Armin
in Elysium.

Armin. Minos. Mercur. Alexander. Scipio. Hannibal. Tacitus.

Armin. War je, o Minos, ein Urtheilsspruch ungerecht, so ist es dieser!

Minos. Ich bitte dich, Armin, rede mit Glimpf! denn dieß wäre doch eine ganz neue Beschuldigung, daß Minos, der Gerechte, einen ungerechten Spruch gethan haben sollte. Welche meiner Entscheidungen meinst du denn aber? Rede!

Armin. Zuvörderst verzeihe mir, wenn meine Freimüthigkeit dich beleidigt haben sollte. Es ist den Germanen eigen, daß sie keine Schmeichelreden führen, wenn offen und im Ernst geredet werden soll. Beklagen muß ich mich denn aber doch wohl, daß

du, dem das Ehrenamt übertragen worden, den besten Feldherrn aller Zeiten die Preise zuzutheilen, mich fast so, als hätte ich nimmer gelebt, übergehst. Denn hast du nicht durch deinen früheren Spruch, als den Ersten Feldherrn von allen, welche Elysiums Gefilde bewohnen, den Macedonier Alexander, als den Zweiten nach ihm den Römer Scipio, und als den Dritten den Karthaginienser Hannibal ausgezeichnet? Mich, den Germanen, der ich, wofern ich zum Wettstreit zugelassen wäre, unbezweifelt durch deinen Richterspruch den ersten Platz erhalten haben würde, hast du gar nicht einmal mitgezählt.

Minos. Germane! deine Worte haben Grund. Aber warum erinnertest du, als jene vor mir den Wettstreit begannen, mich damals nicht?

Armin. Weil ich festiglich glaubte, daß hier des mühseligen Bewerbens ein Ende sey, und daß Jeglichem, was er in seinem Leben Böses oder Gutes verdient habe, hier, ungefordert und ungesucht, von dir mit strenger Gerechtigkeit vergolten werde.

Minos. Freilich wohl ist dieses mein eifrigstes Bestreben; aber auch hier urtheilen wir insgemein doch auch nur nach öffentlichen Zeugnissen, und es wird einem Jeden Raum gegeben, das vorzubringen, was seiner Sache förderlich seyn mag. Was nicht zur Sprache kommt, wird, der vielen Geschäfte wegen, übergangen. Vornehmlich lassen wir

streitige Ehrensachen, wenn wir nicht ganz besonders dazu aufgefordert werden, gern unberührt. Du siehst ja auch wohl, welch eine Masse von Geschäften, welch eine Last von Urtheilssprüchen, welch eine Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit von Sachen, und dabei doch wie wenig Muse und wie beschränkte Zeit uns hier zugetheilt sey. Hätte ich jedoch dessen, was du mir jetzo in das Gedächtniß zurück rufst, mich früher erinnert, so würde ich von freien Stücken auch dich aufgerufen und so gut, wie die Andern, angehört haben.

Armin. Und wirst du mir nicht noch jetzo dieses Gehör schenken, wenn jene, über welche du neulich dein Urtheil fälltest, hieher zurück gerufen sind? —

Minos. Allerdings! — Mercur, führe die Feldherrn, welche vor wenigen Tagen über den Vorzug im Kriegswesen einen Wettstreit gehalten haben, hieher zu mir zurück!

Mercur. Etwan jene drei? Ja, ich besinne mich schon. Doch sieh, da sind sie!

Minos. Ihr Helden, hier erscheint jener trefflichste Feldherr der alten Germanen, Armin, der einst für die Freiheit seines Volks gegen die Römer gestritten und sie besiegt hat. Da er vernommen, daß ihr wegen des Feldherrnvorzugs einen Wettstreit gehalten habt, und ich einen Spruch darüber gethan habe, so beklagt er sich, daß mit Unrecht er hiebei

sey übergangen worden: denn er meint, daß, wenn er alles, was ihm zu Gebot steht, vortragen könne, Niemanden mit größerem Recht, als eben Ihm, der Kranz gebühre.

Alexander. Ei! so laß ihn reden.

Scipio. Auch ich will's ihm gern gestatten.

Armin. Ich bin bereit.

Minos. So rede denn, Armin!

Armin. Aber zuvor wünschte ich wohl noch, daß ein gewisser C. Tacitus, ein Römer, sich hier gestellen mögte, um persönlich auszusagen, was er in seinem Geschichtswerk von mir geschrieben hat.

Minos. So rufe auch diesen herbei, Mercur!

Mercur. Hieher, Tacitus, hie zu mir her, um endlich auch einmal dich vernehmen zu lassen. Hier siehe deinen Mann!

Armin. Sey gegrüßt, Tacitus! Du wirst es ja wohl der Mühe werth finden, die Lobrede, welche du deiner Geschichte eingegeben hast, auch einmal mündlich vorzutragen.

Tacitus. Etwan die Stelle, wo ich von deinem Ende Nachricht gebe?

Armin. Ja! eben diese.

Tacitus. Wohlan, so hört: „Uebrigens hatte Armin, als das Römerheer abgezogen und Marbod zurückgetrieben war, die Freiheitsliebe seiner eigenen Landsleute wider sich, wurde, da er nach der Herrschaft strebte, mit Waffen angegriffen und

fiel, als er mit wechselndem Glück kämpfte, durch Arglist seiner Angehörigen, er, unbezweifelt der Befreier Deutschlands und der nicht, wie andere Könige und Feldherrn, den ersten Keim des römischen Volkes, sondern das Reich in seiner höchsten Blüthe angegriffen hatte, in unentschiedenen Schlachten durch Waffen nicht überwunden worden war, 37 Jahre des Lebens und 12 Jahre der Macht vollbracht hatte, und noch besungen wird bei den barbarischen Völkern, den griechischen Jahrbüchern aber fremd ist, weil diese nur das Ihrige bewundern, und bei uns Römern wenig erwähnt wird, weil wir uns um das Neueste nicht zu bekümmern pflegen."

Armin. Haltet ihr diesen Tacitus für einen redlichen und glaubwürdigen Mann?

Minos. Allerdings! Doch du, Mercur, wirst es am Besten wissen, wie er gelebt hat: denn dein Verehrer ist er ganz vorzüglich gewesen.

Mercur. Wahrlich, ein durchaus unbescholtener Mann! — Aufrichtigkeit seine vornehmste Tugend! — Niemand hat die Geschichte ehrlicher geschrieben und den Leidenschaften weniger Raum gegeben, als er. Auch hat er selbst Deutschland gesehen und die Sitten des germanischen Volkes nach eigener Erfahrung geschildert, und die all dort geschehenen Sachen genau beobachtet.

Armin. Da er ein solcher Mann ist und, mit meinen Begebenheiten wohl bekannt, eine so ge-

nügende Schrift über mich hinterlassen hat, daß ich selbst nun schweigen kann; so hege ich keinen Zweifel, daß ein solches, von einem Feinde mir ertheiltes Zeugniß mit Recht von großem Gewicht seyn werde. Zuvörderst nennt er mich einen „Befreier Deutschlands," was, wie mich dünkt, etwas sagen will. Er erzählt, daß ich durch Waffengewalt den Römern, wie sie damals waren, ungeachtet ihres heftigsten Widerstandes eine schon gewonnene Landschaft wieder entrissen und diejenigen, welche sie bereits zu Sclaven bestimmt hatten, wieder frei gemacht habe. Dann — und mit Recht hebt er dieses hervor — erzählt er weiter: Es sey von mir jenes römische Reich nicht in seinem Keimen und Entsprießen, wie etwa von andern Königen und Heerführern, womit er, glaube ich, den Pyrrhus, Antiochus und jenen Hannibal da meinet, sondern zu der Zeit, wo es schon Festigkeit gewonnen, ja! in höchster Blüthe geprangt habe, und nicht etwa, als es uns Deutsche bekriegt, nur zurück getrieben, sondern vielmehr von mir im freierwählten Kampfe angegriffen worden, und ich, unter Allen der Einzige, habe diesen Krieg unüberwunden hinaus geführt. Deßhalb hält er mich für würdig, in den Geschichten der Griechen und Römer vor allen andern ausgezeichnet zu werden. — Wenn nun, nach Einstimmung Aller, es nie eine größere Macht gegeben hat, als die römische, und kein gewaltigeres Reich, von Gründung der Welt an, als

das römische, und wenn ich diesem siegreich die Spitze geboten habe zu einer Zeit, wo es in höchster Kraft und Blüthe prangte, so glaube ich, daß man mit vollem Recht mich für den Ersten aller Feldherrn erklären müsse, obwohl ich nichts weniger begehre, als Andere um den Ruhm, welcher ihnen etwan gebühren möchte, zu betrügen oder die Höhe ihrer Thaten darnieder zu drücken. Mit ungetrübtem Gleichmuth werde ich zusehn, wenn Jeder für so viel, wie er wirklich ist, auch von Andern gehalten werde; und wenn ich von mir selbst rede, so wird es wahrlich ohne allen Neid gegen Andere geschehen: denn es ist stets mein eifrigstes Bestreben gewesen, die Tugend um ihrer selbst hochzuschätzen. Um den Schimmer des Ruhms habe ich mich wenig bekümmert; das Bewußtseyn der ruhmwürdigen That hat mir gegnügt. Auch jetzt weiß ich von der Anmaßung, andere Feldherrn neben mir verachten zu wollen, mich ganz frei, so wie ich gleichfalls es mir keinesweges herausnehmen will, zu behaupten, daß es überall gar keinen gäbe, der mich überträfe, sondern vielmehr es für Recht halte, daß, wenn ein solcher gefunden werden sollte, allhie auf ihn die gebührende Rücksicht genommen werden müsse. Aber darin wird man mir Verzeihung angedeihen lassen, wenn ich in Betracht derjenigen, welche hier jetzo über den Vorrang der Lobenswürdigkeit einen Wettstreit begonnen haben, nach meinem Gewissen erkläre, daß ich keinem von ihnen

den Vorrang über mich einräumen darf und kann. Daß ich hiebei mich keiner kecken Unbesonnenheit schuldig mache, werde ich ihnen zeigen, falls sie mich geneigt anhören wollen, wie ich guten Grund habe, solches zu hoffen.

Minos. Daran ist kein Zweifel. Ich verspreche es dir an ihrer Statt.

Armin. Zuvörderst also, o Hannibal, wenn, wie man sagt, du das größeste Gewicht darauf legst, daß du von einem geringen Anfang zur höchsten Fülle des Wachsthums empor gestiegen seyst, so werde ich dir zeigen, wie sehr dieser Ruhm, wenn es ein Ruhm ist, mit größerem Rechte mir gebühre, als dir oder irgend einem Andern. Denn von Allen, welche große Dinge ausgeführt haben, hat Niemand sich aus größeren Schwierigkeiten hervor gearbeitet, und Niemand sich durch gewaltigere Hindernisse auf allen Seiten hindurch gekämpft, als ich. Welche Macht konnte je ich haben unter so verlornen, so jammervollen Umständen? — Eines vorzüglichen Ansehens zu genießen gestattete schon meine Jugend mir nicht. So warst denn du, Alexander, wahrlich der Einzige nicht, der schon vor reifen Jahren sich große Thaten unterfing. Ich hatte noch nicht das 24ste Jahr zurück gelegt, als ich, nachdem ich schon früher als Waffengesell manchen Strauß bestanden, zum Haupt eines Heeres erkohren wurde, das aber noch gar nicht da war, und wo, da es

eiligst zusammen gezogen werden mußte, noch starke Zweifel obwalteten, ob es, bei so großer Zerstreuung der Mannschaften durch viele Gaue, überall je werde aufgerichtet werden können. Daß mir Geld, jener kräftige Hebel, zu Gebot gestanden habe, wird Niemand wähnen, der da weiß, daß es zu jener Zeit überall kein Geld im deutschen Lande gegeben habe. Also, arm an Geld, wie an Leuten, in jämmerlichster Dürftigkeit, verlassen von allen, behindert auf allen Seiten brach ich mir dennoch einen Weg zur Wiedererlangung der Freiheit. Ohne alles andere Vermögen und alle andere Hülfe machte ich, kraft meines Muthes allein, den ersten Anfang durch mich selbst, und begann den gefährlichsten Kampf, der noch je unternommen worden, an dessen Gelingen Alle verzweifelt, und ihn deßhalb weit aus ihren Gedanken verwiesen hatten. Ich aber forderte heraus zum Kampf: denn ich hielt das Wagstück meiner würdig und achtete nun weiter nicht auf Gunst oder Ungunst des Glücks. Lieber wacker aufrütteln das mir bestimmte Loos wollte ich, als mit Sorgen darauf warten. Ich kündigte, wie ihr werdet gehört haben, von freien Stücken den Krieg an. Obwohl mir im eigenen Vaterhause die Untreue Segests und Inguiomars entgegenstand und Flavius, mein eigener Bruder, mir mit aller Macht bei den Feinden entgegen arbeitete, so schlug ich dennoch los, und zwar mit Waffengenossen ohne Kriegszucht und Kriegskunst,

versehn mit fast unnützer Wehr, und bei so kärglicher Rüstung, daß nicht einmal Eisen zur Genüge da war, um Lanzenspitzen zu schmieden. Dieses alles aber verbesserte und ersetzte ich durch Rath und Freudigkeit. Und da der stolze Feind mich gar sehr verachtete, so wandte ich gerade dieses ihm zur Schmach an und brach so rasch auf ihn ein, daß ich eher die Schlacht schlug, als jene Menschen die Kühnheit nur eines Kriegsgedankens mir zutrauten, und daß ich sie eher nieder gelegt hatte, als sie noch glauben wollten, ein Heer sey irgend versammelt. Nicht mit Kleinigkeiten habe ich mein ungeheures Werk begonnen. Bis zur Vernichtung nieder geschmettert habe ich, stracks im ersten Anlauf 3 Legionen, die des Mars unter ihnen, ein Heer, durch alle Hülfsmittel über die Maße stark, und das an Kriegszucht, Erfahrung, Kraft und Trefflichkeit seines Gleichen im römischen Reich nicht gehabt hat, und mit dem Heer zugleich den Feldherrn selbst und seine Legaten. In den Tagen war des Vaterlandes Heil auf meine einzige Person gegründet, so daß also Scipio nicht sagen darf, nur von ihm allein könne man rühmen, er habe die Sache des Vaterlandes aus gänzlicher Zerrüttung und Zertrümmerung wieder empor gehoben, da auch ich das gänzlich niedergeworfene und zerrissene Deutschland im Kurzen wieder hergestellt habe. Es wäre aber überflüssig, wenn ich die Größe dieser Sachen durch angemessene Schilderung zu erreichen mich be-

mühen wollte. Die Römer selbst reden ja unablässig davon, welches Unheil ich ihnen damals über den Hals gebracht, welches Elend ich dem mächtigsten Staate angerichtet, wie hart ich das blühendste Reich zerschlagen, und wie mehr, als je irgend ein anderer, ich jenem Herrn der Welt und seinen Togen-Trägern Schrecken und Schaudern eingejagt habe. Das hast selbst du, o Hannibal! nicht erwirket, als du bis vor Roms Thor geritten bist; ich dagegen habe, weit von dort stehend, im entferntesten Germanien, so große Räume, so viele Flüsse und Sümpfe und Berge und unwirthbare, unbekannte Strecken, ja! die hohen Alpen selbst zwischen mir und ihnen ausgebreitet und gethürmt, dennoch Rom zu solcher Verzweiflung getrieben, daß Kaiser August, von aller Welt bisher „der Glückhafte“ genannt, und unter allen Kaisern dieses Reiches unleugbar der Mächtigste, schon den festen Beschluß gefaßt hatte, sich selbst den Tod zu geben, um, wie ich glaube, es nicht ansehen zu müssen, daß sein Rom von mir, dem aber solches nie in den Sinn gekommen, erobert würde; auch die Stirn hat er gegen die Wand gestoßen und in der ganzen Stadt Wachen ausgestellt, alle Thore besetzt, außerhalb Besatzungen angeordnet, den Statthaltern in den Provinzen die Amtszeit verlängert und dem Zeus, wenn er den Umständen wieder eine bessere Wendung geben würde, feierliche Spiele gelobt, kurz! solche

Maß-

Maßregeln zu Abwendung des drohenden Umsturzes hat er genommen, wie nur in höchster Noth zu geschehen pflegt, und wie zu keiner andern Zeit je in Rom mit solcher Angst und Sorge ähnliches erhört worden ist. Der ungeheure Schreck hatte alle Gemüther verwirrt: denn für die schrecklichste, ja! für eine fast vernichtende Niederlage der römischen Heeresmacht wurde diese gehalten. Zugefügt habe aber ich sie ihnen zu einer Zeit, wo Deutschland zerrüttet und kraftlos zu Boden gesunken war, Rom dagegen in höchster, freudigster Blüthe prangte, und wo ich nicht, wie dieser Alexander, von meinem Vater ein Reich, oder, wie jener Scipio da, vom Senat ein Heer erhalten hatte. Nachher habe ich unabläßig andre und wieder andre Volksbewegungen daheim gestillt, die Urheber der Meutereien zur Rechenschaft gezogen, manche, mit Einstimmung meiner Landsleute, bestraft, andern aber, die um Verzeihung baten, sie gern angedeihen lassen. Den Ueberläufern zum Feinde habe ich es mit Ernst verwiesen, die, welche zurück kamen, wieder angenommen, alles Sündhafte abgethan, und alle, welche den Ausländern Tribut zahlten oder anderlei Zwang sich von ihnen gefallen ließen, des Deutschen Namens unwürdig erklärt. Tiefste Schande und Unbill habe ich es genannt, daß je zwischen Elbe und Rhein römische Ruthen, Beile und Toga gesehn worden. Von neuem hab' ich meine Germanen erweckt, ihrer Frei-

heit wahrzunehmen und habe ihnen verheißen, daß nie in Zukunft römische Siegeszeichen auf deutschem Boden bleiben, sondern daß dieser Unterdrücker Andenken gänzlich werde ausgelöscht werden. Und das hab' ich bald nachher wahr gemacht, obschon der Feind nicht faul war, alles darwider aufzubieten. Denn jeder wackere und hoffnungglühende Römerjüngling forderte neuen Krieg gegen Deutschland und brannte, die Varianische Niederlage zu rächen. Da wurden Tiberius, ein nicht zu verachtender Führer, und dessen Bruder, der hochherzige Drusus, sammt manchem andern Mann, gegen uns ausgesandt. Aber wir kämpften so waidlich, daß jene wieder abziehen und daheim ihren Triumph halten mußten, ich aber, da die Freiheit täglich frischer erblühte, das deutsche Vaterland bei seinen Rechten und Ehren erhielt. Zu der Zeit habe ich auch den muthvollen Germanicus und den kriegserfahrenen Cäcinna, die mit 1000 Schiffen, wie zur Eroberung Troja's, daher fuhren, nach großen und jämmerlichen Niederlagen der Gegner zurück geschleudert, und die ungetreuen Bataver, Chatten und Friesen das rächende Kriegsschwerdt fühlen lassen. Leider hat zu derselben Zeit mein Bruder Flavius drüben bei den Feinden arge Ränke gesponnen, und daheim Inguiomar dieselben gefördert. Segest, der schändliche Verräther, ist zu den Römern übergegangen und hat seiner Tochter, meiner Gattin, noch dazu einer Schwangern, nicht geschont, sondern

sie, nebst andern edlen Frauen, in schmachvolle Gefangenschaft, den römischen Triumphzug zu schmükken, mit sich geschleppt; Verräther durch Gold bestochen, haben in der Heimath meinem Leben nachgestellt; Cherusker selbst sind wider mich aufgestanden, und der Chatte Adgandester hat — o, des bis daher in Deutschland unerhörten Frevels! — sogar mit Gift mich morden wollen. Ich aber, unbewegt durch dieses Alles, bin fest bei dem Begonnenen verharrt und habe nichts höher gehalten, als Germaniens uralte Rechte und Ehren. Mag der schlaue Feind nicht ohne Grund gewähnt haben, daß, eines deutschen Gatten Sinn zu schrecken, zu beugen, zu ändern, es kein wirksameres Mittel gebe, als Gefangenschaft der geliebten Gattin, und hat mich allerdings die äußerste Liebe zu meiner Thusnelda, der Zärtlichsten und Getreuesten auch gegen mich, mit unsäglicher Sehnsucht erfüllt, zumal ich sie als eine Schwangere verloren hatte, so bin ich dennoch auch unter diesen Umständen unbewegt geblieben, und habe es dem Schmerze nicht verstattet, die Liebe zum Vaterlande in mir zu vermindern. In Rache hat da der Schmerz sich verwandelt und mich desto mehr getrieben, alles noch hitziger zu wagen, denn zuvor. — Bewohner der Unterwelt! ich rufe euch auf zu Zeugen, welche Menge der Römer ich täglich, Tod verbreitend mannichfaltig und gewaltig unter Vaterlandsverräthern und umhertragend den blutigen, grausen

Krieg unter allen Widersachern, zu euch hieher hinunter gesandt habe. Zu ihrer großen Schmach hab' ichs den Römern gezeigt, daß nicht durch Verrath und nicht gegen schwangere Weiber ich meine Sache führe, sondern im offenen Felde Schwerdt gegen Schwerdt heraus fordere, damit der Schuldige durchbohrt zu Boden stürze. Dadurch, um es kurz zu sagen, ist's denn endlich geschehn, daß die Römer gänzlich aus Deutschland sind hinausgeworfen worden, und von der Zeit an bis auf diesen Tag nie wieder über Germanen geherrscht haben.

Nun blieb mir noch Marbod, der Sueve, übrig, gegen welchen ich, weil er, als ein Bundesgenoß der Römer, mich befehdete, die Kraft meiner Waffen wenden mußte. Das war noch ein hochbedeutender und gar schwerer Kampf! Ich hatte es zu thun mit einem sehr mächtigen, sehr kriegserfahrnen Könige, der die streitbaren, suevischen Stämme, und ein gewaltig Heer von Bundesgenossen und Hülfen mit sich gegen mich heranriß, und von den Römern mit Geld unterstützt wurde, dagegen ich in demselben Augenblicke durch Inguiomars, meines unbeständigen Oheims Abtrünnigkeit, eines großen Theiles meiner Macht beraubt wurde. Dennoch neigte sich das Glück, nachdem es eine Weile hiehin und dorthin geschwankt hatte, zu der bessern Sache, und ich warf den durch Willen der Götter in furchtbarer Schlacht Ueberwundenen in die abgelegensten Winkel

des Herzynischen Waldes, von wo er bald nachher, bange vor noch schärferer Züchtigung, gen Italien floh und dort, von den Römern, die, freigebig im Versprechen, ihm große Dinge verheißen hatten, gar schön betrogen, in allen Hoffnungen getäuscht, unrühmlich hat veraltern müssen.

Verknüpfung und Einmüthigkeit habe ich dem deutschen Volke gegeben, und durch mich hat es angefangen, des lange ersehnten, nun endlich erlangten, köstlichsten Gutes der Freiheit zu genießen.

Heran! wer höheres ausgerichtet hat, als dieses. Nur ein Solcher hat das Recht, mich als den Zweiten hinter sich zu stellen und mir den ersten Preis streitig zu machen.

Aber weil hier auch über Kriegserfahrenheit und Feldherrnkunst ein Wettstreit gehalten wird, so möchte vielleicht hierin Jemand mir den Vorrang verweigern, und behaupten, daß, wenn auch schon unter so großen Schwierigkeiten ich solche Sachen gegen den Feind ausgeführt und unüberwunden bis an das Ende des Lebens fortgesetzt habe, dennoch es sich gar wohl denken lasse, daß in Kriegserfahrung und Feldherrnkunst ich darum noch kein Meister gewesen sey. Ich mißgönne Niemandem seinen Ruhm; aber fragen darf ich wohl, ohne Jemandes Ehre zu kränken, wogegen haben denn jene gepriesenen Meister ihre Kräfte gerichtet gehabt? Gegen mittelmäßige und noch dazu durch Zerstreuung geschwächte Macht. Ich

aber habe eine Weltherrschaft in ihrer vollsten und gediegensten Kraft angegriffen, und einen Krieg, der nach jeder Niederlage desto heftiger aufloderte und desto länger seine Brunst fortwüthen ließ, durch alle auf einander folgende Wechsel ohne Halt ritterlich bestanden, bis ich zuletzt, was der Feind selbst mir einräumen muß, die Widersacher besiegt und abgetrieben, des Vaterlandes Joch zerbrochen und abgeworfen, und Germanien, zu einer Zeit, wo fast alle Völker sich zu Knechten machen ließen, unverletzt und der Freiheit getreu erhalten.

Keinen Grund, o Minos, kann es geben, wodurch etwan Alexander dich zu überreden vermöchte, daß auch er die Römer, wie sie zu meiner Zeit waren, eben so leicht niedergekämpft haben würde, wie er die weichlichen Völker Asiens hingestreckt hat, oder wie späterhin jener Julius Cäsar bei seinem Triumph über Gegner, die er ohne Mühe besiegt hatte, sein „veni, vidi, vici!“ ausrief. War es ein Großes, daß der trunkene Macedonier unbewaffnete, des Kriegs ungewohnte Indier mit seinem berauschten, bacchantischen Heer, so weit er nur schweifen konnte, zu Flucht und Unterwerfung genöthigt hat? Die wackern Scythen hat er ja nur von ferne erblickt, ist nur mit den Augen, nicht mit Waffen, an sie gekommen. So viel ist gewiß, daß sein Neffe, jener berühmte König der Epiroten, der zwar nicht gegen Rom, aber doch in Italien Krieg

geführt hat, zu sagen pflegte: „Ich bin auf Männer getroffen, mein Oheim aber nur auf Weiber.“

Ueber dieses Alles habe ich nur um der Tugend willen, nicht um Ruhm oder Gold gekämpft. Siegesmäler auf Römerleichen zu errichten, oder Gut und Herrschaft zu erstreiten, ist nie mein Zweck gewesen; einzig und allein darauf hab ich mein Absehn gerichtet gehabt, daß ich meinem Vaterlande die ihm gewaltsam entrissene Freiheit wieder erwürbe. — So habe ich mein ganzes Leben dem Dienste der Tugend gewidmet, bis ich, bedrückt vom Neide der Schlechten und angefochten von frevlerischen, arglistigen Gesippen die freie, siegreiche, ehrlicher Verdienste um das Vaterland, und eines überall wohlgeführten Lebens sich bewußte Seele hieher in diese Friedensgefilde gerettet habe.

Nun, o Minos, ist es deines Amts, zu erwägen, wen du mir vorziehen willst, wen, der entweder aus bedrängterer Enge zu solcher freien Höhe durch eigene Tugend aufgetaucht sey, oder größere Kriege geführt, oder geschickter das Waffenwerk getrieben, oder rechtlicher das Regiment verwaltet, oder für eine bessere Sache das Schwerdt ergriffen, oder eine dräuendere Gewalt zermalmet, oder in seinen Leben den Begierden weniger eingeräumt, oder im Guten standhafter ausgedauert habe, in summa, wen in solchem Lob Glänzenderen du nach Recht mit dem Kranze schmücken willst.

Minos. Fürwahr! dieser Deutsche hat eine hochherzige und nicht blos eines großen Feldherrn, sondern auch eines guten Mannes würdige Rede gehalten. Ich weiß, daß alles sich so verhalte, wie er es vorgetragen hat, und daß nichts hinzu gedichtet, wohl eher manches, was seine Feldherrn-Größe beurkundet, mit Stillschweigen übergangen worden sey. Auch besinne ich mich gar wohl, daß ich zu jener Zeit mich höchlich gewundert habe, daß unter Barbaren eine solche Trefflichkeit gedeihen könnte. Deßhalb, da er den besten Grund zu seinem Wagstück gehabt, da er so viel durch Gemüth und Tugend und Kriegskunst gegolten, da er einzig und allein zum Wohl seines Vaterlandes Alles unternommen, nichts aber dem Laster eingeräumt hat, sehe ich nun aber — beim Zeus! — nicht ein, wer anders, als er, mit größerem Recht unter allen Feldherrn den höchsten Rang verdiene. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß, wenn er gleich anfangs mit euch, o Alexander, Scipio und Hannibal! den Wettstreit gehalten haben würde, ich ihm willig den Kranz zuerkannt hätte. Jetzt aber, weil, was hier einmal abgeurtheilt ist, nach Rechtsregel der Unterwelt nicht wieder aufgehoben werden darf, und dieser für ewig festgestellten Ordnung nichts verändert werden kann, so ziemt es dir, o Armin, dich daran zu begnügen, daß jenes Urtheil, welches ich in obigen Worten über dich ausgesprochen habe, auch die Ueberzeugung

meiner Seele sey, und daß ich dieses Urtheil schon früher ausgesprochen haben würde, wenn gleich anfangs du mit jenen den Wettkampf der Ehren hättest bestehen wollen. Weil du aber der Befreier deines Vaterlandes bist und Alle dir zugestehen, daß du im Kampfe für die Freiheit unüberwunden geblieben, Niemand darinnen sich größerer Gefahr dahin gegeben, als du, Niemand wichtigeren Vortheil für das Allgemeine errungen, als du; so stelle ich dich zu den beiden Brutus, und weise dir unter den Errettern vaterländischer Freiheit die erste Stelle an. Dir aber, Mercur, übertrage ich das Ehrenamt, auf dem Markt, auf den Gassen, auf dem Spielplan, auf den Kreuzwegen und wo überall Menschen und Götter sich versammeln, den Cherusker Armin als den Freiesten, Unbesiegbarsten und Deutschgesinntesten auszurufen, und Allen aller Orten zu befehlen, daß sie ihn mit diesen Ehrennamen begrüßen. Dieses ist beschlossen und hiemit festgestellt, und Niemand unterfange sich, darwider zu handeln!

Alexander. Aber es ist doch dieser Armin eine Zeitlang Andern dienstbar gewesen; ich dagegen bin stets König gewesen, stets frei.

Armin. Im Innern meines Gemüthes bin ich nie Jemandem dienstbar gewesen, sondern der Gedanke „Freiheit,“ für mich und alle Germanen, hat immerdar meine ganze Seele erfüllt. So lange

aber ich erst eine günstige Gelegenheit erharren mußte und ich bei jener Geduld, womit meine Landsleute das Joch trugen, keine Thaten thun konnte, habe ich meine Absicht klüglich verhehlt, und mein Sorgen um Freiheit in mir verschlossen gehalten.

Alexander. Auch sagen die Römer, du hättest von ihnen nicht abfallen dürfen, da du einmal ihr Joch auf dich genommen habest.

Armin. Darauf dient zur Antwort, daß ich ihr Joch nimmer angenommen, und in meiner Seele nimmer in solche Knechtschaft eingewilligt habe, und daß, wenn in einem Augenblick des Nothdranges ich gezwungenerweise mich habe fesseln lassen müssen, mir erlaubt gewesen sey, bei erster, günstiger Gelegenheit mich wieder los zu machen. Denn wie kann auf Seiten dessen, der einem andern ein Geschenk der Natur entreißt, jemals das Recht gefunden werden? Oder worin soll das Unrecht liegen, wenn du das, was dir gehört, was aber ein Anderer dir gewaltsam entrissen hat, durch gleiche Gewalt dir wieder erringest?

Alexander. Aber du hattest doch dein Wort gegeben? —

Armin. Nicht aber in so weit, daß ich etwas meiner Unwürdiges erdulden wollte. In Ehren und Freiheit Gehorsam zu erweisen, so lange jene in Bescheidenheit und mit Achtung des Völkerrechts ihre Befehle ertheilten, das war erlaubt. Hätte ich aber

auch wirklich ein gewaltsam und unrechtlich abgedrungenes Versprechen gegeben, so thut schon die gemeine Menschenvernunft den Ausspruch, daß null und nichtig sey ein solches Versprechen, was Räuber von denen erpressen, welche, durch Noth gezwungen, das einräumen, dessen Gebrauch doch sie eben so wenig entbehren, wie die Räuber desselben genießen dürfen. Und wer einem andern ein Joch aufdrückt, macht er nicht ihn nur bis dahin von sich abhängig, als in so weit er ihn durch Gewalt festhalten kann? — Oder ist es nicht erlaubt, das was uns ungerechterweise durch Waffen hinweg genommen ist, ebenfalls durch Waffen bei erster Gelegenheit wieder zu erobern? — Ich glaube nicht, daß, da es wider die Natur ist, aus einem Freien ein Knecht zu werden, es gegen die Gesetze seyn könne, wenn man nach dem Geschenk der Natur sich zurücksehnt. Treu und Glaube ist nur da, wo wir uns zu dem verpflichten, wozu wir uns verpflichten sollen. Wer aber sollte je so geduldig seyn müssen gegen Unrecht, daß er auch das zu dulden hätte verpflichtet seyn können, was damals die Römer in Germanien anrichteten, besonders jener Varus, jener gräßliche Geizhals und Rechtsverächter, wie je die Erde einen der Art getragen? — Jener Nichtswürdige, der, nachdem er Syrien durch Plünderung geschunden, nun auch die Deutschen aussaugen und verschlingen wollte, und hier mit solchem Stolz und so ohne alle Mäßigung verfuhr, daß er

der Meinung war, die Deutschen seyen Bestien und vernunftloses Vieh, und es gebe keine Unwürdigkeit, vor welcher zurück zu schaudern oder gegen welche Widerstand zu leisten uns gebühre. Deshalb setzte er seiner Tollheit keine Schranken und erlaubte sich jeden Frevel, jedes Verbrechen. Ich habe demnach, als ich jene Unthaten wahrgenommen, Treu und Glauben nicht gebrochen gegen rechtmäßige Gebieter, sondern ich habe nur und vielmehr das Recht meines Vaterlandes, ja! das allgemeine Menschenrecht gegen rechtlose Tirannei erkämpft und ersiegt.

Minos. Er hat seine Sache wacker vertheidigt. Auch ich gebe mein Urtheil dahin ab, Niemand sey dem andern Friede zu halten in dem Maße verpflichtet, daß ihm nicht, wenn Gründe, wie in Armins Sache, obwalten, das Recht zuständig bleiben solle, einen Zustand der Art zu verändern.

Scipio. Dennoch aber, o Minos, werfen die Unsrigen ihm Treulosigkeit vor, und was mich anbetrifft, so scheint es mir, er sey im Siege über den Quinctilius Varus zu grausam verfahren.

Armin. Auf diese Art, o Scipio, wären denn also Alle, die irgendwo Tirannen hinweggeräumt haben, und alle Verfechter vaterländischer Freiheit ins gesammt — Treulose gewesen, besonders denn also auch die Eurigen selbst, welche die Tarquinier austrieben und den Cäsar hinweg schafften, und dennoch das höchste Lob und unvergänglichen Ruhm

sich erworben haben? — Nein! nicht bei diesen ist die Treulosigkeit zu finden, sondern einzig bei jenen, welche nur nach den Veränderungen des Glückes sich richten und nur darnach die Wetterfahne ihrer wechselnden Treue herum schwirren lassen. Ich aber habe mich nur durch die Rechtmäßigkeit der Sache bestimmen lassen und bin für diese, wenn es seyn müßte, auch den Unglück freudig entgegen getreten. — Minos selbst, dieser oberste Richter, mag ein Urtheil sprechen, ob mir es nicht vergönnt gewesen sey, des Varus unerträgliche Grausamkeit dann, als die Götter dazu die Gelegenheit darreichten, mit gleichmäßiger Schärfe zu bestrafen.

Minos. Nach meinem Dafürhalten war das dir allerdings erlaubt.

Hannibal. Wie kommt es denn aber, daß du, der du prahlst, es sey dir nichts zu hoch und theuer gewesen, worüber nicht deine Liebe zum Vaterlande den Sieg davon getragen habe, dennoch von den Deinen bezüchtigt worden bist, nach der Oberherrschaft im Lande gestrebt zu haben? Da sieht man klärlich, daß du, der du dich rühmst, deinen Landsleuten das fremde Joch abgenommen zu haben, ihnen dafür das Deinige hast auflegen wollen. Da ein solcher Frevel mir nie in den Sinn gekommen ist, so muß ich deshalb den Vorrang über dich behaupten und behalten.

Armin. Deshalb? — dann wahrlich nicht; wofern anders Minos sich gleich bleiben wird. Nie ist die Begierde, die Herrschaft an mich zu reißen, in mich gefahren. Der Neid meiner Feinde war es, der so grundlosen Verdacht gegen mich erweckte. Uns allen, dächte ich wohl, ist es bekannt, daß nach gangbarer, menschlicher Unart gerade diejenigen, welche am meisten mit Tugenden geschmückt sind, in demselben Maße den Neid wider sich haben. Nur die, deren Tugend nicht offenkundig ist, bleiben vom Neide verschont. Aber Allen, die von der Tugend am höchsten empor gehoben werden, stellt sofort auch am meisten der Neid nach. Und doch ist es nothwendig, daß derjenige, welcher die Hauptsache zu besorgen hat, viel über Alle insgemein vermöge. Wie leicht wäre die allgemeine Freiheit verloren gegangen, wenn ich, nach jedes Schwachkopfs oder Neidharts unstatthafter Meinung von mir, meine Macht, wodurch doch Alles gehalten werden mußte, hätte ablegen wollen? — Da ich also aus diesem Bewegungsgrunde mein Ansehn im Volk, mit Beistimmung aller Rechtlichen, behauptete, tasteten die Schlechten mich durch den Verdacht vorgeblicher Tirannei an. Und wenn ich wirklich mich der Herrschaft bemächtigt hätte, wer wäre mehr dazu berechtigt gewesen, als derjenige, welcher die Seinigen vom Sklavenjoch der Ausländer erlöset hatte und sie nun unter ein vaterländisches Zepter sammeln wollte? — Wahrlich!

das Vaterland hätte mir eine noch immer nicht angemessene Vergeltung ertheilt, wenn es für die von mir empfangene Gabe der hergestellten Freiheit mir nun von freien Stücken die Regierung übertragen hätte. Aber da, wie gemeiniglich zu geschehen pflegt, mit dem Verlauf der Zeit das Andenken an die empfangene Wohlthat schwächer geworden war, ließ man es zu, daß ich zuvörderst durch Verleumdung angegriffen und dann durch Frevelthat ermordet wurde. Nicht der Erste bin ich, und werde auch nicht der Letzte seyn, dem solche Unbill widerfahren ist. Oder sind etwan die Karthaginienser gegen deine großen Verdienste, o Hannibal, dankbarer gewesen? — Ist nicht auch gegen dich, um dich zu bedrücken, ja! zuletzt zu unterdrücken, daheim die feindseligste Verfolgung wach gewesen?

Hannibal. Leider kann ich dieses nicht leugnen.

Armin. Aber nicht wahr? dem Scipio hat ja wohl sein Vaterland nach Verdiensten vergolten, indem es demjenigen, durch welchen es zu höchster Machtfülle erhoben worden war und dessen herrliche Thaten es angeschaut hatte, nicht einmal verstattete, dort in Ruhe zu sterben? — Oder hat etwa dem Alexander und seinem Hause nicht der Neid der Seinen den Untergang bereitet?

Minos. Abermals wohlgesprochen! — Wie er sagt, so ist es. Nie hat es einen berühmten Mann gegeben, dem nicht irgend einmal seine Trefflichkeit

nachtheilig gewesen wäre. Eben so gewiß aber ist es, daß jeder, der diesen Armin genau kennt, ihn wegen seines vortrefflichen Gemüths wird innigst lieben müssen. Darum, o germanischer Held, sollst du denn auch mit ewigen Ehren geschmückt seyn, und wir wollen deiner Tugenden nie uneingedenk werden. — Jetzt aber, Mercur, führe ihn mit dir und richte die Befehle aus, welche ich dir ertheilt habe. Ihr Uebrigen wählt nach Belieben euren Pfad*).

---

*) Quellen und Hülfsmittel zu Armins Geschichte sind, außer Tacitus und den bereits hin und wieder angemerkten, ins besondere folgende gewesen: Schurzfleisch (de Arminio); Eccard (de origine Germ. etc.); Kranz (Saxonia); Meibom (Scrpt. R. G.); Fürstenberg (Monum. Paderb.) die bekannten, hieher gehörigen Werke von Clüver, Mascow, v. Klein, Mannert, Möser, Schmidt, Heinrich, C. A. Barth, A. v. Hennings, Steckling, v. Hammerstein (und die lesenswürdige Recension in der allg. Jen. Lit. Zeit.); Teutsche Volksgeschichte (Heidelberg 1821, von einem Ungenannten). Des Herrn v. Gagern deutsche Nationalgeschichte und Roths „Hermann und Marbod“ hat der Verfasser des deutschen Plutarchs, wegen Abgelegenheit seines Wohnortes, nicht zu rechter Zeit erhalten können.

Berichtigungen und Nachträge.

Seite 3. Zeile 24. l. durchschritten.
— 4. — — l. eines Häuptlings kälto-germanischer Stämme jenseit des Rheines.
— 11. — 13. l. der drei Fabier.
— 13. — 20. l. Laurer, statt Taurer.
— 16. — 18. l. denen im Schloß.
— 25. — 2. l. nahgekommen, st. nachgekommen.
— 30. Den in der Note unter dem Texte angezeigten Schriften sind noch beizufügen: Die Geschichtsbücher des Paulus Diaconus, Adam von Bremen, Snorro Sturlesen, Eric Olai, Albert Krantz, Johann und Olaus Magnus, Schlözer (in der allg. Weltgesch.) und Nyerup (Uebersicht der Geschichte des Studiums der Skandinavischen Mythologie. Kopenhagen 1816.)
— 32. Bei dem, was in den ersten 6 Zeilen behauptet wird, erinnere man sich an folgende Stelle des Paulus Diaconus (in Hug. Grotii Histor. Gothorum etc. Amstel. 1655. p. 750.) „Wodan, der mit dem vorgesetzten Buchstaben G auch Gwodan genannt wird, ist derjenige, welchen die Römer Mercurius nennen und alle germanische Völker als

Gott verehren. Er hat in ganz alten Zeiten in Griechenland, nicht aber in Germanien gelebt.

Anmerk. zu den letzten Zeilen der 32sten und zu der folgenden 33sten Seite: „In den Weda's der Indischen Glaubenslehre“ (sagt der Recensent von Rhode's Beiträgen zur Alterthumskunde, mit besonderer Rücksicht auf das Morgenland [Berlin 1819.], in der Jenaer allg. Lit. Zeit.) „findet sich ein rein supranaturalistischer Monotheism. Zwar werden mancherlei Gottheiten in den Weda's [heiligen Büchern] unterschieden, sie werden aber auf drey Hauptgottheiten zurück geführt: Feuer; Luft; Sonne. Und diese werden wiederum als ein einziges, höchstes Wesen, nämlich die große Seele ausmachend, geschildert. Der Nirukta des Rigweda sagt: „Es sind drey Götter.“ Andere Gottheiten, diesen verschiedenen Regionen angehörend, sind Theile der drey Götter: denn sie werden verschieden benannt und beschrieben nach Maaßgabe ihrer verschiedenen Wirksamkeit; aber eigentlich ist vorhanden nur eine Gottheit, die große Seele: „Mahan Atma.“ — Diese große Seele erscheint immer als der Gipfel der Indischen Religionsideen (s. Asiat. Research. Vol. 8. p. 396.). Einer der Erzväter des menschlichen Geschlechtes wird in der heiligen Sprache Indiens „Manus“ [erinnernd an das germanische Mann, so wie das obige Atma an Athem, mahan an magnus] genannt. — Der Bjelbog (weiße Gott) und Swantewit (heiliges Licht) der norddeutschen Slaven erinnert an den Persischen Ormusd; der Czernebog

(schwarze Gott) an den Persischen Ahriman, den Stifter des Bösen.

Der gemeinschaftliche Urstamm der Indier und Perser [und deshalb auch der mit den letztern stammverwandten Germanen] wohnte (nach Rhode und mehreren andern Alterthumsforschern) auf den Hochebenen Mittelasiens und übte dort einen sinnlichen Sonnen-, Sternen- und Feuer-Dienst. Von dort zog ein Theil des Urstammes zum Ganges hinab, gelangte zu größerer Cultur, legte jenem rohen Dienst einen höhern, symbolischen Sinn unter, woraus sich nachmals seine Religionsansichten entwickelten und wobei er immer nach wissenschaftlicher Ausbildung strebte. Während dieser Zeit war ein anderer Theil des Urstammes nach Persien hinab gestiegen und dort bei zunehmender Cultur gleichfalls zu höherer Religionsansicht gelangt, hatte den Ormuzdienst geschaffen und strebte vorzüglich nach sittlicher Ausbildung, weil Ormuz (oder Ormusd) als das Symbol des Guten betrachtet wurde."

So weit Rhode. Das Eingeklammerte sind Zusätze.

Aus jenen Urstammländern sind unsere Vorfahren allgemach nach Westen gezogen und haben, wie leicht zu erachten, ihre religiösen Ideen mit sich dorthin getragen, wiewohl manche Veränderung im Laufe der Zeiten und an den verschiedenen Orten damit vorgegangen, und die reine Theologie nur eine Geheimlehre der Auserwählten gewesen seyn mag. In dieser Hinsicht ist eine Stelle aus John Hughes horae brittannicae (or Studies in ancient British History. 2 Vol. London 1821.) wohl der Erwäh-

nung werth. Er handelt in der 2ten Abtheilung des ersten Bandes von den Druiden: Sie seyen dem Cimbrischen Stamm eigenthümlich gewesen. Zwar habe das classische Alterthum ihnen Vielgötterei zugeschrieben, aber sie seyen, wenn man die einländischen Documente zu Rathe ziehe, vielmehr Verehrer eines Gottes gewesen. In den Schriften der ältesten Cambrischen Barden kommen die Sätze vor: „Drei Dinge sind der Gottheit wesentlich: Vollkommnes Leben, vollkommne Kenntniß, vollkommne Macht; was aber vollkommen und in seiner Art das Größeste von allen ist, dessen kann es nicht mehr geben, als Eins. — Bei drei Dingen ist es unmöglich, daß Gott nicht sey: Bei der vollkommensten Güte; bei dem, was die vollkommenste Güte will, daß es sey; und bei dem, was die vollkommenste Güte hervorbringen kann. — Bei drei Dingen ists unmöglich, daß Gott sie nicht sollte hervorbringen: Das, was das Wohlthätigste ist; das, wessen Alle am meisten bedürfen; und das, was das Schönste ist von allen Dingen. — Drei Dinge werden unfehlbar geschehen: Alles, was der Macht Gottes; alles, was der Weisheit Gottes; alles, was der Liebe Gottes möglich ist zu vollbringen. — Die Hervorbringung aller beliebten Dinge kommt her von Gottes Weisheit, Macht und Liebe. — Die Menschen sind sittliche Agenten Gottes.“

So weit Hughes.

Mit diesen neueren Forschungen (Creuzers, Schellings, Rhode's, Hughes u. a. m.) stehen auch ältere im Einklang. So heißt es in den „Gallischen Alterthümern,“ von John Smith, nebst einer Geschichte

der Druiden u. s. w. (Leipzig 1781.) im 2ten Bande, S. 84. „Die celtische Philosophie war eine von den Müttern der griechischen. (Diog. Laert. in prooem.)“ S. 86. „Der erste Grundsatz der Druiden war, den Inhalt ihrer Religion vor Fremden [also auch den Römern] zu verbergen. (Selden in Proleg. de Diis Syris. El. Sched. de Diis Germ. Syntag. II. 16.)“ S. 87. „Man räumt ein, daß die Religion der Druiden mit der Religion der Mager in Persien, der Brahmanen in Indien und der Chaldäer von Babel und Assyrien gleiches Alters ist. (Orig. contra Celf. V. Laert. in prooem. Clem. Alex.) Unter den Grundsätzen aller dieser Secten scheint in ihrem frühesten und ächtesten Zustande eine solche Gleichförmigkeit gewesen zu seyn, welche deutlich anzeigt, daß sie alle aus einer gemeinschaftlichen Wurzel entsprossen sind. Wo nur die celtischen Stämme hinkamen, brachten sie diese Religion mit sich.“ S. 89. „Die Druiden, die der Celten Priester und Philosophen waren, hatten ihren Namen von „Druidh.“ Er bedeutet „weise Männer.“ Es scheint dieser Name mit dem der Mager des Orients einerlei Bedeutung zu haben.“ S. 90. „Zu der Klasse der Druiden gehörten auch die Barden u. s. w. (Strabo IV. Caesar IV. Amm, Marcell. XV.)“ S. 111. „Es findet sich in der celtischen oder gallischen Sprache kein Wort, kein Wink, kein Gebrauch, die nur die geringste Spur von Vielgötterei, vor dem Einfall der Römer im Lande der Celten, wahrnehmen ließen. Aber wohl ist die celtische Sprache voll unendlicher Anspielun-

gen auf den Namen Be'il, von dem man zugiebt, daß er das höchste Wesen bedeute und der einzige Gegenstand ihrer gottesdienstlichen Verehrung gewesen sey. Das Wort Bea'uil, wovon Be'al oder Be'il [Bel] nur die schnelle Aussprache oder Zusammenziehung ist, bedeutet die Quelle aller Wesen, das Urleben, der Tuisko der Deutschen oder Teutates der Gallier hat dieselbe Bedeutung und heißt so viel, als: Gott, der Vater aller Wesen. (Macpherson's Antiq. Dissert. 19.) Der einfache Name für das höchste Wesen war bei den Druiden eigentlich das Wort Dia oder Dhia, welches in den Casibus obliquis „De und Dhe" hat, woraus das bekannte, „Esus oder Hesus" durch Verstümmelung gemacht zu seyn scheint. Aber das Θεος und Deus der Alten sind augenscheinlich ächte Ableitungen. Um den gemeinen Mann jenes höchste und einzige, aber unsichtbare Wesen darzustellen, richteten die Druiden ihr Augenmerk auf die Sonne, die große Belebe-rin der Natur, als das schicklichste Sinnbild Dessen, der das Leben jedes Wesens ist; indem sie sowohl der wohlthätigste, als auch der herrlichste Gegenstand ist, welchen das Auge erblicken kann. Damit aber der gemeine Mann seinen Gottesdienst nicht der Sonne selbst, statt des großen Wesens, von dem die Sonne nur den Schatten andeuten sollte, entrichten möchte, sorgten sie für einen Namen, der vor jenem Irrthum schützen könnte, nämlich den Namen Grian (Gre'ine. Gre 'heine.) der anzeigt, daß die Sonne an sich nichts mehr sey, als Feuer. (Unum Deum, fulgoris effectorem, Dominum hujus universi solum agno-

seunt. Procop. Caes. Goth. III.)." S. 115. Nächstdem fand sich bei den Druiden der Glaube an einen böſen, aber geringeren Dämon, wodurch sie den Ursprung des Uebels sich zu erklären suchten. [Wie durch Ahriman; Czernebog.]. Sie nannten diesen übelwollenden und Arges stiftenden Dämon „Aibhist'er" d. h. Verwüster [erinnernd an Schiwen, Satan, Belzebub der Orientalen, und an den Logi oder Locke der Odinisten].

Seite 66. Zeile 21. l. den Liebling.
— 67. — 7. 8. fallen hinter Edlen und Zukunft die Commata hinweg.
— 87. — 8. l. Dann, statt: denn.
— 109. — 24. hinter vorziehen füge hinzu: beſeſſen.
— 110. — 11. statt unglaublichen l. ungläubigen.
— 115. — 1. statt errettenden l. errettеten.
— 116. — 11. aber vor geſchwind fällt hinweg.
— 128. — 22. statt um l. zur.

Deutscher Plutarch,

enthaltend

die Geschichten merkwürdiger Deutschen.

Zweite Abtheilung.

Mittelalter.

Fridigern bis Autharich.

Zweite, nach einem neuen Plan durchaus umgearbeitete, vermehrte und berichtigte Ausgabe

von

Christian Niemeyer,

Prediger zu Dedeleben,
Verfasser des Heldenbuchs
u. a. m.

Halle,
in der Buchhandlung des Waisenhauses.
1822.

Sr. Hochwürden,

dem

Herrn Oberconsistorialrath

D. B. C. L. Natorp,

mit herzlichster Liebe und Hochachtung

gewidmet

von

dem Verfasser.

Die Germanen waren durch Armin inne geworden, was sie vermöchten, wenn sie in brüderlichem Bunde, unter tüchtigen Führern, dem stolzen Nachbar, dem stets auf Untertretung aller übrigen Völker sinnenden Römer, herzhaft die Spitze böten. Solches Kraftgefühl, wenn es wach erhalten oder doch, durch große Erinnerungen an glorreiche Vorzeit, immer von neuem erweckt und entzündet wird, duldet, wenigstens auf die Länge nicht, kein träges oder gar feiges Stillstehn, sondern es treibt vorwärts, um so mehr, wenn dort ein reicher Gewinn lockt. Und der nächste Schritt aus Germaniens düstern Wäldern, ärmlichen Haferfeldern und öden Viehwaiden führte ja nach West, Süd und Ost in die lachenden Auen, anmuthigen Weinberge und mit Vorrath aller Art erfüllten Orte des römischen Reiches. — Aber in den ersten zwei Jahrhunderten nach Christo standen noch immer kriegserfahrene, wohlgeordnete, vortrefflich gerüstete, römische Legionen an der Grenze, und mancher tüchtige Kaiser hielt das Ganze kräftig zusammen und leitete Alles mit Einsicht. So lange es so blieb, wurden durch Vereinigung der Kunst mit der Kraft und durch Gediegenheit des Ganzen unter

Einem die tapfern, aber ungeschlachten Heerhaufen der Germanen, bei welchen der Freiheitssinn Aller und der trennende Stolz der einzelnen Volks-Aeste und Zweige gemeinsames Wirken nach einem Plan und unter einem Oberhaupte nie oder nicht lange zuließ, noch immer glücklich genug abgewehrt und einmal über das andere in die Wälder, Berge und Sümpfe zurückgetrieben. Das war auch dem hochbegabten, batavischen Belger Civilis (69. 70.) widerfahren. Weil er es nicht hatte dahin bringen können, daß der starke Rheinbund, welchen er durch begeisternde Reden und durch Mitwirkung der Priesterinn Velleda bewerkstelligt hatte, seinen Willen und Befehl nun auch als allgemeines Gesetz anerkannte und einer strengen Kriegszucht sich unterwarf, so mußte er schon nach zwei Jahren die glücklich begonnene Wiederherstellung des alten Kältenreiches im Westen des Rheines wieder aufgeben und froh seyn, daß er nur noch für die einzelne, ohnedem schwerzugängliche, batavische Landschaft hinter der Waal einen guten Frieden von den Römern erlangen konnte. Indessen war doch auch dieses Ereigniß immer schon ein Zeichen der bei den Römern zunehmenden Schwäche, bei den Germanen aber eine neue Erweckung des Kraftgefühls und eine Quelle von heilsamen Erfahrungen und guten Lehren für die Zukunft gewesen, wie wir deren Wirkungen nachmals besonders bei den Franken, vordem des Civilis

Bundesgenossen, werden hervorleuchten sehen. — Daß in den nächstfolgenden Zeiten manche untüchtige, bange, römische Kaiser hin und wieder die Besuche deutscher Waffen durch Geld abzukaufen oder durch mühsame und kostbare Festen und Grenzwälle zu verhüten suchten, lockte und weckte die Germanen wohl weit mehr zu immer neuen, kühnen, beutereichen Abentheuern jenseit Rhein, Donau und Alpen, als daß sie durch solche schwache Mittel hätten zurückgehalten und abgeschreckt werden können. Mochte nun auch etwan wieder einmal ein Germanenbund, der in Erinnerung an Brenn, Ambiorich, Armin, Civilis zusammengetreten war, durch die gediegene Kraft der römischen Kriegsmacht zersprengt worden seyn, wie z. B. der Markmannische (am Ausgang des zweiten Jahrhunderts) an der Donau, so war doch immer durch solche Bünde und Eidgenossenschaften ein Anfang in kriegerischer Staatskunst gemacht und es klar und immer klärer geworden, daß nur die vereinzelten Angriffe schwach und vergeblich, die verbundenen aber stark und wirksam seyen, und nur von diesen endlich einmal ein glückliches Durchdringen in das schöne, reiche Römerland, dessen Heere sich ja nicht stets als unüberwindlich, so wenig als dessen Grenzwälle sich als unübersteiglich erwiesen hatten, gehofft werden könne. Ueberdem mußten so viele Germanen, die bei den stets mehr verweichlichten Römern zu Kriegsdiensten gedungen waren und

gar als deren oberste Befehlshaber glänzten, und das herrliche Leben dort und nebenbei auch die Geheimnisse der römischen Kriegskunst nicht minder, wie der römischen Schwäche, kennen gelernt hatten, wohl die Lust zu immer neuen Wagstücken und Abentheuern bei ihren kräftigen und kühnen Landsleuten aufregen und stärken. Auch thun wirklich immer neue, Rom bedräuende Bünde sich hervor, und hie und da, wo die Glieder es endlich merken, daß ein gemeinsames Haupt nothwendig sey, auch Kriegsfürsten, mit höherer Macht begabt. So erblickt man (213) den dauerhaften Allemannen-Bund zwischen Oberrhein und Donau, vorzüglich aus Zweigen des Suevischen Astes geflochten; noch furchtbarer und erfolgreicher aber (223) am Niederrhein den Bund der kühnen und freien, gegen das römische Joch und für Germaniens Unabhängigkeit verschwornen Waffenbrüder, der Franken, aus den Nachkommen der Heergenossen Ambiorichs, Armins und Civilis allgemach zusammengetreten. Jedoch für die Römer am schrecklichsten und auch am frühesten verderblich erscheint im Südosten der Bund des altberühmten, germanischen Gothen-Astes und seiner zahlreichen Zweige, besonders des theruingischen (Westgothen) und greuthungischen (Ostgothen): denn diese treten gerade damals auf den Kampfplan, als im römischen Reich, durch zunehmende Schlechtigkeit der Gesinnungen und Sitten, auch die Verwirrung

und Schwäche zunimmt, durch List oder Gewalt viele unwürdige Kaiser in rascher Folge sich eben so schnell auf den entweihten Thron drängen, wie sie durch List oder Gewalt wieder hinuntergeworfen werden; als vornehme und reiche Bürger durch Ueppigkeit Weichlinge, die den Harnisch mit leichten Kleidern vertauschen oder sich gar vom Kriegsdienst loskaufen, die Geringern aber durch Erpressungen Bettler werden, und als — was in einem durch Waffengewalt geschaffenen Staate das Schlimmste ist — selbst die bisher so furchtbaren Legionen sich meistens in ein Gemisch ausländischer, abentheuernder Söldlinge verwandelt haben, so daß von nun an die feindlichen Angriffe immer öfter nur noch durch Gold oder Land abgekauft werden müssen, da sie durch Eisen nicht mehr abgetrieben werden können. Wer soll unter so kläglichen Umständen die unermeßlichen, durch drei Welttheile sich hinziehenden, überall von kräftigen Natursöhnen, in Europa besonders von den Germanen bestürmten Grenzen vertheidigen? — Unterjochte Landesbewohner freilich sind überall gegenwärtig; aber diese unmuthigen, von den Obrigkeiten ausgesogenen und gemißhandelten, von dem Kriegsvolk verhöhnten und zertretenen, an Kraft, an Hülfsmitteln, an Vaterlandsliebe gänzlich verarmten, elenden Menschen taugen nicht dazu, so lange man sie in diesem jämmerlichen Zustande liegen läßt. Selbstsucht, Liebloſigkeit, Stolz und Geiz der Beherrscher

aber lassen das Elend der Unterthanen nach wie vor fortdauern. Ehe man den Unterjochten die Fesseln lösen will, damit sie zur Landesvertheidigung mitzuhelfen Lust und Kraft gewinnen, will man lieber — als läge in diesen das einzige Heil — die Gewalthaber verdoppeln und vervierfachen, damit sie überall zugleich gegenwärtig seyen. Und so sieht man nun seit dem Ende des dritten Jahrhunderts zwei Kaiser (Augusti) und vier Kaisergehülfen (Caesares), zugleich aber nun auch den innern Krieg noch zu dem äußern: denn Auguste und Cäsaren, voll Selbstsucht und ohne Vaterlandsliebe, zucken ihre Waffen gegen einander, statt gegen die Fremden. Schwäche und Verwirrung nimmt zu. Die Vorzeichen des Unterganges erscheinen. Denn jetzo gelingt es unter den übrigen Germanen zu allererst den Gothen, durchzubrechen und auf dem römischen Reichsboden festen Fuß zu gewinnen. In tiefer Vorzeit, wie Sagen und Geschichten*) melden, waren diese hochberühmten Gothen in größeren oder geringeren Schaaren von Ost nach Nord, und von Nord nach Ost auf und abgezogen; in späteren Zeiten aber waren

*) Besonders: Jornandes, Episc. Raven., de Getarum sive Gothorum origine et rebus gestis. Lugd. Bat. 1597. Außerdem Isidors und Prokops Schriften. Ferner: deutscher Plutarch 1ste Abth. (neue Aufl.) S. 30. u. f.

sie größtentheils wieder in die alten Sitze zwischen Don und Nieder-Donau eingewandert und hatten sich daselbst, wie Jornandes (oder Jordanes) erzählt, in West- (Visi) und Ost- (Ostro) Gothen abgetheilt; diese unter Königen oder Richtern aus dem göttergleichen Geschlecht der Amaler (Makellosen), jene unter Häuptlingen aus dem hohen Geschlechte der Balten (Kühnen). Sie hatten (213) zur Zeit des nichtswürdigen Kaisers Caracalla die Landschaft Dacien, an der Nieder-Donau, erobert und von dort aus immer weiter um sich gegriffen, während in einem Zeitraum von nur funfzig Jahren sechzehn Kaiser (unter diesen auch ein Gothe „Maximin") die Krone trugen und verloren, und am Ende gar dreißig Tyrannen auf einmal sich um die Fetzen des Reiches zankten und balgten. Dann waren sie unter Ostrogoth, Amala's*), des Stammvaters der Amaler, Enkel, über die Donau gesetzt und durch Thrakien bis Griechenland hinein gestreift, hatten (252) unter Knifa (Messer), Ostrogoths Nachfolger, den Kaiser Decius und sein Heer erschlagen und nun, seitdem Kaiser Aurelian Dacien gänzlich aufgegeben, ihr neues Reich von den Ufern des schwarzen

*) Jornandes cap. 14., wo die Amaler „Halbgötter oder Ansen (Asen?)" genannt werden.

bis zu denen des baltischen Meeres aufgebaut. Die waidereichen Ebenen vom Don bis zum Dnjestr wurden von dieser Zeit an von den Ostgothen, die Lande westlich dem Dnjestr aber von den Westgothen besessen. Vor ihren Streifzügen zu Wasser und zu Lande war nun kein römisch Nachbarland mehr sicher. Und weiter im Westen machten während dessen Franken, Allemannen, Burgunden, Quaden, Vandalen, Gepiden, Heruler, und wer nennt sie alle! — Anfälle und Einbrüche. Die Gothen, durch Kraft und Lust zu allem Hohen und Edeln ausgezeichnet, schreiten, seitdem sie Nachbarn des oströmischen (byzantinischen; griechischen; morgenländischen) Kaiserthums geworden sind, in geistiger Bildung und auch in Friedenskünsten immer merklicher vorwärts, und übertreffen in diesem hohen Stück alle übrigen Germanen. Darüber wird sich Niemand wundern, wer mit Radlof (im Keltenthum. Bonn 1822.; damit auch vergliche Barths Urgeschichte Teutschlands und Pelloutiers Histoire des Celtes. II. 4. 7.) annimmt, daß in tiefer Vorzeit Hyperboräer, (wahrscheinlich Gothen) mit den ältesten Griechen gemeinschaftlich, Gott im Zeichen der Sonne oder des Feuers erkannt und besonders zu Delphi gemeinschaftlich verehrt haben; daß namentlich 547 vor Christo ein germanischer Oberpriester dieses Gottes, welcher Priester Abaris (Kabir) betitelt worden und wahrscheinlich

aus Skandinavien gekommen, Griechenland besucht und durch Wissenschaft göttlicher und menschlicher Dinge — erhabene Gedanken von Gott, Tugend, Zukunft; Heilkunst, Gesang, Saitenspiel — große Bewunderung, selbst bei Pythagoras, sich erworben hat, und daß hundert Jahr nachher (432 vor Christo) abermals ein solcher Abaris oder Kabire aus dem germanischen Norden angelangt ist; endlich erwägt, daß Jornandes im fünften Abschnitt seiner gothischen Geschichten große Dinge von gothischen Weisen und göttlichen Oberpriestern: Zeut (Theut), Dicenens (Dis?) und Zamolxis erzählt und aus Dio's Büchern über die Gothen folgende merkwürdige Stelle aushebt: „deshalb sind die Gothen stets weiser, als die übrigen Barbaren, und den Griechen fast gleich gewesen. Sie haben diejenigen, welche sich durch hohen Geist ausgezeichnet, „Zarabi" (wo das obige Abaris durchklingt) und „pileati (Behuthete)" genannt und aus denselben ihre Könige und Priester genommen." — Die nahe Verwandtschaft der Thrakier, oder Griechen insgemein, und der Gothen erhellt aber auch aus der Abhandlung Rasks über die „thrakische Sprachklasse" (übersetzt von Vater. Halle 1822). Sehr begünstigt wurde der Gothen Fortschritt in Kenntnissen und Sitten nachmals vornehmlich dadurch, daß sie nun in der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts nach Christo, auch zur Bekanntschaft mit dem Chri-

stenthume, das seit Konstantin, dem Großen († 337), im römischen Reiche herrschend geworden war, gelangten. Und bei ihnen, die in Odin, oder andern Namen und Personen, schon längst gewöhnt worden waren, Gott oder doch Göttliches, auch wohl in menschlicher Gestalt, sich zu denken und zu verehren, und die mit dem Glauben an eine vergeltende Ewigkeit längst vertraut gewesen waren, konnte eben das Christenthum nun um so leichter Eingang finden. Auch fand es ihn, zuerst bei den Westgothen, besonders seitdem*) Ulfilas (Wölflein; † 376) wahrscheinlich ihr erster Bischof, die heilige Schrift in das Gothische übersetzt hatte: denn hier hatten sie ja nun den Beweis für die Wahrheit göttlicher Offenbarung in sichtbaren Worten vor Augen. Sichtbare Worte aber wirken unendlich stärker als mündliche, noch dazu im Lauf der Jahrhunderte verdunkelte und trübe, Sagen. Doch auch noch andere Umstände ereigneten sich damals, um bei den Westgothen den Eingang des Christenthums zu befördern. Aus finsterer Nacht plötzlicher Gewitterstürme strahlt ein großer, germanischer Name hervor.

---

*) Ulfilas gothische Bibelübersetzung, von Fulda und Reinwald, herausg. von J. C. Zahn. Weißenfels 1805.

Fridigern.

Aber nicht die Palme, wie es der Name (Friedensfreund) andeutet, sondern das Schwert war dieses Balten Bestimmung; und zuerst (370) mußte er gar mit seinem eigenen Landsmann, Athalrich, einem andern Häuptlinge der Westgothen, in Fehde gerathen: denn dieser maaßte sich ungebührliche Vorrechte und Gewalt über Friedigern und dessen Gefolg an, war auch ein so erbitterter Christenfeind, daß, so weit sein Schwert reichte, die Verehrer des Kreuzes bluten mußten. Valens, der oströmische Kaiser, war froh, daß die furchtbaren Gothen, die er schon längst, aber vergeblich, von der Reichsgrenze zu entfernen versucht hatte, sich nun unter einander selbst schwächten und zerrieben. Mit Freuden verheißt er Friedigern, der vom stärkern Athalrich (auch von Einigen Athanarich geschrieben) gedrängt wurde, Hülfsvölker aus Thrakien: doch unter der Bedingung, daß die Westgothen sich öffentlich zum Christenthum bekennen und nun das Kreuz in ihren Bannern führen, weil nur unter diesem heiligsten Zeichen Sieg zu hoffen sey*). Gern willigen diese, bereits mit dem Christenthume bekannt und be-

*) So erzählen die Zeitgenossen: Orosius und Theodoret. Der spätere Isidorus Hisp. (aus Sec. 7.) stellt den Vorgang unrichtig dar. Auch

freundet, ein. Die römische Hülfe kommt; Athalarich muß weichen. Aber schon ist ein neues Unheil für alle, Ostgothen, Westgothen und Römer, im Anzuge: die Hunnen (Hjongun), eine ungeheure Horde mongolischer Jäger und Hirten. Schon vor dreihundert Jahren, im äußersten Osten, von der chinesischen Grenze ausgewandert, dann hundert Jahre nachher am caspischen Meere angelangt, setzen sie, allen westlichen Völkern unerwartet, im Jahre 374 plötzlich über den europäischen Grenzfluß, die Wolga, überwältigen dort einen Gothenzweig, die Alanen, ein schönes, schlankes, blondlockiges, blauäugiges und damals in jenen Gegenden sehr mildes Hirtenvolk, und reiten nun in ungeheuren Schwärmen immer vorwärts. Ermenrich, der greise König der weitherrschenden Ostgothen (Greutunger), wählt, nach vergeblichem Widerstand, freiwilligen Tod für Flucht oder Knechtschaft. Widerich (Weitreich), sein Sohn, unter Aleths und Safrachs Vormundschaft, sucht Zuflucht und Hülfe bei den Westgothischen Brüdern hinter dem Dnjestr. Aber während Athalrich an einigen Stellen das Ufer vertheidigt, setzen die Hunnenreuter an andern über und kommen ihm so schnell über den Hals, daß er hinter den

---

Jornandes irrt, wenn er die Bekehrung der Westgothen erst da erfolgen läßt, wo sie um Aufnahme am linken Donau-Ufer nachsuchen. (Kap. 25.)

Pruth fliehen und, da sie ihm auch hierher nachjagen, endlich gar in die Karpathischen Gebirge entweichen muß. Denn zu den falschen Römern wollte er nicht fliehen, und zwar um so weniger, da er dem Christenthum fortwährend abgeneigt geblieben war. Aber die andern Theruinger, die christlichen, welche mit Fridigern zogen, glaubten sich den lieben Mitchristen, den Römern, schon eher anvertrauen zu können. Deshalb schickte Fridigern unverweilt seinen berühmten Bischof Ulfilas nach Konstantinopel und ließ bitten: „Gebt nothleidende Glaubensgenossen nicht den wilden Heiden der Wüste preis! Verstattet ihnen, euren künftigen, getreuen Hülfsgenossen gegen alle Feinde eures Reiches, Wohnung in den entvölkerten Landschaften am linken Donau-Ufer!“ So tüchtige Krieger, gegen Hunnen und Perser sehr brauchbar, ohne Sold zu gewinnen und noch dazu als guter Christ zu glänzen (wonach diejenigen immer am meisten trachten, welche in der Wahrheit es am wenigsten sind), das gefällt dem geizigen und in äußerlicher Frömmigkeit sehr eifrigen Kaiser vortrefflich. Weil aber bei dem bloßen Namen „Germanen“ den Römern damals schon bange wird, so müssen die Gothen es sich gefallen lassen, daß zuerst die Kinder, als Bürgen für die Alten, und dann, aber ohne Waffen, die Uebrigen sollen übergeschifft und nachmals durch die kaiserlichen Statthalter Lupicinus und Maximus mit Lebensmit-

teln versorgt werden. Aber Geiz, Wollust, Unredlichkeit, damals bei den Römern überall einheimisch, verderben alles und bringen die ungeheuersten Dinge zuwege. Tag und Nacht, auf Schiffen, Flößen und ausgehöhlten Baumstämmen setzen die Westgothen über den breiten, reißenden Strom, in solcher Menge, daß die römischen Beamten, welche sie zählen sollen, bald davon abstehn müssen. Um nur ein Schwert zu retten, geben sie alles hin, was sie haben; und so kommen denn ihrer genug mit Waffen über den Strom und bedecken (wie Ammianus Marcellinus schreibt) gleich Funken des Aetna die Ebenen und die Berge. Auch wagen sich Viele, die Waffe zwischen den Zähnen, schwimmend durch die Wellen, weil ihnen an der lieben Wehr mehr gelegen ist, als am Leben. Außerdem weiß manche schöne Frau, Tochter, Schwester dem bewaffneten Mann, Vater, Bruder bei den römischen Lüstlingen Nachsicht zu erwerben. Aber die Gier dieser schlechten Menschen ist unersättlich. Sie lassen die neuen Bundesgenossen, als sie dieselben nun in ihren Klauen zu haben meynen, hungern, verhandeln ihnen dann zu ungeheuren Preisen — Mancher muß sich selbst oder die Seinen für Brod verkaufen — Hundefleisch und andere schlechte Nahrungsmittel und mißhandeln sie, wie andere römische Unterthanen schon längst sich's haben gefallen lassen müssen. — Die Theruinger sind also hinüber. Nun kommen aber auch die Greuthunger

unter Widerich und dessen Vormündern an den Strom und bitten um Aufnahme, werden aber zurückgewiesen. Da jedoch Lupicinus und Maximus ihr Kriegsvolk zusammenhalten müssen, um die Theruinger, die schon murren und sich sperren, geschwind tiefer landeinwärts zu treiben, so ergreifen, von Fridigern heimlich aufgemuntert, jene Greuthunger den günstigen Augenblick und setzen, sobald das Ufer von Wächtern entblößt wird, in großen Schaaren auf Flößen über. Alsbald zieht Fridigern, um den Brüdern näher zu bleiben — was auch die Römlinge ihn treiben mögen — immer langsamer und langsamer, bis denn endlich bei Marcianopolis in Mösien (Bulgarien) Halt gemacht wird. Und hier nun beschleunigt die römische Schlechtigkeit den Ausbruch eines Wetters, dessen Blitze schon lange gedroht, aber nicht Fridigerns Haupt, wie Lupicinus meynt, sondern sein eigenes treffen. Der Schalk Lupicinus nämlich hat Fridigern und sein kleines Gefolg — aber den Kern der Theruinger — mit heuchlerischer Gastfreundlichkeit in die feste Stadt einziehen lassen, dann aber die übrige Menge ausgesperrt, um draußen zu hungern. Da ist die Geduld endlich erschöpft. Vom Uebermaß der Noth zur Verzweiflung getrieben wollen die Verschmachtenden das Thor erbrechen, um drinnen, wo Ueberfluß ist, Lebensmittel zu kaufen. Diesen Augenblick gerade hat Lupicinus (wie Jornandes erzählt) erwartet, um

einen Vorwand zu finden, den Fürsten und sein Gefolge geschwind wegzuschaffen, um dann, wenn das Volk so das Haupt und die Arme verloren hat, den unnützen Rumpf desto leichter zertreten zu können. Beim ersten Lerm draußen geht er flugs ans Werk und läßt die Gothenwache, welche des Fürsten Herberge beschirmen will, mörderisch anfallen. Geklirr und Geschrei schallt ins Haus. Fridigern, unerschrocken und von schnellen Entschlüssen, ahnet sogleich, worauf es abgesehen sey, springt von der Tafel auf und ruft: „Laßt mich hinaus, daß ich die Meinigen beruhige und größeres Unglück verhüte!“ — Der trunkene Lupicinus meynt, der junge Gothenfürst und sein kleines Gefolg könne ihm ja doch nun nicht mehr entwischen und werde draußen den niedergemetzelten Wachen geschwind in die Unterwelt nachgeschickt werden. Er läßt also mit erheuchelter Willfährigkeit die glühenden Helden hinaus. Die aber schwingen sammt denen, welche draußen noch leben und kämpfen, mit hellem Kriegsgeschrei sich auf die Rosse und sind zum Thor hinaus, ehe Lupicinus und seine Rotte sich noch besinnen können. Und nun schürt Fridigern durch Flammenworte alle jene schon glimmenden Funken des Aetna (um mit Ammian zu reden) zur allgemeinen, ungeheuren, verderblichsten Gluth an. Die Banner werden erhoben, die Hörner geblasen, die Schaaren gesammelt, die Treiber und Dränger niedergeschlagen, die Oerter

der

der Umgegend ausgeplündert. — Lupicinus erschrickt, rafft seine Cohorten zusammen, will die Flamme noch geschwind niedertreten, wagt — unbesonnen, wie immer — weitab von der Festung sich mitten unter die ergrimmten Gothen hinaus. Die blicken den schlechten, dummen Feind mit Verachtung an, rennen mit Schwerdtern und Lanzen drauf, durchbohren die vorgehaltenen Schilde, strekken alles, was Stand hält, nieder. Nur der elende Lupicinus fast allein kommt als Bote des Unglücks, ehe noch das Gefecht zu Ende ist, nach der zitternden Stadt zurückgelaufen. — Fridigern und sein Heer sind frei. Gute Rüstung und Waffen liefern die Erschlagenen; Beute und Vorrath aller Art Mösien und Thrakien, (Bulgarien und Rumelien) bis vor die Thore von Konstantinopel. Eine andere, starke Schaar Theruinger, unter Suerid und Kolias, schon landeinwärts getrieben von den Römern, um in Asien gegen die Perser zu fechten, wird durch Fridigerns schnelle Siegesboten noch bei Adrianopel eingeholt, und macht flugs Halt. Aber die Bürger drinnen wollen durch Hunger, gewaltiges Posaunenblasen und einen Regen von Scheltworten und Pfeilen von der Mauer hinab, den störrischen Haufen zum Fortzug nach dem Hellespont zwingen, und werden, als die Gothen draußen noch immer ganz unbeweglich stehen bleiben, am Ende gar so keck, daß sie einen Ausfall auf diese ungeharnischten

und schlecht oder gar nicht bewaffneten und (wie die Adrianopler meinen) in feiner Kriegskunst ganz unerfahrnen Barbaren machen. Dieser Muthwille gelingt ihnen aber sehr übel. Die grimmigen Gothen schlagen plötzlich zu und legen alle diese Philister in den Sand, ziehen ihnen die schönen Rüstungen aus und nehmen die Waffen, warum es ihnen jetzo am meisten Noth thut, zu sich. Bald ist auch Fridigern mit dem großen Heer da und die siegreichen Brüder heißen einander willkommen. Dann läuft die ganze Macht im ersten Zorn Sturm auf Sturm gegen die Mauern; aber mancher wackere Held wird von denen, welche dahinter stecken, durch Geschosse niedergeworfen. Darum ruft Fridigern, der Zeit und Kraft nicht länger auf ein so gefährliches Spiel setzen will: „Mit den Steinwänden leb' ich in Frieden!" zieht ab und läßt die Seinen sich lieber weithin über die reiche Landschaft ergießen, wo nun Alle sich erquicken und herrlich und in Freuden leben. Während dessen wächst das Heer im Sonnenschein des Glückes mit jeder Stunde: denn Alle, welche früherhin — wie schon erzählt ist — der Hunger gezwungen hatte, sich den falschen Römlingen zu Sklaven zu verkaufen, und jetzo in den umliegenden Dörfern und Weilern dienen mußten, sind nun wieder frei, eilen zum Heer und bringen die Waffen ihrer entronnenen Herren mit; auch eine Menge Hartgehaltener Bergleute steigt aus den tiefen Schach-

ten an das Licht und dient den Gothen zu Wegweisern. — Als Kaiser Valens diese schrecklichen Geschichten vernimmt, eilt er aus Antiochien, von wo er eben gegen die Perser ausziehen wollte, über den Hellespont zurück, und sendet unter Profuturus und Trajanus geschwind ein Heer voraus, um der Gothenfluth eilends einen Damm entgegenzusetzen. Fridigern aber, immer wachsam und vorsichtig, läßt die Seinen hurtig zusammenblasen und führt sie über den Hämus nach Mösien zurück, weil er bei etwanigen Gefahren die Donau und die Brüder drüben in der Nähe haben will. Die Byzantiner meinen unterdessen, daß sie das Spiel schon gewonnen haben: denn zwischen Hämus und Donau wollen sie die Gothen in verheerter Gegend einschließen; hinterwärts aus Pannonien (Ungarn) soll ihnen Gratian, der weström. Kaiser, Valens Neffe, in Rücken und Seite fallen und dann sollen die eingefangenen, groben Barbaren flugs mit Einem Schlage vernichtet werden. Aber diese Rechnung ist ohne den Wirth gemacht. Kaiser Gratian (wie Aurelius Victor ihn schildert) ein weicher, furchtsamer, achtzehnjähriger Jüngling, der lieber studirt oder auf die Jagd geht, als in den Krieg, und überdem sein eigenes Gallien kaum vor den wiederholten Anfällen der Allemannen schützen kann, hat nicht sonderliche Lust zu einem Feldzuge nach dem fernen Morgenlande; Marbod, sein Minister, und Frigerid, sein

Feldherr, selbst zwei Germanen, sind dazu wohl noch weniger geneigt. So kommt denn von dieser Seite nur Richomer (auch ein Germane, ein Franke) mit wenigen Weströmern zu Hülfe. Fridigern aber, stets auf der Hut, hat unterdessen die Seinen schon in die buschige Sumpfgegend von Salices (Weiden) geführt und dorten, rechts und im Rücken von den Donaumündungen und links vom schwarzen Meere gedeckt, den großen, festen Ring seiner Wagenburg aufgefahren. Darinnen ist alle Beute und reicher Vorrath in Sicherheit gebracht und man schmaust und läßt sichs wohlseyn, während die Römer draußen hungern und dürsten und von der glühenden Sonne gebraten werden (377). Beide Heere warten noch auf Verstärkung, ehe sie die Schlacht wagen wollen. Profuturus meynt jedoch, die ungeduldigen Gothen werden nicht lange in der Wagenburg stillsitzen, sondern bald aufbrechen und dann wolle er ihnen geschwind in den Rücken fallen. Der kluge Römer hat sich aber sehr betrogen: denn Fridigern rührt sich nicht, ruft durch hochauflodernde Feuerzeichen alle ausgesandten Streifschaaren zurück, und bestimmt mit Rath der Häuptlinge und freudiger Zustimmung des ganzen Heeres offenen Angriff und entscheidende Schlacht gleich für den folgenden Tag. Dann wird die Nacht noch lustig durchschmaust, bei Sonnenaufgang feierlich geschworen, zu siegen oder zu sterben, leichte Schaaren wischen

hervor und besetzen die vorliegenden Höhen, um wie Räder von dort herab einzelne Römerhaufen desto kräftiger anzurennen. Diese aber, ahnend, was Fridigern vorhabe, bilden geschwind ihre enggeschlossene Schlachtordnung, welche Niemand verlassen darf und fordern durch Kriegsgeschrei die Gothen heraus. Die antworten durch alte Heldenlieder, ungefüg und rauh, und lassen nicht auf sich warten. Gewöhnt, schnell auszufallen und eben so schnell wieder in Reih und Glied zurückzuspringen, schleudern sie zum Gruß den Römern ungeheure Pfäle mit verkohlten Spitzen ins Antlitz, dringen dann mit kurzen, scharfen Schwerdtern rasch darein, werfen im ersten Anlauf den linken Flügel über den Haufen. Denn springt aber eilends der starke Rückhalt zu Hülfe, bringt ihn wieder zum Stehen, stellt die Schlacht her. Die wüthet ohne Rast mörderisch fort. Wie Hagelschauer schwirren überall Pfeile, sausen Steine, klirren Schwerdter. Wo eine Schaar den Rücken kehrt, haut die Reuterei nach. Weit und breit ist das Feld mit Todten und Sterbenden übersäet, aber der Sieg bleibt unentschieden. Endlich kommt die Nacht, bringt die unermüdlichen Kämpfer auseinander; hüben und drüben kehren die zerfetzten Schaaren in ihre Läger zurück. Nur die Vornehmsten unter den Gefallenen werden begraben; die übrigen den Vögeln, damals (sagt Ammian) an diese Speise gewöhnt und in großen Schwärmen den Heeren fol-

gend, preis gegeben. Das Byzantinische Heer, an Zahl das geringere, ist so übel zugerichtet, daß es hinter die Wälle von Marcianopolis zurückkriecht. Richomer mit den Seinen macht sich wieder nach Italien auf den Weg. Fridigern, festhaltend den gewissen Gewinn, bleibt in seiner Wagenburg stehn und beherrscht von dort aus die offene, ihm preis gegebene Landschaft. Aber Valens, anfangs bestürzt, faßt nun neue Hoffnung. Ist doch der Feind im Donauwinkel stehen geblieben, wo man ihn aushungern kann. Er verstärkt deßhalb schnell die Besatzung von Marcianopolis und giebt Befehl, den Gothen vorerst nur das Streifen zu verwehren und die Zufuhr abzuschneiden. Aber Fridigern, der wohl merkt, daß zu Streifzügen es ihm an leichter Reuterei fehle, lockt geschwind durch Hoffnung reicher Beute schnelle Hunnen und Alanen in Menge über die Donau und nimmt sie zu Bundesgenossen an. Und als, bei Herannäherung des Winters, die weichlichen Byzantiner nun gar sich vom rauhen Hämus, den sie bisher verrammelt und versperrt hatten, zurückziehen, brechen, gleich wilden Bergströmen, einzelne Gothenschaaren, die bisher im Gebirge gesteckt, hervor, schaffen dem Heer, das schnell die Wagenburg verläßt und nachrückt, Bahn, und plötzlich ist alles Land von der Donau bis zum Gebirge Rhodope und der Stadt Adrianopel überschwemmt. Ein Haufe Weströmer, unter dem Germanen Barcimer,

wird überrascht und bei Develtus, an der pontischen Küste, bis auf den letzten Mann niedergemacht. Da wird Frigerid, ein anderer weströmischer Feldherr, auch ein Germane, der bis Berôa, am Hämus, gekommen war, so bange, daß er nach Italien zurückeilt und die Byzantiner ihrem Schicksal überläßt. Aber endlich hat doch Gratian, der weströmische Kaiser, selbst (378) sich auf den Weg gemacht, um seinem bedrängten Oheim zu helfen. Große Begebenheiten sind vor der Thür: denn auch Valens nicht minder hat sich jetzo an die Spitze der Legionen gestellt und führt sie gegen Fridigern ins Feld, so daß es scheint, als sey der Gothe, der nun von beiden Kaisern und der ganzen römischen Macht in die Mitte genommen ist, unerrettbar verloren, wofern er sich nicht eilends noch über die Donau zu den Hunnen flüchte und, wie viele andere dortige Germanen, ein Reichsgenoß derselben werde. Aber Fridigern gehört nicht zu denen, welchen die Gefahr Furcht, sondern zu denen, welchen sie höhere Kraft erweckt. — Gratian war noch nicht auf dem Kampfplatze angelangt, mit Valens allein aber hoffte Fridigern unterdessen schon fertig zu werden, sey es im Guten, oder im Schlimmen. — Zwar ließ Gratian, bereits in Pannonien (Ungarn) angekommen, den Oheim durch Sebastianus, einen trefflichen Feldherrn, der mit dem Vortrab vorausgeeilt war, dringend bitten, ja nicht eher loszuschlagen,

als bis auch er heran sey, damit durch gemeinschaftlichen Rath und Kampf die Vernichtung der Gothen schneller und gewisser sey; dieselbe Bitte ließ er durch Richomer wiederholen. Aber Valens, der gerade damals schon neben Adrianopel hinzieht, neidisch auf seines Neffen Sieg über die Allemannen (bei Colmar im Elsaß) und vor Begierde brennend, durch eigenen Arm, ohne fremde Hülfe, ein noch glänzenderes Stück auszuführen, auch eben jetzo sehr aufgeblasen über unbedeutende Streiche, die er gothischen Streifern versetzt hatte, will nicht warten. — Da indessen die Kundschafter melden, der Gothe stehe mit seiner ganzen Macht bei Kabylä am Hämus in Schlachtordnung, wird doch in einer unheimlichen Anwandlung noch zuvor ein Kriegsrath gehalten und überlegt, was man thun, und ob man größere Sicherheit oder größern Ruhm vorziehen solle? — In demselben Augenblick wird eine Gesandtschaft Fridigerns angemeldet. Denn ehe neue Blutströme fließen, wobei auch für die Gothen mehr zu verlieren, als zu gewinnen schien, will der verständige Held noch einen Versuch machen, ob nicht durch Glimpf ruhige Sitze in Thrakien zu erlangen seyn. Damit das Gesuch desto eher Gewährung finde, steht ein Friedensmann, ein Bischof, wahrscheinlich Ulfilas selbst, an der Spitze der Gesandtschaft. Er überreicht dem Kaiser einen offenen Brief Fridigerns, worin alle von den Gothen unverschuldeten Ursachen

dieser unglücklichen Fehde vorgetragen sind, mit hinzugefügter Bitte, christlichen Brüdern, die vor wilden Heiden das Vaterland nothgedrungen hätten verlassen müssen, die versprochene Herberge wenigstens jetzo noch einzuräumen und sie zu treuen Bundesgenossen gegen alle Feinde des römischen Namens anzunehmen. Außerdem stellt der Bischof dem Kaiser heimlich noch einen andern Brief zu, worin Fridigern ihn ersucht, er möge das römische Heer im Felde schauen lassen, damit dieser schreckende Anblick mithelfe, seine ungestümen Gothen, die sonst nichts von Frieden möchten hören wollen, zu mildern Gesinnungen zu stimmen. Ob Friedigern es hiemit ehrlich gemeynt, oder ob er (wie Ammian vermuthet) hiedurch den Valens, noch vor Gratians Ankunft, zu übereilter und unzeitiger Schlacht habe ins Feld herauslocken wollen, wird wohl zweifelhaft bleiben. Es läßt sich indessen gar wohl denken, daß Fridigern, der durch eine unglückliche Schlacht zwar alles verlieren konnte, aber — bei der Nähe Gratians — selbst durch eine glückliche nur wenig zu gewinnen hoffen durfte, es in der That ehrlich gemeynt habe. So viel ist gewiß, daß Valens am 9ten August 378 von Adrianopel, wo er das Gepäck zurückließ, frühmorgens aufbrach und um Mittag, als die Sonne am heftigsten glühte, den Ring der gothischen Wagenburg erblickte, aus welcher ihm ein wildes, grausiges Geheul entgegen

scholl. Da ihm dieser Gruß doch etwas unheimlich vorkam, ließ er das Heer sich sogleich in Schlachtordnung stellen und durch Zusammenschlagen der Schilder und Waffen, wie verabredet war, ein großes Getöse machen. Auch schickte Fridigern sogleich Friedensunterhändler hinaus. Aber Valens, dem sie nicht vornehm genug däuchteten, wies sie zurück und verlangte, daß die Edelsten der Gothen zu ihm hinaus kommen müßten. So ging unter nichtigen Dingen eine Stunde nach der andern verloren, während der Sonnenbrand das römische Heer aufs äußerste abmattete und auch der Hunger anfing zu quälen, da das Gepäck in Adrianopel zurückgelassen worden war. Fridigern erwiederte unterdeß: daß für die edelsten Gothen auch einer der edelsten Römer, als Bürge, herüberkommen müsse. Dazu bot sich der weströmische Feldherr Richomer an: denn er wünschte es um jeden Preis zu verhindern, daß vor Gratians Ankunft eine Schlacht geliefert würde. Aber während er schon zu den Gothen hinüber ritt, ließen ungestüme, römische Bogenschützen sich durch Kampfgier hinreißen, einen unvermutheten Anfall auf die sorglosen, gothischen Vorwachten zu machen, wurden zwar geschwind wieder zurückgeworfen, entzündeten aber durch ihre heillose Unbesonnenheit die blutigste und verderblichste Schlacht. Denn jetzt durfte Richomer der gothischen Wagenburg nicht mehr näher kommen. Man sah Aleth

und Safrach mit der Ostgothenreuterei, die so eben von einem Streifzug zurückgekehrt war, wie Blitze aus dem nahen Gebirge fahren und alles, was dem Schwerdte nicht eilends entrann, niedermachen. — Von allen Seiten Geschrei, Hörnerblasen, Waffengeklirr, Zusammenschaaren zum Kampf. Wie Schlachtschiffe prallen die beiden Heere bald an, bald ab und wogen in der Ebene. Der linke, oströmische Flügel dringt rasch bis zur gothischen Wagenburg vor und ist schon im Begriff einzubrechen. Aber der feige Rückhalt und die Reuter, von Aleth und Safrach bedroht, reißen aus und nun gereicht jenem tapfern Flügel eben sein muthvolles Vordringen zum Verderben. Von der ganzen, grimmig hervorstürmenden Gothenmacht wird er an und übergerannt, und zerfällt, wie ein eingestürzter Wall, in grause Trümmer. Die Reuterei, welche hätte decken sollen, ist längst davon gejagt. Das unglückliche Fußvolk, nun auf den Seiten entblößt, jedem Anfall preis gegeben, hat in der Ebene sich dergestalt zusammengedrängt, daß Niemand die Hände, geschweige denn die Waffen rühren kann. Auch um sich sehen kann Niemand vor Staubwirbeln; die Augen sind blind, nur das Ohr vernimmt um und an das gräßliche Geschrei und Getöse. Ueberall fliegen tödtliche Geschosse und verfehlen in diesem dichten Gedränge nirgends ihr Ziel: denn wer kann hier sich schirmen oder ausweichen? die Gothen, in zahlloser Menge vordringend, treten

Alles, Mann und Roß, unter die Füße. Die zusammengedrängten Reihen können sich nicht öffnen, um Geworfene hindurch zu lassen. Weder zum Kämpfen, noch zum Fliehen ist irgend ein Raum übrig geblieben. So im grausigen Handgemenge auf einander geschoben, drückt Einer dem Andern den Stahl in die Brust. Helm und Schild werden hüben und drüben durch Streitäxte zerspalten. Die grimmen Gothen, blutend aus gräßlichen Wunden, Mancher ohne Hand, ohne Arm, schleudern in der Nähe des Todes nicht minder schreckliche Blitze aus glühenden Augen. Das Feld ist weit und breit mit zerfetzten Körpern übersäet, und überall hört man das Seufzen der Sterbenden, das Aechzen der Schwerverwundeten. In diesem heillosen Gedränge, in dieser unherstellbaren Verwirrung endlich ganz erschöpft an Kraft und zuletzt ohne alles Vermögen, sich zu besinnen und irgend einen Rathschluß zu fassen, an jeder Rettung verzweifelnd und nirgends einen Ausweg entdeckend, stürzt sich das römische Fußvolk, nachdem längst alle Speere im wilden, rastlosen Kampfe zerbrochen sind, mit gezogenen Schwertern blind in die dichtesten Gothenhaufen, um im Niederstürzen auf dem blutübergossenen, schlüpfrigen Boden das Leben wenigstens noch so theuer als möglich zu verkaufen, mitten zwischen diesen Leichenhügeln von zertretenen Feinden und Freunden. — Während bei den Römern, lechzend vor Durst, vor Hunger kraftlos, gequält und

niedergedrückt von der Sonne und von der Waffenlast, der Widerstand immer schwächer wird, nimmt der Gothen gewaltiger Andrang furchtbar zu und wirft zuletzt das ganze Römerheer um. Was da sich noch etwan retten kann, ergreift in wilder Unordnung die Flucht. — Unterdessen die Flüchtlinge sich auf unbekannten Wegen zerstreuen, arbeitet der verlassene Kaiser sich aus Leichenhügeln hervor und sucht bei den Speerträgern — den einzigen, welche noch stehen — Schutz. Aber Victor, ihr Obrister, ruft: „Alles ist verloren, wenn uns nicht sogleich Gratians Bataver beispringen!“ Damit eilt er fort, sie zu suchen, kann sie aber nicht finden und kommt nicht wieder. So macht sich auch Richomer davon; so Alle. Aber die siegreichen Gothen, mit zornglühenden Augen, setzen nach, und schlagen, was nicht schon durch Wunden oder gänzliche Erschöpfung, oder unter dem Gewicht der Rüstung und der Waffen, oder durch den Fluchtschwall hingestürzt und umgekommen ist, ohne Gnade darnieder. Darauf geht der Mond unter und will dieses Feld des Jammers nicht länger beleuchten. Aber eben bei Einbruch der finstern Nacht war der unglückliche Valens von einem Pfeil hart getroffen und nachmals nie wiedergesehen worden. Doch wollen Andre wissen (sagt Ammian), obgleich etwas Bestimmtes und Gewisses hier Niemand weiß, — er habe, matt von der schweren Wunde, von Wenigen begleitet, sich in eine Bauer-

hütte geschleppt und dieselbe eiligst verrammeln lassen; aber die nachsetzenden Gothen, die nicht gewußt, wer darinnen stecke, haben sie angezündet und den Kaiser, sammt den Seinen, zu Asche verbrannt, zu ihrem eigenen, nachmaligen, großen Verdruß; als sie hinterher von einem Flüchtling, der sich durch ein Fenster aus den Flammen gerettet, die klägliche Geschichte erfuhren, und nun es sehr bedauerten, daß ihnen der höchste Ruhm, einen römischen Kaiser zu fangen, durch ihre eigene Schuld entwischt wäre. Auch Trajanus und Sebastianus — und wie viele andere der höchsten Führer und Beamten! — hatten in dieser Schlacht das Leben verloren. Kaum der dritte Theil des Heeres war übrig geblieben, so daß, die Schlacht bei Cannä ausgenommen, kein römisches Heer je eine schwerere Niederlage erlitten hat, bis auf diesen Tag. Vierzig Tausende war die Zahl des ungeheuren Verlustes. „Ich meines Theils“ erklärte einer der Gothenführer „bin des Schlachtens müde, kann aber nur nicht begreifen, wie ein Volk, das vor uns flieht, uns dennoch den Besitz seiner Schätze und Landschaften noch fernerhin verwehren will?“ — In diesem Sinn rannten die Gothen, denen Kunde zugekommen war, daß in Adrianopel der kaiserliche Schatz verwahrt werde, nun stracks, wie sehr Fridigern auch abrathen mochte, mit Anbruch des Tages die Mauern dieser Stadt an, wurden aber von den Römern, die den Festungskrieg

besser verstanden, blutig zurück geschlagen und ihrer so viele ungestraft niedergeworfen oder verwundet, daß sie endlich ihrem besonnenern Führer darin beistimmten, daß gegen diese Steine nichts auszurichten sey durch Tapferkeit. Aber die List wollte man doch, ehe das Unternehmen ganz aufgegeben würde, erst noch einmal versuchen. Eine Schaar römischer Söldner nämlich, die Tages zuvor zu den Siegern übergegangen war, sollte, als wäre sie den Gothen wieder entwischt, um Einlaß in die Stadt bitten, dann drinnen Feuer anlegen und den Gothen während der Verwirrung, einen Zugang öffnen. Anfangs ging Alles nach Wunsche. Die falschen Freunde meldeten sich am Thor, und wurden eingelassen. Als sie aber auf manche Fragen widersprechende Antworten gaben, schöpfte man Verdacht, legte Einige von ihnen auf die Marterbank und da kam der ganze Verrath an den Tag. Nun ließ man die Gothen, ganz so, wie sie es mit jenen armen Schelmen verabredet hatten, unverhindert herankommen, richtete aber dann, als man sie in der Falle hatte, durch Wurfgeschosse eine ungeheure Niederlage unter ihnen an. Da wollten sie, voll Grimm, die Wälle auf Leitern ersteigen, wurden aber durch Steine und durch die Trümmern zerbrochner Säulen so übel bewillkommt, daß sie abermals mit blutigen Köpfen abziehen mußten. Betrübt, daß sie Fridigerns Abmahnungen nicht früher Gehör gegeben, zogen sie nun endlich von der

Stadt sich zurück und gingen zu Rathe, was ferner zu thun sey. Es wurde beschlossen, man wollte nach Perinth (Heraklea) in die Nähe von Konstantinopel ziehen. Als sie aber bis Perinth gekommen waren und ihnen hier Alles glückte, schwoll ihnen von neuem der Kamm und sie wollten nun, wie sehr auch ihr Fürst abrathen mochte, gar Konstantinopel selbst erobern und so dem Byzantinischen Reiche flugs ein Ende machen. Auch drangen sie wirklich in die Vorstädte ein und legten selbige in Asche; aber die wohlbefestigte Stadt selbst, die von der großen Volksmenge mit dem Muth der Verzweiflung vertheidigt wurde, konnten sie nicht gewinnen. Zwei Frauen erwarben sich hier den Ruhm, zur Errettung das Meiste beigetragen zu haben: Dominica, des Kaisers Wittwe, die das Volk durch reiche Gaben und Zuspruch zur kräftigsten Gegenwehr befeuerte; und Mavia, eine Sarazenenfürstinn, deren Leute so wild und grimmig waren, daß sie (wie Ammian erzählt) den Gothen, wenn sie ihnen den Dolch in die Gurgel gestoßen hatten, gleich Tigern, das warme Blut aussogen. Dieser Anblick war den Gothen so schauderhaft, daß sie eine Belagerung, welche ihnen nichts einbrachte, als Tod und Wunden, aufhuben und sich von Fridigern in die schönen, westlichen und südlichen Bezirke Griechenlands zurückführen ließen.

Aber

Aber nun kam die Zeit, wo dieser Held zeigen sollte, ob er die neuen Sitze, welche er eben in der Mitte zwischen beiden Reichen, dem Ost- und dem West-Römischen, erobert hatte, auch werde gegen beide Reiche behaupten können. Eine schwere Aufgabe! — denn Kaiser Gratian, ohne Hoffnung, durch sich allein das allenthalben erschütterte Gebäude vor dem gänzlichen Umsturz beschirmen zu können, hatte in aller Eil (im Januar 379) den so staatsklugen, als kriegskundigen Spanier Theodosius (damals 33 Jahr alt) zum Mitkaiser angenommen und ihm das römische Reich und zwei seiner besten Feldherrn, den Germanen Richomer und den Majorianus übergeben. Theodosius meidet anfangs das freie Feld und den offenen Kampf, um durch Behauptung fester Plätze und durch glückliche Ueberfälle einzelner, zu sicherer Gothenschaaren nur erst wieder Vertrauen zu dem Führer und zu den Waffen bei den Seinen zu erwecken. Daneben setzt er (wie Zosimus, Themistius und Synesius erzählen) die alte Römerkunst ins Spiel, zwischen den selten einverständigen Germanen Hader anzurichten, und einzelne Führer und Schaaren zu den Römern hinüberzuziehen, lockt auch Viele, selbst Gothen, durch reichen Sold an Geld, Lebensmitteln und Land in römische Dienste. Bei den Römern selbst aber strebt er auf alle Weise durch Einheit des Sinnes in weltlichen und geistlichen Dingen die Kraft zu verstär-

ken, will deßhalb weder Heiden, noch Arianer mehr dulden, sondern nur einen, überall herrschenden Glauben, den katholischen, gestatten. Gegen einen solchen Gegner sich dennoch mit gleicher Klugheit und Kraft bis zu dem letzten Tage behauptet zu haben, setzt wohl dem Ruhme Fridigerns die Krone auf*). Er merkt bald, daß der neue Kaiser damit umgehe, vereinzelte und noch dazu zwistige Gothenäste einzeln zu überfallen und zu zerbrechen und so am Ende den ganzen Baum zu vertilgen, besonders aber ihn, Fridigern, selbst rings zu umgarnen, von Westen durch Gratian, von Norden durch den alten Feind und heimlichen Römergenossen Athalrich, den Heiden, und von Süd und Ost durch die schnell hergestellte, täglich verstärkte, oströmische Macht. Aber er wartet es nicht ab, bis das Netz rings um ihn zuschlägt. Von seinen zwei getreuen, ostgothischen Waffenbrüdern, Safrach und Aleth, unterstützt, bricht er, nachdem er durch manchen schnellen Streifzug durch griechische Landschaften, die Römer irre gemacht, und dann geschwind Alles bei der Donau gesammelt hat, plötzlich mit seiner ganzen Macht von dort hervor, versetzt dem oströmischen

*) Wir sind bei diesem Schluß der Geschichte Frigerns den Nachrichten des Zosimus und den Ansichten des Mascou, Bünau und Gatterer gefolgt, nicht aber denen des Jornandes, Gibbon u. s. w.

Kaiser durch nächtlichen Ueberfall (380) einen so furchtbaren Schlag, daß er seines Vorgängers Valens Schicksale nur kaum noch entrinnen kann, wendet sich dann rasch und fällt den zwei Laurern im Rükken und in der Seite, Athalrich und Gratian, auf den Hals, treibt Jenen aus Ungarn und jagt ihn (wie einst Armin den Marbod) nach Konstantinopel zu den Römern, und fliegt dann kühn von der Donau gegen den Rhein und setzt den Kaiser Gratian in ein so großes Schrecken, daß derselbe alle Hoffnung auf Waffen verliert und nur noch im schnellsten Frieden sein Heil sucht (381. 382). Und diesem Frieden tritt auch Theodosius, dem dazumal Hunnen und Skirren (Sciri; ein Suevenzweig, vordem an der Weichsel seßhaft) an der Donau Noth genug machen, gern bei. — Darnach steckte Fridigern sein siegreiches Schwert in die Scheide: denn nicht nach immer neuen Eroberungen, sondern nur nach Behauptung der alten, die ihm zu einer sichern und anmuthigen Wohnung nothwendig waren, hatte er, wie man hier sieht, getrachtet. Pannonien, Mösien, Thrakien (das rechte Donauufer im jetzigen Oesterreichischen bis zu den Gestaden des schwarzen Meeres), römisches Bürgerrecht — jedoch ohne römische Abgaben, Gesetze und Obrigkeiten — das war Fridigerns und seiner treuen Gothen Siegspreis. Zur Gegengabe versprachen sie den Römern treue Bundesgenossenschaft gegen alle innere und äußere

Feinde. — Bald nach dieser Zeit trat Fridigern, der Gründer westgothischer Macht und Ehre, vom Schauplatz ab, und überließ die Bewahrung des glorreich Erworbenen einem andern trefflichen Balten.

Und doch wäre das große Gut zugleich mit jenem großen Führer fast zu Grabe gebracht worden: denn Kaiser Theadosius wußte durch allerlei Künste es dahin zu spielen, daß die Gothen sich nicht sofort über die Wahl eines neuen Königs oder Richters vereinigten. Er nahm einzelne, beträchtliche Schaaren in Sold, die er dann durch prächtigen Kriegsschmuck und große Freiheiten, wie die Germanen es liebten, auszeichnete, auch bei ihren alten Rechten und Gewohnheiten ließ, denen aber er, der Kaiser, selbst, obwohl aus der Mitte ihrer Edeln, die Befehlshaber setzte und selbige dann oft an seinen glänzenden Hof zog, um sie allmählig, ohne daß sie es merkten, zu Römerknechten umzuschaffen. Viele andere Gothen vertheilte und verstreuete er unter seine Legionen und am liebsten in sehr entlegene Landschaften. Durch diese Künste hoffte er aus den ungefügten und furchtbaren Gothen nach und nach unterthänige Römlinge zu machen und sie mit dem übrigen schlechten Volk zu verschmelzen. Zwar wandten Aleth und Safrach, des großen Fridigern stolze Waffenbrüder, die eben damals jenseit der Donau nach Nord und West auf Abentheuer ausgezogen waren, voll Unwillen über solche Zertrennung, Verderbniß und arge Künste

plötzlich nach dem Flusse um, wollten mit ihrem Heerhaufen, Weibern und Kindern mit Gewalt bei Nacht auf Kähnen übersetzen und das alte, gemeinsame Gothenwesen herstellen; aber sie wurden (386) theils durch lauernde römische Kriegsschiffe in den Grund gesegelt, theils am Gestade niedergemacht, theils gefangen und nach Kleinasien verpflanzt. Dennoch sollten die Römer bald nachher lernen, daß wer durch äußere Gewalt die innere Kraft der Geister niederzudrücken und zu zerreiben meynt, ein gefährliches Stück versucht und dem gleicht, der Pulver mit schweren Steinen bedeckt. Nur ein Funke darf bei Gelegenheit hineinfallen und nur ein Körnlein entzünden, und die ganze Miene fliegt auf und richtet eine desto größere Zerstörung an, je mehr Last außen aufgelegt war. Die Gelegenheit blieb nicht aus; und das verhängnißvolle Körnlein war schon da:

Alerich (Allreich)

der Baltenjüngling, auf der wilden Insel Peuce zwischen den Donaumündungen geboren, Fridigerns Sippe und Zögling, nach damaliger Ordnung aber nicht Gothenkönig, sondern nur kaiserlicher Befehlshaber eines starken, gothischen Bundesheeres (Foederati) in Thrakien. Er hatte dem Kaiser schon in zwei Feldzügen nach Italien gegen Empörer, zuerst gegen Maximus, welcher den Gratian, und dann gegen Eugenius, welcher den Valen-

tinian (Gratians jüngeren Bruder) ermordete, tüchtig geholfen, hatte dabei immer der Vorderste seyn, die Bahn brechen und den Römlingen den Weg zum Siege mit Gothenleibern pflastern müssen, war aber doch bei dieser Gelegenheit mit den Straßen nach Italien und zugleich mit der Falschheit und Schwäche der Römlinge, so wie mit allen ihren Künsten immer bekannter geworden. Auch sagt man, es hätten schon damals (vielleicht noch früher) mehrere unzufriedene Gothenhäuptlinge (wie zu Armins Zeit) einen geheimen Bund unter einander geschlossen, den Römern bei erster, günstiger Gelegenheit Gleiches mit Gleichem zu vergelten, sich einstweilen noch freundlich und gehorsam zu stellen, aber in der ersten, guten Stunde das Joch abzuwerfen und die alte, germanische Selbstständigkeit wieder herzustellen. — Und in der That sah man auch, als Theodosius (395) kaum die Augen geschlossen hatte, die Gothen in Thrakien hurtig zum Schwert greifen, den Balten Alerich auf dem Schilde erheben und als neuen König der Gothen begrüßen. (Doch meynen Andere, es sey ihm von den Seinen die Königswürde erst späterhin übertragen worden.) Eigene Lust und Kraft zu großen Wagestücken, Aufforderung des edlen, tapfern Volkes, das nicht durch eigene Trägheit und fremden Druck schlecht werden und vergehen wollte, vielfache Beleidigungen des stolzen, falschen, byzantinischen Hofes, der keine Versprechungen länger hielt,

als er sich dazu gezwungen sah, der die Gothen „Barbaren“ schalt und von Ehrenämtern zurück wies, Verachtung der zwei nichtsnützigen Kaiserknaben, Arkadius und Honorius, jener in Konstantinopel von einem verschmitzten Gallier, „Ruffin,“ dieser in Rom von einem stolzen, aber klugen, kriegskundigen und tapfern Vandalen „Stiliko (Stillik d. h. der Bescheidene“), als Vormündern, gegängelt, dazu der sehnliche Wunsch, das wüste, von Hunnen und Germanen stündlich bedrohte Thrakien mit anmuthigen und sicherern Wohnplätzen zu vertauschen, auch wohl gar heimliche Anreizungen Ruffins selbst, der im plötzlichen Gewirr und Wirbel eines Gothen- und Hunnen-Sturmes sich an des Knaben Arkadius Stelle auf den Thron zu schwingen hoffte, — dieses Alles ruft Alerich auf, seinen ersten Zug auf eigene Faust (396) anzutreten. Fridigerns Muster vor Augen, hält er sich bei Konstantinopels und anderer Festungen Steinwänden nicht auf, sondern erfreuet und ermuthigt die Seinen durch einen lustigen, gefahrlosen, beutereichen Zug bis zum Oeta in Thessalien, dringet, da alle Römlinge schon in der Ferne ausreißen, durch den Engpaß von Thermopylä nach Athen, und dann durch die Landenge von Korinth in den Peloponnes ein, erobert Korinth, Argos und Sparta. — Der Knabe Arkadius zittert auf seinem Thron; aber Ruffin läßt die Gothen schweifen, wohin sie wollen: denn

er hofft, wie schon gesagt, auf den Trümmern des alten Thrones sich einen neuen zu erbauen. Jedoch „Stiliko," mit Serena, des großen Theodosius Bruderstochter, deßhalb „Königinn" betitelt*), verheirathet, will seinem Nebenbuhler Ruffin den Kaiserthron nicht lassen, weil er selbst entweder sich oder, was wahrscheinlicher ist, seinem Sohne von der Serena, diese reiche Beute bei günstiger Gelegenheit vorbehalten hat, eilt deßhalb schnell aus dem Abendlande mit einer Flotte herbei, landet ohnweit Korinth, will den Gothen den Rückweg aus dem Peloponnes versperren, umzingelt ihr Lager bei Elis mit Schanzen, schneidet Zufuhr und Wasser ab und stellt schon Siegesspiele an, als habe er sie Alle mit einander gefangen. Aber während die trunkenen Thoren viel zu früh jubeln, bricht Alerich kühn und rasch durch die Schanzen, setzt mit aller Beute über die schmale Meerenge von Rhium und Naupactus, und führt die Seinen wohlbehalten nach Epirus zurück. Von dort aus unterhandelt er mit Ruffin, dem, wie er weiß, Stiliko's spielverderbende Einmischung sehr ungelegen gekommen ist,

*) Claudianus schrieb: Laus Serenae, Reginae, uxoris Stilchonis. — Dieser Dichter, so wie Aurelius Prudentius, Zosimus, Olympiodorus sind Stiliko's Lobredner. Orosius, Sozomenus, Philostorgius, Marcellinus etc. berichten Nachtheiliges.

wirkt für sich eine der zwei großen Präfecturen des oströmischen Reichs, die „Illyrische," das weströmische Reich begrenzende, gegen Stiliko aber einen stolzen Befehl des oströmischen Hofes aus, die gothischen Bundesgenossen, mit denen man sich wieder ausgesöhnt habe, unbehelligt zu lassen. Kurz nachher geht in Konstantinopel Alles darunter und darüber. Ruffin wird vom Gaina, einem Gothen, Stiliko's Freunde, ermordet; Gaina, der mit Hülfe seiner früherhin, wie wir wissen, nach Kleinasien versetzten Landsleute sich auf den oströmischen Thron schwingen will, wird von Fravitte, auch einem, aber den Römern getreuen, Gothen, verjagt und jenseit der Donau von den Hunnen erschlagen. Während Konstantinopel von diesen Wirbeln umgedreht wird, kann Alerich ganz unbeachtet und ungehindert sich mit aller Muße zu dem großen Zuge rüsten, welchen er schon längst beschlossen hat, nämlich gegen Rom selbst. Denn dorthin, bis wo, seit Brenn, kein zweiter Germane gedrungen war, und wo überdem Stiliko, der den Gothen verhaßte Vandale herrschte und nicht herrschen sollte, und wo ein Lieblingswunsch Alerichs erfüllt werden konnte: weite Entfernung von den gräßlichen Hunnen; — dorthin, nach Italien, nach Rom lockten Ruhm, Beute, Rache und Vorsicht am stärksten. Rüstung zu einem so großen Unternehmen war aber eben jetzo leichter, als jemals: denn alle Waffenwerkstätten Illyriens

müssen nun für Alerich, den gesetzmäßigen, kaiserlichen Oberbefehlshaber (magister generalis) arbeiten. Auch legt er (wie Isidor erzählt) die alte Fehde mit den nördlichen (skythischen), odinischen Ostgothen und deren Häuptlinge Rhadegast (Rhadegat. Rhadegas. Rhadegais) klüglich bei und redet mit ihm ab, daß er von Deutschland her in das westliche Italien einbrechen soll, während Alerich selbst bei Aquileja gegen das östliche Sturm laufen will. Aber dieser erste Anlauf (400) mißlingt, weil Rhadegast seine Schwärme noch immer nicht hat sammeln können, und nun Stiliko mit ungetheilter Macht die Bergstraßen von Aquileja verlegt. Da jedoch Alerich sich zu einem zweiten Sturm rüstet, giebt Stiliko (401. 402), um nur Italien und Rom zu retten, Gallien den Franken, und Britannien den Kaledoniern (Kälten; alten Landesbewohnern) und den meerwärts eindringenden Sachsen preis, ruft alle Legionen aus jenen entfernten Landschaften ab und herbei über die Alpen, nimmt Germanen, sogar Hunnen in Sold und hat durch diese, freilich verzweifelten, Mittel nun schon ein starkes Heer im Rückhalt, als (403) Alerich zum zweiten Mal kommt, durchbricht, den bleichen Honorius (damals Stiliko's Eidam) von Ravenna bis Asti am Tanaro vor sich herjagt und dorten belagert. „Gieb uns sichre, angenehme Wohnungen" ruft Alerich dem Kaiser zu „oder — laß das Schwert entscheiden, wem von uns beiden in

diesem schönen Lande zu wohnen gebühre.“ Bei dem furchtbaren Worte „Schwert!“ bewilligen Honorius und seine Räthe in aller Geschwindigkeit Gallien und Spanien, welche nun doch einmal vor andern Germanen nicht mehr geschützt werden können und wo sie, hofft man, sich unter einander selbst aufreiben mögen und werden. Alerich nimmt den Vorschlag gern an und will nur, ehe er nach Gallien aufbricht, noch zuvor im Lager von Pollentia, bei Asti, das fröhliche Osterfest feiern. Aber mitten in der Festfreude wird er unversehens von Stiliko, der sich unterdessen herangeschlichen hat, überfallen. Zwar greifen die Gothen hurtig zu den Waffen und Stiliko's alanischer Reutervortrab wird herzhaft zurückgeschlagen; aber gegen die Legionen, die dahinter aufgestellt sind und nun in geschlossener Ordnung rasch nachdringen, kann Alerich, wie er bald sieht, auf die Länge das Feld nicht halten: deßhalb giebt er Lager und Gepäck dem beutegierigen Feinde preis, zieht seine noch unverletzte Reuterei und was vom Fußvolk unter dem Schutze derselben entkommen kann, aus dem Getümmel, erreicht die Gebirge und Toskana und bedroht von dort aus — während Honorius des Helden gefesseltes Bild im Triumph aufführt, — Rom selbst. Nun muß Stiliko entweder eine entscheidende Schlacht mit vorbereiteten, grimmigen Kämpfern auf Leben und Tod wagen und Italien und Rom aufs Spiel setzen, oder er muß

durch gütliche Mittel die Gefahr zu entfernen suchen. Er wählt das Letztere, verspricht Zurückgabe der Gefangenen, Lebensmittel, Gold und — auf des Oströmers Arkadius Unkosten — größere Besitzungen im Osten. Alerich hält Rath, beschwichtigt seine ungestümen Heergenossen durch die Aussicht auf günstigere Zeiten und bewegt sie zum Rückzuge nach Illyrien. Stiliko aber, besorgend, Alerich möge sich den Vertrag doch wieder leid werden lassen und sich wohl gar zu Verona, am Eingange Italiens, festsetzen, ist dorthin (wie Claudianus singt) heimlich schon vorausgeeilt und hat sich in einen Hinterhalt gelegt, um, wenn es nöthig wäre, auch mit Gewalt die Gothen über die Grenze zu treiben. Aber ungestüme Alanenreuter, die zu früh hervorsprengen, machen Alerich, den noch kaum sein schnelles Roß rettet, auf die drohende Gefahr aufmerksam. Er nimmt geschwind eine vortheilhafte Stellung auf sichern Bergen, und Stiliko hält es nun für gerathen, von neuem gütliche Unterhandlungen anzuknüpfen. Da er (wie Zosimus meldet) weiß, daß der oströmische Hof gegen ihn feindselig gesinnt sey, wünscht er diesen dafür zu bezahlen, gewinnt Alerich, dessen große Gaben er hat kennen und achten lernen, durch große Versprechungen für das weströmische Reich, und will, sobald die Gelegenheit günstig ist, mit dessen Hülfe ganz Illyrien für Rom oder auch wohl nur für die Gothen selbst erobern. Denn damit hoffte

einen dreifachen Zweck zu erreichen: Alerichs Entfernung aus Italien; dessen Hülfe in Nothfällen für sich; und eine Schwäche des oströmischen Kaiserthums. Aber während dieses klüglich vorbereitet wird und Alerich ruhig heim zieht, hat endlich (405) Rhadegasts Völkerfluth (Gothen, Vandalen, Sueven, Burgunden, Alanen u. s. w.), zweihunderttausend Wehren und zwölftausend Edle, denen vierhunderttausend Weiber und Kinder folgen, die Alpen erreicht und durchbrochen, und stürmt gegen Rom, wo Rhadegast auf den Trümmern der Stadt alle Senatoren dem Odin und Thor schlachten will. Doch vorher gedenkt er erst noch Florenz zu erobern, preßt große Schwärme seiner wüsten Menge zwischen den Bergen von Fäsulä zusammen, sieht aber plötzlich jeden Ausgang verlegt, alle Zufuhr abgeschnitten und geräth durch Hunger und Seuchen in so ungeheure Noth, daß er an Stiliko, der ihm diese Falle gestellt hat, sich auf Gnade und Ungnade ergeben und nun seinen eigenen Hals unter das Messer beugen muß. Zwei große Haufen des Heeres indessen, von bessern Führern geleitet, Sueven, Burgunden, Alanen und Vandalen, sind entweder noch nicht heran oder schlagen sich durch, raffen ganz Gallien hin und machen sich dann bereit, auch über die Pyrenäen zu steigen.

Alerich hat aber aus seinem sicheren Lager, jenseit des Adriatischen Meeres, dem Abentheuer des

Rhadegast ruhig zugeschaut: denn siegte dieser, so gab es für die Westgothen keinen sichern Besitz Italiens mehr, sie konnten aber dann im verlassenen Germanien ruhige Sitze finden; verlor aber Rhadegast in Italien das Feld, so blieb es noch immer den Westgothen offen. Also auf diese oder auf jene Weise ließ sich der Hauptplan ausführen: Gewinn neuer Wohnsitze, entfernt von den Hunnen.

Während so, um nur noch Italien zu retten, Gallien und Spanien dahingegeben wurden, in Britannien sich Constantin zum Gegenkaiser aufwarf und nach Gallien übersetzte, um nächstens auch nach Rom vorzudringen, hatte man daselbst Alerich und den besprochenen Feldzug gegen Konstantinopel gänzlich vergessen; aber Alerich hat Rom nicht vergessen. Schon bis Armonä in Pannonien hat er sich (408) der italischen Grenze genähert. Von hier aus fordert er, doch anfangs sehr bescheiden, den Kaiser, dessen Kriegsmann er sich nennt, auf, ihm vier tausend Pfund Goldes (360,000 Ducaten) rückständigen Sold zu übersenden und eine Landschaft im Westen, weitab von den Hunnen, einzuräumen, wofür er dann aber Gallien von dem Gegenkaiser Konstantin und allen Feinden befreien und des Kaisers Zepter von neuem mit Glanz umgeben will*). —

*) Daß Alerich, um Rhadegast zu rächen, wie Isidor erzählt, Krieg angekündigt habe, ist ungegründet.

Stiliko räth zu, einen so wackern Helden zum Freunde zu behalten, besonders jetzo, wo bei des oströmischen Kaisers Arkadius unvermuthetem Absterben seine Hülfe zur Wiedervereinigung des ganzen Römerreiches unter einen Herrn höchst erwünscht sey; aber eine Menge unbesonnener Senatoren, aufgeblasen über Stiliko's Sieg über Rhadegast und doch zu gleicher Zeit neidisch auf des rettenden Helden Ruhm und Einfluß, schreiet: „Es sey der hohen Roma unwürdig, Barbaren Zins zu zahlen!“ Andere, besonders der tückische Olympius, zischeln dem schwachköpfigen Kaiser zu: „Stiliko, selbst ein Barbar, strebe darnach, mit Hülfe der Barbaren die Kaiserkrone auf Eucherius, seines Sohnes, Haupt zu bringen;“ und der unkluge Honor, der seine ererbten, äußerlichen Vorzüge für wahre und innere hält, echten Werth dagegen gering schätzt, dem Glanze seines Diadems und Titels mehr vertraut, als dem Kopf und Arm seines besten Helden, — läßt in dieser ungeheuren Bethörung seinen einzigen Retter, seinen letzten Beschirmer, Stiliko, niedermetzeln.

Auf diese Nachricht zuckt Alerich das furchtbare Schwert, um vor den Thoren Roms selbst das Versprochene und nicht Gehaltene einzufordern und den gemordeten Freund blutig zu rächen; Doch, sich wieder mäßigend, schickt er noch einmal Gesandte und warnt, durch Wortbrüchigkeit ihn nicht näher

zu rufen. Aber statt zu hören, faßt Honorius, von rasenden Günstlingen und Schmeichlern gegängelt, nun gar den tollen Beschluß, alle Barbaren zu morden und hiedurch die Majestät des römischen Thrones wieder im alten, furchtbaren Glanze sehen zu lassen. Weiber und Kinder der fremden Söldner, der noch einzigen Beschirmer Italiens, werden am Heerde überfallen, beraubt, gemißhandelt, ermordet. Man erschöpft sich in Hohnreden über die Gothen und träumt von Triumphen. Denn man hält Alerichs Mäßigung und kluges Zögern, der vergnügt zusieht, wie Honor sich mit eigenen Händen entwaffnet, für Furchtsamkeit und Schwäche, und meynt, er werde, vor dem neuerwachten Römergeiste erbleichend, nächstens die Flucht nehmen.

Der Gothenheld hört die Stunde des gewissen Untergangs der unglücklichen Roma ganz deutlich schlagen und läßt sogleich zum Aufbruch blasen, zieht viertausend verhöhnte, mit Undank abgelohnte, der Weiber und Kinder beraubte, rachedürstende Krieger an sich, ruft Atolf (Ataulf), seinen Schwäher, aus Pannonien zur Heerfolge, dringt, ohne Widerstand zu finden, bis an die Sümpfe von Ravenna, wohin der elende Honorius sich verkrochen hat, läßt ihn dort sitzen und seine Hähne füttern, stürmt rastlos über Rimini gegen Rom. Ein Einsiedler will ihm mit Bedrohungen des himmlischen Zorns den Weg vertreten. „Eben auf höhere Eingebung komme

ich

ich ja, das Sündennest zu züchtigen!“ antwortet der Held, dringt auf der Flaminischen Straße vorwärts, Narni vorbei, und schlägt sein Lager auf unter den Wällen von — Rom. Die Weltherrscherinn, obwohl von allen Seiten umzingelt, vom feigen, rathlosen Kaiser verlassen, von Hunger gequält, will dennoch anfangs das stolze Haupt nicht beugen. Der verworfene Senat, ohne Ehre und Verstand, will die Mauer vertheidigen durch das Blut — einer schuldlosen Frau, der unglücklichen Wittwe Stiliko's, Serenens, der Nichte des großen Theodosius: „Denn nur durch Einverständniß mit dieser Wittwe eines Barbaren vermöchten die ungeschlachten Gothen das Capitol zu ersteigen.“ Serena wird erwürgt; aber Alerich macht keine Anstalt zum Abzug. Die Hungersnoth nimmt zu, so daß sogar Mütter ihre Kinder schlachten. Alle Straßen sind mit Sterbenden und mit Leichen bedeckt. Von Ravenna noch immer keine Hülfe. Nun sollen hetruskische Zauberer Feuer aus den Gestirnen ziehen und auf die Gothen schleudern. Aber die Gestirne glänzen still und freundlich fort und Alerich weicht und wankt nicht. Darauf will man den Barbaren durch große Worte bange machen. Zungenfertige Redner gehn zu Alerich hinaus, heben an: „Wofern du der ewigen Stadt nicht stracks gewährest ehrenvolle Bedingungen, so wirst du erfahren, wie Rom im Kriege und Frieden seine Würde zu behaup-

ten weiß. Erkühne dich's und laß das Sturmhorn erschallen, und mache dich bereit zu kämpfen mit einem waffengeübten und zahllosen Volk!" — „Je dichter das Heu steht, desto leichter läßt sichs mähen!" antwortet Alerich trocken, und alle Gothen brechen in ein lautes Gelächter aus. Dann fährt er fort: „Wenn ihr aber mir all' euer Gold und Silber, alles reiche und köstliche Geräth und alle Sklaven von fremder Abkunft herausgebt, so will ich abziehen!" „Aber was soll denn uns übrig bleiben?" fragen die Redner kleinlaut. „Das Leben!" erwiedert Alerich und heißt sie flugs nach Rom zurückgehen. Aber so hart, wie er schien, war dieser Held nicht. Er ließ bald von der Forderung nach, begehrte nur Berichtigung der alten Schuld, sammt den Zinsen und bestimmte fünftausend Pfund Gold, dreißigtausend Pfund Silber, viertausend seidene Gewande, dreitausend feine Scharlachmäntel, dreitausend Pfund Pfeffer und die Freiheit der fremden Sklaven zum Lösegeld. — Rom muß sich fügen. Es schmelzt die alten Götterbilder ein, auch das der längst entflohenen Virtus, trägt allen unnützen Schmuck in die Münze und zahlt vorerst die Hälfte der Schuld. Nun giebt der milde Sieger die Zufuhr frei, hält strenge Mannszucht und führt dann das Heer nach Tuscien ab. Rom ist noch einmal gerettet.

Aber Honor und sein unkluger Rathgeber Olympius wollen eine Schmach nicht erdulden,

welche doch eben sie durch Unverstand und Feigheit angerichtet, und welche abzuwischen sie auch noch immer jetzo weder Macht, noch Muth, noch Geschick hatten. Rom darf, auf kaiserlichen Befehl, die verabredete Zahlung nicht vollenden. Eine Hand voll dalmatischer Söldlinge soll die Gothen schlagen und aus Italien vertreiben. Alerich wirft die Elenden ins Meer, wendet nach Rom um und heißt seinen Schwäher Ataulf mit den Verstärkungen herbeieilen. Honorius erbebt; alle Schuld wird auf Olympius geschoben und dieser kann seinen Hals nur noch eben durch die schnellste Flucht retten. Jovius, der neue Minister, und Innocens, der fromme, römische Bischof, erscheinen von neuem mit Friedensvorschlägen vor Alerich, der eben wieder bei Rimini lagert. Der Großmüthige läßt auch dieses Mal sich besänftigen. Nur Wohnplätze in Dalmatien, Venedig und Noricum (von den Hunnen entfernt), Lebensmittel und Sold für seine Gothen und den Oberbefehl über die weströmische Kriegsmacht, wofür er den alten Glanz des Reiches herzustellen verspricht, fordert, nur nach Waffenruhm und Thaten, nicht nach der Kaiserkrone dürstet dieser seltene Held. Jovius, der seinen Mann richtig beurtheilt hat, giebt dem Kaiser den Rath, nur vorläufig die Feldherrnwürde zu verleihen, dann werde Alerich von den übrigen Forderungen schon noch nachlassen. Aber der unheilbare Thor, dem eben jetzo wegen einer Horde von

zehntausend Hunnen, die er in Sold genommen hat, der Kamm von neuem geschwollen ist, verwirft jene Friedensbedingungen mit Hohn, sendet nach Rimini an Jovius ein zorniges Schreiben, schilt ihn, daß er Roms Feldherrnmantel durch einen Barbaren habe besudeln wollen und läßt bei seinem kaiserlichen Haupt alle Beamten schwören, daß sie auf Friedensanträge des Feindes nie hören, sondern einen immerwährenden und unversöhnlichen Krieg gegen diese Barbaren führen wollen. — Sobald Alerich diese tollen Geschichten vernahm, brach er sogleich die Unterhandlung ab und ließ zum Fortzuge auf Rom blasen. Dennoch aber erlaubte er es auch jetzt noch den Bischöfen Italiens, zum Kaiser zu eilen und ihn zu beschwören, daß er sich mit den Gothen vertragen und Rom vor Schwert- und Feuerbrand bewahren möge. Ja, er ließ (wie Zosimus versichert) durch diese Geistlichen dem Kaiser melden: Auch auf die Feldherrnwürde und sämmtliche früherhin geforderten Landschaften wolle er nicht eben bestehen, sondern mit dem einzigen Noricum (dem nachmaligen, östreichschen Kreis, nebst einem Stück von Baiern) und einer dem Kaiser beliebigen Zugabe an Korn sich begnügen und dafür des Kaisers treuer Bundesgenoß gegen je welche Feinde seyn und bleiben. Jedoch auch dieser Antrag, der dem siegreichen Gothenkönige zum ewigen Ruhm gereicht, wurde von Honorius, zu dessen ewiger Schande, verächtlich verworfen, „denn

es sey" ließ Jovius, den Mantel nach dem Winde drehend, melden „einmal geschworen, mit Barbaren nie Frieden zu schließen."

So erblickt denn die unglückliche Roma den Feind zum zweiten Male vor den Thoren, und keine Hülfe weder in der Nähe, noch in der Ferne. Aber auch jetzt will Alerich, der Feind, unendlich frömmer und milder, als der Landesvater, die schöne Stadt, wo heilige Apostel ruhen, vor den Greueln einer Erstürmung bewahren. Nicht gegen die Mauern, sondern gegen den Hafen lenkt er sein ungestümes Heer, schneidet die Zufuhr ab und zwingt den hungernden Senat, daß er dem pflichtvergessenen Honorius den Gehorsam aufkündigt und Attalus, den Stadtpräfecten, einen Jonier, zum Kaiser ausruft. Denn Alerich selbst, sichrer und glücklicher unter seinen treuen und tapfern Gothen, mag sein Haupt mit der römischen Krone gar nicht belasten. Die Freundschaft ist hergestellt. Die Thore Roms öffnen sich. Alerich zieht ein, zufrieden, sich selbst als obersten Feldherrn des abendländischen Reiches, und Ataulf, seinen Schwäher, als kaiserlichen Pfalzgraf begrüßt zu sehen. Dann zieht er aus, um noch einige widerspenstige Städte Liguriens, worauf Honorius die letzten Hoffnungen stützt, dem neuen Herrn zu unterwerfen. Aber kaum hat er die Tiber verlassen, so sinnen nun auch schon wieder die ehrlosen Senatoren, ja, Attalus selbst auf

neue Ränke. Jeder Rathschlag des Helden zur Befestigung des Thrones und Herstellung des Reiches wird von jenen aufgeblasenen und — weil sie selbst mit Niemand es ehrlich meynen — auch Niemand vertrauenden Wichten verworfen. „Man darf den Barbaren nicht trauen!“ schnarrt das Griechlein Attalus. — Da geht endlich dem ehrlichen Helden die Geduld aus. Er bescheidet den undankbaren und nichtsnützigen Jonier nach Rimini ins Lager und nimmt Krone und Purpur mit eben der Hand, womit er sie ihm gegeben, wieder von ihm, behält doch aber den elenden Mann, sammt seinem Sohn Ampelius, menschenfreundlich in seinem Schutze: denn er will nicht, daß Jemand, welcher einmal von ihm geehrt worden, nachmals von den Feinden beschimpft und gemißhandelt werde. Dann zieht er von Rimini nach Ravenna und bietet, mit einer Mäßigung fast über Glauben und ohne Beispiel, noch einmal unter den vorigen, so sehr gemilderten Bedingungen Frieden und Bündniß an. Aber Sarus, jetzo des Kaisers Oberfeldherr, auch ein Gothe, Alerichs Neider und Todfeind, besorgt, daß der Fürsten Versöhnung ihn selbst seinen Feldherrnstab kosten möge, zerschneidet geschwind mit dem Schwert die angeknüpften Friedensfäden, fällt verrätherisch aus Ravenna über die gothischen Vorwachten her und metzelt sie nieder.

Der Waffenstillstand ist gebrochen, die Unterhandlung zu Ende, alle Hoffnung der Versöhnung

und Freundschaft mit diesen unverbesserlichen Leuten vernichtet, und das preisgegebene Rom sieht zum dritten Mal den Furchtbaren vor seinen Thoren. Wer sich retten kann, flieht. Wenige bleiben zurück. Dennoch will Alerich das Unglück mildern, so viel er kann. Ehe in jener schrecklichen Nacht des 24sten August 410 (1163 nach Erbauung der Stadt) unter Donner und Blitz der Sturm gegen das Salarianische Thor angetreten wird, redet er sein grimmiges Heer mit folgenden Worten an: „Roms Schätze gehören euch, den tapfern Männern, nicht jenem feigen, weibischen Volke; sie geb' ich euch hin; aber Roms Bürger, wofern sie nicht Waffen gegen euch schwingen, verschont, besonders diejenigen, welche in den Kirchen der heiligen Apostel Peter und Paul Zuflucht suchen. An diesen heiligen Orten vergreife sich Niemand: denn ich führe Krieg mit den Römern, nicht mit den Aposteln!" — Darauf dringt das Heer, bei der Fackel brennender Palläste und leuchtender Blitze in nächtlichem Sturm durch das erbrochene Thor und über die zerbrochenen Mauern hinein. Die Stadt, welche die Welt eroberte, ist selbst erobert; sie, welche die Welt beraubte, wird selbst zur Beute. Dem Brennen und Morden thut Alerich Einhalt, so viel er kann, und welches ihm leicht wird bei seinen edeln Gothen, schwerer bei einer Horde Hunnen, die zu ihm gestoßen ist und viertausend Sklaven, die jetzo ihre Fesseln zerbrochen haben,

und ihre Geißelstriemen mit dem Blute ganzer Familien der Vornehmsten und Reichsten abwaschen. — Auch das herrliche Forum und die Palläste seiner fünf Hügel und alle ihre Schätze und Kostbarkeiten für Kunst und Wissenschaft gehen unter: doch ist der Schade, welchen die Stadt selbst, aus Stein erbaut, durch die Flammen erleidet, im Ganzen so gar groß nicht. Aber für die Bewohner — welch ein Fall, von der strahlenden Höhe in die schwarze Tiefe! — Sie zerstreuen sich nach allen Seiten. Die Herren der Welt durchbetteln dieselbe.

Alerich aber, des falschen, unruhvollen Italiens müde, zog nach wenigen Tagen von dannen. Er wollte sein wanderndes Volk von Sicilien aus nach der mittelländischen Küste von Afrika übersetzen, um dort, von der drängenden Fluth wogender Völker unangefochten, sich endlich anmuthiger, fruchtbarer, ruhiger Sitze zu erfreuen. — Aber das Ende seiner Züge war gekommen. Bei Reggio, am Ufer, übereilt ihn der Tod. — Dem Ungeheuern seiner Thaten entspricht sein Begräbniß. Einen Fluß leitet man ab, höhlt in desselben Bette die tiefe Gruft aus, schmückt sie, nach uralter Sitte, mit der Pracht des köstlichsten Geräths von der römischen Beute, senkt den todten König in die Mitte hinab, deckt alles fest und sorgsam mit Felsenstücken, giebt dann dem Flusse den alten Lauf wieder, und seine rauschenden, rastlosen Wellen sind Alerichs Denkmal.

Als Alerich, die gewaltigste Welle der germanischen Sturmfluth, den römischen Wall durchbrochen hat, ist von nun an kein Helfen mehr. Alle Germanen von der Weichsel bis zum Rhein, stürzen nach. Die ganze Strecke zwischen der Elbe und dem baltischen Meer, von den Germanen verlassen, füllt sich mit Wenden (Slaven), nachrückend aus Osten. Dahinter thürmt sich das Hunnenreich auf. Während von diesem das oströmische Reich hart bedroht und bedrängt wird, erheben sich auf schon gewonnenem, weströmischen Boden die Grundmauern der neuen Germanenreiche: der Westgothen, aus Italien abgezogen, im südwestlichen Frankreich bis Spanien hinein (412); der Sueven, Alanen, Vandalen (409) in Spanien und Portugal, und der letztern bald nachher sogar auf der afrikanischen Küste in und um Karthago (429); der Burgunden (d. h. Bergvölker, von Burg d. i. Berg, Höhe, und Gund d. i. Mann; eines Gothenzweiges von der Insel Bornholm*), der Weichsel und Oder) zu beiden Seiten des Juragebirges, an der italischen Grenze (412). — Aus dem deutschen Nordwesten aber schallt immer lauter und furchtbarer Wagengetöse

*) s. Orosius ins Angelsächsische übersetzt von König Aelfred (Alfred) in „Dahlmanns Forschungen auf dem Gebiet der Geschichte." Altona 1822. 1ster Band. S. 421.

und Kriegsruf der Franken und Sachsen, noch unserer Zeitgenossen.

Die Sachsen („Säx“ in angelsächsischer Sprache; „Saeson“ in brittischer oder altkältischer Sprache) waren unter den Kimbern und Teutonen (Gothen) an der Spitze der übrigen Germanen aus dem Orient (dort vielleicht jenseit des caspischen Meers zu den „Sason,“ und nachmals disseit desselben zu den „Saxoi“ am Pontus gehörig) nach dem Westen gezogen. Sie hatten mit dem übrigen Vortrab ihre früheſten Sitze wahrscheinlich auf dem skandinavischen Boden genommen. Noch heutiges Tages werden die Schweden und Dänen von den Finnen (Quänern) Sachsen genannt, und man findet in Ingermannland Oerter, welche „Saxehytta, Nordsaxen, Saxhundari, Saxewalt“ u. s. w. heißen. Benannt hatten sie sich, oder Andere sie, vermuthlich nach der Lieblingswaffe, der Klinge (Seax, Saex, Sax, Sachs, noch heutiges Tages in Niedersachsen ein Wort, welches mancherlei Arten schneidender Klingen bezeichnet). Vom „Sitzen“ konnten sie schwerlich so heißen: denn sie waren zu Wasser und zu Lande in mancherlei kühnen Abentheuern stets in Bewegung*). In der Folge der

*) Reliquiae Mspt. J. P. de Ludewig. Tom. 8. p. 154. sqq. Desgleichen mehrere Stellen in Saxo's, des

Zeiten und Ereignisse, besonders seit dem allbekannten Abzug der Kimbern und Teutonen aus dem Norden nach dem Süden, mögen auch sie aus dem wilden Nordlande, wo kühne Meerfahrt ihr tägliches Geschäft gewesen war, sich allgemach mehr südwestlich gewandt und zuletzt auf der Jütischen Halbinsel angesiedelt haben; wenigstens kennt schon Tacitus hier einen ihrer edelsten Zweige, die Angeln. Von hieraus haben sie dann nachmals sich, wenigstens in einzelnen Schaaren, die als freies Gefolg sich irgend einem unternehmenden Führer zugesellten, weiter nach Nordgermanien hinein verbreitet: denn Ptolemäus (2 Jahrhunderte nach Christo) kennt Angeln im jetzigen Hannöverschen und Braunschweigschen. Darnach sind manche andere germanische Völkerschaften, ganz oder theilweise, allgemach mit ihnen verschmolzen worden z. B. Fosen, Chauken (Quaken) Cherusker, Brukterer u. s. w.; und dann haben sie, an Kraft gewachsen, durch gewaltige Thaten ihren Namen, unbekannt den Römern bis daher, denselben durch manchen Streich ihrer „Saxes" kundbar gemacht. Besonders aber ist dieses seit der Zeit geschehen, wo die Römer in Gallien und Italien selbst von andern Germanen so heftig bestürmt wurden, daß sie die

---

Grammatikers, Dänischen Geschichten; und an vielen andern Orten.

nördlichen Küsten, Inseln und Meere fast preis geben mußten, um nur noch das Herz ihres Reiches vor dem Todesstoß zu beschirmen. — Veranlassung und Aufmunterung zu kühnen Seeunternehmungen gegen weströmische Küsten mag zuerst die kühnste unter allen, ausgeführt von den Franken, gegeben haben, als nämlich einige Tausende derselben, die Kaiser Probus (280) gefangen und nach den Schwarzmeerlanden verpflanzt hatte, dort Schiffe raubten, damit ins weite Meer hinaus steuerten, die Küsten Asiens, Griechenlands, Afrika's, Siciliens, Spaniens, Galliens unterwegs plünderten, und reich an Beute und noch mehr an Seekriegserfahrungen wieder in ihrer alten, deutschen Heimath, im Westen der Sachsen, an das Land stiegen. — Ein anderes, glückliches Ereigniß kam wenige Jahre nachher hinzu, indem (287) Carausius, auch ein Germane, ein Menapier (von der Schelde), damals Oberbefehlshaber der römischen Küstenflotte im heutigen Boulogne, sich von den Legionen in Britannien zum Kaiser ausrufen ließ, und zur Befestigung seiner angemaßten Krone mit den Sachsen und Franken einen Bund schloß und ihr Seewesen in bessere Ordnung brachte. Und als sie späterhin (350) dieselbe Gunst von einem andern Gegenkaiser, Magnentius, auch einem Germanen, erfuhren, wurden ihre Geschwader immer stärker und geübter, und es schlugen sich immer mehrere Küstenvölker

(Chauken, Friesen, Chamaver, Bataver, Toxandrer, Moriner) zu ihnen oder zu den Franken, oder wechselten ab. Auch zu Lande breiteten sie dann sich immer weiter aus, von der Elbe bis zur Weser, von der Weser bis zur Ems, ja, sie machten wohl gar furchtbare Streifzüge bis an den Rhein. Die Zeitgenossen (Ammian, Orosius, Zosimus, Sidonius Apoll., Symmachus, Salvianus, Isidorus) erzählen von ihnen: „Sie sind stark, geduldig, kühn, thätig, wild, aber keusch, gehen mehr auf Beute, als Eroberung aus. Bist du nicht auf deiner Hut, so greifen sie dich an; bereitest du dich vor, so haben sie dich zum Besten. Wenn sie angreifen, überraschen sie; wenn sie weichen, entwischen sie. Schiffbrüche machen sie klüger, aber nicht furchtsamer. Sie sind mit allen Gefahren des Meeres vertraut. Stürme sind ihnen willkommen: denn das von ihnen bedrohte Land besorgt dann keinen Angriff. Mitten zwischen brüllenden Wellen und dräuenden Klippen jubeln sie über alle diese Fährlichkeiten, weil sie gerade jetzt am sichersten sind, daß ihnen eine Ueberrumpelung gelingen werde. Sie segeln oftmals auf gut Glück in den Ocean hinaus und überlassen es Winden und Wellen, wohin diese sie führen wollen. So landen sie plötzlich und sind mit der Beute fort, ehe man mit Waffen herbei eilen kann. Ihre Schiffe sind meistens von Flechtwerk, mit Häuten überzogen, weil sie mit solchen leichten Fahrzeugen an jeder Küste

landen, in alle Flüsse einlaufen, ja, sie von einem Fluß zum andern hinüber tragen können. Unterschied des Standes giebt es unter ihnen nicht; sie sind alle einander gleich."

Werden nicht ganz auf gleiche Weise die nachmaligen Normänner geschildert? — Ist es nicht klar, daß die Sachsen zu einem solchen Volk, wie wir sie hier erblicken, in den stürmischen Buchten (Fjord) und auf den gefahrvollen Strömen (Elv) des Nordlandes gebildet worden sind?

Die Unternehmung, welche die Sachsen am berühmtesten gemacht hat, ist — die Eroberung Britanniens, wozu ihnen Alerich, obwohl er es nicht geahnet haben mag, durch seinen Zug gegen Rom verholfen hat. Denn als Kaiser Honorius unter dem Schwerte Alerichs zitterte, hatte (402) Stiliko alle Legionen aus Britannien nach Italien abgerufen. Der Kaiser hatte (410) seinen brittischen Unterthanen erklärt, er könne sie nicht mehr schützen; sie möchten nun selbst sich helfen, so gut sie es vermöchten. Britannien aber, so weit es damals — nämlich bis zum schottischen Grenzwall — unter dem Joch der Römer lag, war von diesen in dreißig kleinere Bezirke (civitates), wo in eben so vielen Hauptörtern die geistlichen und weltlichen Behörden (die höchsten waren immer nur Römer) wohnten; zersplittert worden; zersplittert: denn es mußte jeder Bezirk — damit ja nicht der den Unterdrückern

immer furchtbare Gemeingeist des Volkes erwache — für sich bleiben und durfte mit keinem der übrigen sich je in Verbindung setzen oder mit selbigen etwas Gemeinsames verhandeln; auch Waffen durfte, außer den Legionen, Niemand führen. So entstanden nun aus diesen dreißig durch schändliche Römerkünste zersplitterten und einander entfremdeten Bezirken, als die Zwingherrn abzogen, dreißig einzelne Staaten, ohne Ordnung und Zusammenhang, der plötzlichen Freiheit unfähig, deßhalb wild und unbändig, und ballten, statt sich einander brüderlich die Hände zum Aufbaun des gemeinen Wohls und Wesens zu reichen, die Fäuste wider einander. In solchem wüsten Getümmel pflegt dann gemeiniglich der Kühnste und Listigste die Uebrigen, Einen nach dem Andern, zu Falle zu bringen und zuletzt, als Herr Aller, mit schwerem Arm ihre Nacken unter sein Joch zu drücken. Das geschah — wie Nennius*), Gildas, Beda, Procopius und Wittichind melden — dann auch im ehedem römischen Britannien. Vortigern (Wortegirn. Guorthigirn. Gurthrigern. Gwrtheyrn. Gurtheyrn. Mac Guorthern. Wrthern) warf sich (449) über die meisten übrigen Häuptlinge zum Oberkönig auf. Aber während er mit Nebenbuhlern und Wider-

*) Nennius ist wahrscheinlich der bekannte Dunstan. S. The „Historia Brittonum“ commonly attributed to Nennius etc. by W. Gunn. 1821.

strebenden vollauf zu thun hat, wird ihm gemeldet: Die Scoten und Picten*) (Kaledonier und Gothen in Nordbritannien oder Schottland) rüsten sich zu einem neuen, stärkeren Einbruch, denn je. Er beruft also, durch die Noth gedrungen, eine Volksversammlung und fragt um Rath, was zu thun sey? Da man aber zu keinem gemeinsamen Rath kommen kann, giebt er selbst, nach seinem Sinn, den Ausschlag und sagt: „Man müsse kühne Sachsenkrieger, die sonst wohl gar sich auch noch zu den Picten und Scoten schlagen würden, in Sold nehmen.“ Er hofft nämlich durch diese gewaltigen Kämpfer, welche dem dienen, der am besten bezahlt, nicht nur die gefährlichen, schottischen Nachbarn abzuwehren, sondern auch seine angemaßte Oberherrschaft zu vollenden und zu befestigen. Und wundersamer Weise landen gerade zu dieser Zeit (449) drei Sachsenschiffe (chiulae. Kiele) bei Ebbsfleet, ohnweit Richborough, und haben zu Führern (Seekönigen**)) zwei Brüder, Hors und

Hen-

*) Wicht oder Veght (Gewicht. Gewichtig. Wichtig) bedeutet in gothischer Sprache einen kühnen Seefahrer oder Helden überhaupt. Pict ist die härtere Aussprache von Wicht.

**) Vilkingr; Wilk-Kungar, Naak-Kungar, in der nordgermanischen Sprache genannt. Es wurde unter mehrern Söhnen nur einer zum König des Land-

Hengist,

vom edeln Zweig der südjütischen Sachsen oder Angeln, zwischen Eyder und Elbe. Abkömmlinge des Wodan, (wahrscheinlich eines späteren Odin, um 260 erschienen,) *) sind diese beiden Fürsten. Auf die Frage: „Aus welchem Lande sie kämen, von welchem Stamme sie wären und was sie wollten?“ — antworten sie: „Wir haben von unserer väterlichen Küste auswandern müssen, nach einem alten Gesetz, welches befiehlt, daß bei Ueberfluß an Bevölkerung die rüstige Jugend das Loos ziehe und sich andere Wohnungen suche **).“ Sich unter einander verständigen kann nicht sonderlich schwer fallen: denn die Ostküste Britanniens ist schon von alten Zeiten her von seefahrenden Sachsen und andern Germanen gothischer Ab-

---

Landgebiets erwählt. Die übrigen Prinzen mußten ihr Glück auf dem Ocean suchen. S. die Schriften Snorre's, Saxo's, Worms u. s. w.

*) S. Odin, in der 1. Abthl. des deutsch. Plut. u. A.

**) S. Bellowes und Brenn, in der 1. Abthl. des deutsch. Plut. Nach Hume (und Wittichind) wurden die Sachsen durch eine besondere Gesandtschaft Vortigerns nach England herüber geladen. Nach Nennius, Jeffry, Langhorn, Talieſſin, Usher, denen Turner in „History of the Anglo-Saxons“ folgt, sind die Sachen so, wie oben erzählt ist, geschehen.

kunft besucht und bewohnt worden*). Sehr willkommne Gäste sind diese Sachsen aber besonders dem herrschsüchtigen Vortigern, da er eben jetzo nicht nur von Picten und Scoten bedroht wird, sondern auch von einem tapfern Gegenkönige „Ambrosius," wahrscheinlich von Römischer Abkunft, heftige Angriffe auszuhalten hat. Er weiß der Volksversammlung so geschickt vorzuheucheln, wie vortheilhaft für das allgemeine Wohl die Aufnahme dieser berühmten Sachsenkrieger seyn werde, daß man sogleich beschließt, ihnen einstweilen die fruchtbare Insel Thanet einzuräumen und sie dort mit allem Nöthigen reichlich zu versorgen, wofür die Sachsen versprechen, daß sie alle Feinde der Britten zu Paaren treiben wollen. — So überliefern diese bethörten Leute, die, wenn es nicht an Einigkeit, Bürgersinn und Muth gefehlt hätte, für sich selbst stark genug gewesen wären, ihr Land zu vertheidigen, jetzt einer Schaar abentheuernder Fremdlinge, deren Knechte sie nun bald werden sollen, einen wohlgelegenen und sichern, durch das Meer mit Sachsenland verbundenen Ort, von wo aus die Unterjochung am leichtesten gelingen kann. —

*) Die Kälten sind von Irland aus erst später in die nördlichen Grafschaften Britanniens eingedrungen. Die östliche Hälfte Britanniens war von Germanen des gothischen Astes seit uralter Zeit bewohnt. Sie waren von der germanischen Küste herübergekommen.

Hengist aber, der wohl weiß, was er thun will und was zur Ausführung des Vorsatzes nothwendig sey, stellt bald nachher dem verblendeten Vortigern vor: „Er möge ihnen, damit sie den Picten und Scoten ein desto schnelleres Garaus machen könnten, erlauben, noch eine Schaar aus Sachsenland nach Thanet herüberzurufen, auch ihnen in der Nähe der Picten selbst, nämlich im nachmaligen Northumberland, einen Strich Landes einräumen, damit sie die Grenze desto besser bewachen könnten.“ — Und Vortigern, nur auf seine selbstsüchtigen Plane erpicht, für jede andere Rücksicht blind, sieht in den kühnen Sachsen, den Wodanskindern, noch immer nur Söldlinge und Diener, nicht Eroberer und Herrn, giebt allen ihren Vorschlägen flugs Beifall und Gewährung. Welch eine frohe Kunde für die nach Abentheuern stets begierige Sachsenjugend! — „Kommt geschwind herüber!“ melden Hengists eilende Boten, „die Britten verheißen großen Lohn. Das Land ist reich an Früchten und Heerden, arm an Muth. Wir haben es übernommen, sie gegen Picten und Scoten zu schützen, sind aber unserer noch zu Wenige. Drum rüstet euch schnell und kommt!“ — Die brittischen Küsten sind den Sachsen durch manchen Raubzug dahin längstens bekannt. Geschwader auf Geschwader werden gerüstet; das Heer auf Thanet wächst; Hengist stellt sich an die Spitze, eilt, wie er versprochen, Vortigern gegen die Picten und

Scoten zu Hülfe, schlägt sie bis Durham zurück und führt den König der Britten in einem glänzenden Triumphzuge heim. Nun preisen alle Thoren die Weisheit ihres Fürsten, daß er die tapfern Sachsen in Dienst genommen hat, die nun, während man bequem hat zu Hause bleiben können, den furchtbaren Feind überwunden haben. Aber Hengist, dem es immer trefflicher in Britannien gefällt, denkt immer lebhafter und ernstlicher daran, daß es räthlicher sey, in diesem schönen, aber von Feiglingen bewohnten Lande, lieber als Herr, denn als Söldner, dem man, wenn gute Dienste nicht mehr nöthig seyen, den Abschied geben werde, zu wohnen. Er macht also Anstalt, auch mit Gewalt, wenn es seyn müßte, sich auf Thanet zu behaupten. Er sendet neue Boten nach Sachsenland, und neue Geschwader fliegen zu Hülfe. Da wird den Britten die Sache, wenn auch nicht bedenklich, doch lästig. So viele fremde Krieger, und deren sie nicht mehr benöthigt zu seyn glauben, zu versorgen, dünkt ihnen auf die Länge unerträglich. Das Volk sucht also, wie Hengist es richtig vorausgesehen hat, bei Vortigern darum an, er möge doch den Sachsen, deren Hülfe man gar nicht mehr bedürfe, befehlen, wieder nach ihrer Heimath abzureisen. Aber Vortigern, der Hengists starken Arm zum Schutz gegen Schottland, gegen Ambrosius und gegen seine eigenen Unterthanen noch gar nicht entbehren zu können glaubt, und jetzo

noch obenein des Sachsenfürsten schöne Tochter, die blauäugige Rowena, die süßlächelnde, gesehen und um sie geworben hat, — weiset das Ansuchen der Britten ab. Es muß den Sachsen alles was sie fordern noch ferner geliefert werden. Immer neue Sachsenschaaren landen; immer neue Klagen der Britten erschallen. Endlich muß Vortigern, um zu zeigen, daß er darauf höre, nun wohl eine Volksversammlung zu Aber Peryzon (an der Mündung des Parrot in Sommersetshire) halten. Dort erscheinen Hengists Abgeordnete und drohen, mit Gewalt zu holen, was man ihnen mit Güte nicht geben werde. Auch Vortigern erklärt alle Murrer wider die vortrefflichen Sachsen für Vaterlandsfeinde, die man in Fesseln werfen müsse. Die Versammlung läßt sich einschüchtern. Es bleibt Alles beim Alten. Hengist hat aber doch durch diese Vorgänge sich immer fester überzeugt, daß er auf seiner Hut seyn müsse, wenn er die schöne Herberge im fetten Britannien auch wider den Willen des Volks, und vielleicht sogar wider den Willen des doch immer unzuverlässigen Königs, auf die Dauer, was doch nun einmal Wunsch und Beschluß ist, behaupten wolle. Die Lage von Thanet kommt ihm trefflich zu Hülfe: denn einer Seits wird es durch einen Meerarm vom brittischen Lande geschieden, so daß es von dorther nicht leicht angegriffen werden kann, und anderer Seits hängt es durch das offene Meer mit

Sachsenland und den deutschen Küsten überhaupt so zusammen, daß diese Verbindung wohl unbehindert bleiben muß. Es sind nun auch unter Octa, Hengists drittem Bruder, und dessen Sohne Ebissa und anderen Helden starke Zuzüge von der Elbe, der Weser und dem Rheine glücklich ans Land gestiegen. Da nun das Geschrei der Britten über die fremden Ebentheurer, welche Niemand sättigen könne, unterdeß immer lauter geworden ist, so hält Hengist es für nöthig, so wie auch sich selbst jetzo für stark genug, den Schreiern straks durch einen gewaltigen Schlag den Mund zu stopfen: denn er will der Gewalt lieber durch Gewalt zuvorkommen, als selbst sie erleiden. Sobald also Britten und Sachsen wieder zusammen kommen, um ihre zwistigen Sachen zu besprechen, erscheint er mit handfesten Gefährten, welche die Klingen unter den Pelzen verborgen haben. Diese Sachsenklingen, und nicht die Stimmen der Britten, sollen jetzo geschwind über Bleiben oder Abschied nehmen, über Fortsetzung oder Aufhören der Lieferungen entscheiden. Das Trinkhorn geht fleißig um. Man wird auf beiden Seiten immer lauter. Vorwürfe und Drohungen schallen herüber und hinüber. Da macht Hengist dem verdrießlichen Handel ein schnelles, blutiges Ende*) „Nehmet eure Saxes!“

*) Hume (Hist. of Engl.) hält jenes Ereigniß für ein von den Britten, um ihre Niederlagen zu be-

ruft er grimmig. Und sein Gefolg reißt die scharfen Klingen unter den Pelzen hervor und metzelt den Kern des brittischen Adels nieder. Diejenigen, welche noch mit dem Leben davon kommen, willigen, um es zu behalten, in Alles ein, was Hengist fordert. — Der Handschuh ist hingeworfen. Nicht mehr als gefeierter Gastfreund und Hülfsmann, sondern nur noch als siegreicher, gefürchteter Feind kann Hengist ferner in Britannien bleiben. Deßhalb macht er nun auch geschwind einen Bund mit den Picten und Scoten, überläßt ihnen die nördlichen Brittengauen zur Beute, behält sich die südlichen vor, und macht sich, während jene über Nordengland herfallen, an die Eroberung der nächstgelegenen Landschaft Kent. Und hiemit nimmt nun, sechs Jahre nach seiner Ankunft in Britannien, die Besitznahme dieses schönen Landes durch die Sachsen (Angeln, Jüten, Friesen, als Glieder des Ganzen, mit einbegriffen) zum Schrecken der Britten ihren Anfang. Jetzt, aber zu spät, sieht Vortigern ein, was er in seiner selbstsüchtigen Verblendung für sich und sein Vaterland

---

schönigen und die Sachsen zu beschimpfen, ersonnenes Mährlein; aber die damaligen Umstände und die besondere, oben geschilderte Kriegsart der Sachsen machen dergleichen Vorfälle sehr glaubbar. Ueberdem sind die ältesten Nachrichten über den Vorgang einstimmig.

angerichtet hat und wie jene Ketten, welche er für Andere geschmiedet hat, nun ihm selbst über den Hals sollen geworfen werden. Die fremden Bedränger hat er gefüttert und bewaffnet; die Kinder und natürlichen Vertheidiger des Landes hat er entzweiet, entwaffnet, muthlos gemacht und sich entfremdet. Aber der mühsam aufgebaute Thron ist ihm doch viel zu lieb, als daß er nicht auch noch das Letzte und das Aeußerste versuchen sollte, den gänzlichen Umsturz desselben abzuwenden. Darum ruft er in seiner großen Noth nun endlich alle Britten zu den Waffen, rückt (455) bei Ailesfort ins Feld, und wirklich wird hier ein so ernstlicher Kampf gehalten, daß Hengists Bruder Hors, und Vortigerns Sohn Catigern im Zusammentreffen sich beide erlegen, Hengist aber, um den Bruder zu rächen, so grimmig drein setzt, daß die brittische Schlachtordnung zerschmettert und Vortigern mit seinem ganzen Heer in die Flucht gejagt wird. — Darauf kündigen die Britten dem Stifter ihres Unglücks den Gehorsam auf, lassen jedoch auch seinem wackern Sohne, Vortimer, Gerechtigkeit wiederfahren und stellen ihn, statt des verworfenen Vaters, an ihre Spitze. Sie halten auch wirklich unter diesem tapfern Führer drei ganze Jahre das Feld, müssen zwar (457), nach der verlornen Schlacht von Crayford, sich hinter die Themse, auf London selbst zurückziehen, sammeln doch aber hier alle Kräfte so gut, daß sie

den furchtbaren Sachsenkönig durch einen plötzlichen Hervorbruch unweit Stonar (Stone-end) in Kent zuletzt sogar in seine Schiffe zurück treiben und ihn (wie Nennius, oder Dunstan, erzählt) zwingen, mit seiner Flotte das Weite zu suchen. So schien denn also der Sachsen Sache wie gewonnen so zerronnen zu seyn. Aber Hengist, unverzagt und unerschütterlich, wie echten Helden ziemt, ließ sich durch den Unfall nicht irren, sondern war nur auf das Einzige bedacht, wie er das Verlorne wieder gewinnen wollte. Er hatte zu seinem Schaden erfahren, daß gegen Britten, vereinigt unter einem herzhaften Anführer, größere Streitkräfte, als ihm bisher zu Gebote gestanden, erforderlich seyn. Deßhalb sammelte er mehrere Jahre lang, während Vortimer an der brittischen Küste Wacht hielt, von Holland bis Jütland, die ganze, germanische Nordküste hinab, eine Menge kühner Gesellen, und sobald er vernommen hatte, daß Vortimer gestorben und bei den Britten von neuem Zwist und Zertrennung eingerissen sey, stach er in Geleit seines Sohnes Eska (Esk. Esche) in See, landete an der wohlbekannten Küste von Thanet und setzte sich schnell in so gute Verfassung, daß er die Britten, als sie, geführt von Ambrosius, endlich heran kamen, um ihn nochmals in die Wellen zu treiben, (465) bei Wippedfleed dergestalt schlug, daß zwölf ihrer Häuptlinge auf dem Platze blieben und Alles zersprengt wurde. Dann

drang er, ehe sie sich besinnen und wieder sammeln konnten, rasch vorwärts, trieb den neuen König von Kent, Guorong*), aus seinem Lande, griff dort und da vereinzelte Häuptlinge an und verbreitete überall ein so großes Schrecken, daß die Britten, wie gejagtes Wild, schaarenweis in die Wälder und Berge flohen. Jetzt hatte der Wodanssohn (von dem die heutigen Könige von England noch immer in der weiblichen Linie abstammen) freien Arm, gründete das Königreich Kent, als das erste, sächsische, auf brittischen Boden, — bestehend aus Kent, Middlesex, Essex und Surrey, — errichtete zu Canterbury seinen königlichen Sitz; Northumberland aber, an der schottischen Grenze, übergab er seinem Bruder Octa und dessen Sohne Ebissa, seinen Gehülfen. Noch manches Jahr, bis 488, genoß er der Früchte seiner Herzhaftigkeit, Klugheit und Ausdauer, und brach und ebnete seinen Landsleuten nach ihm — Ella, Cerdik, Kenrik, Porta, Ida, Erkenwin — so gute Bahn, daß hundert Jahre nach seinem Tode (586) acht (nicht sieben) sächsische Königreiche auf englischem Boden errichtet waren, nämlich, außer Kent und Northumberland, Wessex (519), East Anglia,

*) Vielleicht gleichbedeutend mit Wrong, dem germanischen „frank," dem griechischen βαραγγος.

Esser, Bernicia (547), Deira (560) und Mercia (Mark) 586. — Von allen diesen Sachsenführern aber hatte die härtesten Kämpfe, um das mächtige, nachmals 781 durch den großen Alfred (Aelfred) so merkwürdige Königreich Wessex (Westsachsen) zu gründen, bestehen müssen

Cerdik,

auch ein Wodanssohn, wie Hengist: denn er stammte im neunten oder zehnten Gliede aus dem Odinischen Göttergeschlecht ab.

Es war aber damals unter den bedrängten Britten (Cymry) ein Armin aufgestanden, der, wenn bessere Einigkeit unter seinen Landsleuten geherrscht hätte, den Feind noch einmal würde ausgetrieben haben. — Arthur oder Artus war dieser Held. Er war der Siluren in Südwales Erbfürst, zugleich aber auch nachmals durch Wahl Oberkönig oder Waffenhaupt. — In Wales allein zählte man damals neben ihm noch zwölf andere Könige, welche, wenn sie wollten, dem erwählten Oberkönige oder Pen-Dragon gewisse Steuern zahlten und im Kriege seinem Banner folgten. Arthurs Herrschaft reichte von Cornwall bis zur schottischen Grenze, wo Kaiser Antonin einst seinen Schutzwall aufgethürmt hatte. Der Held hielt Harfe und Schwert in gleichen Ehren. Deßhalb haben kriegerische Barden der damaligen

Zeit*), Llywarch Hen, Fürst von Argord, Meigant und andere mehr, die seine Hofhaltungen zu Caerleon, wo für Wissenschaft und Kunst eine berühmte Schule blühte, zu Cardigan und Carduel schmückten, und nicht minder die Barden der folgenden Jahrhunderte, bis auf unsern Wieland hinab, Arthurs Ruhm in immer frischer Blüthe erhalten.

Es geschah im Jahre 495, daß Cerdik, der Wodanssohn, bei Yarmouth, an einer Stelle, die noch heutiges Tages Cerdiksand heißt, von seinem tapfern Sohne Kenrik (Kynrik d. i. reicher König) begleitet, an das Land trat. Die Britten, in dieser nördlichen Gegend noch nicht unterjocht, und durch den Schaden ihrer südlichen Landsleute endlich klüger geworden, standen auf ihrer Hut und griffen noch an demselben Tage, wo Cerdik gelandet war, herzhaft an. Aber nur an leichtes Gefecht mit Pfeilen und Wurfspießen gewöhnt konnten ihre dünnen Linien gegen den gediegenen Sachsensturm, mit kurzen, scharfen Klingen nicht lange Stand halten. Sie wurden zersprengt und zermetzelt, und Cerdik gewann Zeit, seine Schanzen aufzuwerfen; landeinwärts vorzudringen verwehrten sie ihm aber doch so lange, bis er, im Anfang des sechsten Jahrhunderts,

*) S. Deut. Plut. 1. Abthl. n. A. Seite 68. in der Note.

die Sachsenkönige von Kent und Sussex (Südsachsen), Esk und Ella, zu Hülfe rief und noch außerdem neue Helden, besonders Porta mit seinen Söhnen, aus Deutschland herbei eilten. Diese letztern traten bei Portsmuth, dem Porta den Namen gab, ans Land, schlugen die Britten zurück, eroberten die ganze Umgegend. Und als nun die Britten auf diese Weise ihre Macht dort und dahin haben vertheilen müssen, machte Cerdik von neuem Anstalt, in das Innere des Landes vorzudringen. Nun aber haben die Britten in der Geschwindigkeit ihre ganze Macht unter dem Oberkönige Mazaleod, Arthurs Vorgänger, zusammen gezogen und fallen (508), begeistert durch ihrer Barden Schlachtgesang „Unbenenniaeth Brydain! (Herrscherinn Britannia!)“, so heftig und rasch auf den rechten Sachsenflügel, den Cerdik selbst führt, daß er geworfen und in die Flucht gebracht wird. Da sie aber, nach ihrer Weise, zu ungestüm und unbedachtsam nachdringen, nimmt Cerdiks Sohn Kenrik die Gelegenheit wahr, schwenkt seinen unbeschädigten, linken Flügel gegen ihren Rücken und bringt sie zwischen sich und seinem Vater, der sich unterdessen wieder gesetzt hat, in ein so verderbliches Gedränge, daß sie nun ohne Rettung verloren sind, und daß, nebst dem Pendragon selbst, fünftausend der Besten auf dem Platze bleiben. Ihre Kraft ist gebrochen; und da ihnen nun gar (519) bei Chardforth noch eine Hauptschlacht verloren geht,

können sie es dem siegreichen Cerdik nicht mehr verwehren, daß er bis Bath und der Severn vordringt, bis wohin noch kein Sachsenheer gekommen war. — Die unglücklichen Britten sehen sich nun in ihren letzten Zufluchtsörtern, in Süd- und West-Britannien (Somersetshire und Wales) plötzlich so furchtbar bedroht, daß alle verderblichen Zwiste und Eifersüchteleien der Häuptlinge geschwind beigelegt werden, Vernunft und Vaterlandsliebe die Oberhand gewinnen und durch Uriens, des Klügsten und Tapfersten, Rath und Leitung, zur Wahl eines neuen Pendragon geschritten wird. Und da fällt dann, auf Uriens uneigennützige Veranstaltung, die Wahl auf den längst berühmten Arthur. Dieser wackere Held ist schon früher darauf bedacht gewesen, die Fürsten des brittischen Südens mit denen des Nordens enger zu verbinden. Darum hat er seine schöne Schwester Anna dem Llev, Uriens Bruder, dem mächtigsten Fürsten an der Nordgrenze, vermählt. Nun aber, als Oberkönig, rückt er unverweilt mit seinen herrlichen Rittern, unter welchen Geraint (Geron, der Adlige), Fürst von Devonshire hervorglänzt, und mit seinen kriegerischen Barden wo Llywarch Hen, Fürst von Argoed, von vier und zwanzig Söhnen begleitet, am hellsten strahlt, ins Feld und sammelt die ganze Brittenmacht zu seinem Banner. — Cerdik, der zu dieser Zeit Badon Mount (entweder Bath oder Badbury

Castle) belagert, um von diesem festen Wohnplatze aus nun auch bald Süd- und West-Britannien zu erobern, sieht sich jählings (520) von so großer Uebermacht angegriffen, daß er weichen und die Belagerung aufheben muß. Und in einer spätern Schlacht bei Llongborth (Portsmouth), an der Küste, fehlt wenig daran, daß er gar in das Meer hineingetrieben wäre. Aber Geraint, Arthurs rechter Arm, fällt (wie Llywarch Hen, Mitkämpfer in dieser Schlacht, singt) mitten im Siegen und Cerdik, dem zwei tapfere Enkel, Stuff und Witgar, jüngst mit neuen Kämpfern aus Sachsenland herüber gekommen, trefflich helfen, behauptet zuletzt das Feld. Und da noch eine neue Schlacht bei Llaven wenigstens unentschieden bleibt, schließen beide Partheien, die auf zahlreichen Schlachtfeldern einander haben kennen und achten lernen, endlich Friede. Arthur behält das westliche Britannien, Cerdik aber das neugestiftete Reich Wessex (die Grafschaften Haunts, Dorset, Wilts, Berks und die Insel Wight) und vererbt es 534 an Kenrik, seinen tapfern Sohn.

Auch Arthur, sein berühmter Gegner, verschwindet vom glänzenden Schauplatz. Er wird durch Undank, Neid und Verrath der Seinigen, wie einst Armin, hinweggerafft. Seine Gattin Gwenhyfar (Genevre. Guennivar) — keine Thusnelde — buhlt mit Medrawd, König von Somerset,

seinem eignen Neffen, Llevs Sohne, und verursacht des Helden Fall. Denn Medrawd, von Neid und Brunst verblendet, auch unterstützt von mehreren andern Häuptlingen, die auf Arthurs Macht und Ruhm eifersüchtig sind, zieht gegen den greisen Oheim ins Feld und glaubt nur leichtes Spiel zu haben. Aber Arthurs gerechter Zorn ersetzt das erloschene Jugendfeuer. Er wappnet sich noch einmal mit seinem Schild „Priwen," seiner Lanze „Ron" und seinem guten Schwert „Caliburno" und streitet (542) bei Camlan in Cornwall zwei Tage lang so scharf wider die Verräther, daß Medrad mit sieben andern Spießgesellen und einer großen Zahl des gemeinen Volks ins Gras beißen müssen. Aber auch der alte Held selbst hat viele Wunden davon getragen und sieht den nahen Tod kommen. Darum läßt er sich, damit sein Hinscheid nicht die Britten muthlos, die Sachsen aber aufs neue kampflustig machen möge, in größester Stille zu Schiffe nach Glastonbury führen, wo er bald nachher den Heldengeist aushaucht. — Sein Tod blieb auch in der That eine geraume Zeit unbekannt oder doch zweifelhaft. Denn es war ausgesprengt worden, Arthur sey nur einstweilen durch Morganens Feenkünste nach einer bezauberten Gegend entrückt worden, von wo er, unvermuthet und bald, geheilt und mit verjüngten Kräften zurück kehren, seine Cymry vom Sachsenjoch befreien und sie zu neuen Triumphen führen werde. In diesem Glauben,

ben, und im Schauen auf des Helden glänzendes Muster, haben auch in der That die westlichen Britten noch lange Zeit Stand gehalten gegen die sächsischen Eroberer, so daß selbige erst unter ihrem Könige Offa, des großen Franken Karls, Zeitgenossen, zuletzt auch in Wales siegreich haben eindringen und hiemit das ganze England haben erobern können.

Die kühnen Sachsen waren über das Meer gefahren, um aus Trümmern zerfallener Römermacht sich ein neues Reich zu bauen. Ihre alten Nachbarn in Germanien, die kriegerischen Franken, setzen unterdeß über den Rhein, um nach zahllosen, vergeblichen Anläufen endlich doch in das alte, schöne Kältenland (Gallia) durchzudringen, und es den abgematteten Weströmern zu entreißen.

Ueber Ursprung und Herkunft dieser weltberühmten Franken hat es seit alter Zeit hauptsächlich zwei Meinungen gegeben. Mehrere halten die Franken für trojanische Auswanderer*);

---

*) Fredegar und Aimon aus dem achten Seculo, Ottfried von Weissenburg aus dem neunten, Sigebert von Gemblours aus dem zwölften, und so herunter bis Tritheim, Kasper Abel und neuerdings Görres (im deutsch. Museum I. S. 319 ꝛc. 503 ꝛc.)

andere aber sehen in ihnen nordwestliche Germanen, aus verschiedenen, gegen die Römer verbündeten, germanischen Völkerschaften allgemach in ein Ganzes, einen Frankenbund, verschmelzen*). — Auch waren allerdings Brenn, Ambiorich, Armin und zuletzt noch der Bataver Civilis mit glänzenden und gewiß unvergessenen und wohl noch immer besungenen Beispielen vorangegangen. — Kühne, freiheitsliebende Kämpfer, die kein andres Gesetz und keinen andern Ruhm kennen, als das siegreiche Schwert, nannte man ehedem Warangi**) (von „Wehr“ und „War“). Auch hieß bei den Byzantinern die germanische Leibwache: Barangi. Im englischen Wort Wrong, im niedersächsischen, belgischen und schwedischen „Wrang und Wrange,“ welches einen kecken, ungezügelten Gesellen bedeutet, klingt das „frank“ hörbar genug

*) Procop aus Cäsarea im sechsten Seculo, der Geograph von Ravenna im siebenten, Melanchthon, Peucer, Graf Nuenar, Pasquier, Daniel aus dem siebenzehnten, Leibnitz, Gundling, v. Eckhard, Eccard, Scheid und die neuesten Geschichtsschreiber insgemein, mit Ausnahme der Obengenannten. — Die Meynungen sind in Falckensteins Antiq. Nordgav. I. S. 31 ff. meistentheils zusammengestellt.

**) S. Du Cange Glossar. Wendelins Glossar. I. G. Eccard de orig. Germ. p. 171 sqq. Adelungs älteste Geschichte der Deutschen (bei den Wurzelwörtern).

durch, wie wir auch jetzt noch das „frank und frei“ wohl zuweilen so zu gebrauchen pflegen. — Aber noch ist zu erwägen, daß im skandinavischen Norden, östlich dem Nordcap und Nordkyn, eine „Waranger-Bucht oder Fjord“ vielleicht auch auf einen besondern germanischen Volkszweig, die Waranger oder Franken, allerdings hindeuten könnte.

Dieser germanische Kriegerbund oder Heermannie, frank und frei, wovon jene „Waranger oder Warangen (Franken)“ die Wurzel gewesen seyn können, nachmals vornemlich durch nordwestliche Germanen im Moorlande (Maurungania. Moorgau) zwischen Elbe und Weser vergrößert und dann im Fortwälzen nach Westen, gleich einer Lauine, durch die Menge gleichgesinnter Landsleute aus dortigen Völkerschaften furchtbar angewachsen, stürmt vom Jahr 237 nach Christo an mit rastlosen Stößen gegen die römischen Nordwestgrenzen und bricht 287 zuerst in Nordbelgien — des berühmten Civilis Vaterlande, durch. Von der dort fließenden Yssala (Yssel) erhält dieser Theil der Verbündeten den Namen „salische Franken;“ die übrigen, welche von den Ufern des Rheins und des Mains allgemach bis zur Mosel und Maaß vordringen, werden „Uferfranken (Ripuarii)‘ genannt.

Die salischen Franken erobern unter ihren tapfern Königen Chlodio oder Klodio (der Berühmte; von „laut,“ clarus) und Merwig

(d. i. großer Krieger; von „mer“ oder „mehr,“ und „Wig“) in der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts das ganze Belgien und streifen bald nachher unter Childerich (Anmuth- oder Adel-reich) 456 bis zu den Ufern der Loire*). Denn seitdem der liederliche, weströmische Kaiser Valentinian III., des erbärmlichen Honorius Neffe, den letzten Schutz des Reiches, den Besieger des furchtbaren Hunnenkönigs Attila, den Aëtius (454) ermordet hat (wie einst Honorius den Stiliko), kann nun Niemand den Franken mehr wehren. „Sie tragen Helme“ schreibt Sidonius Apollinaris, ein Zeitgenoß, „und schuppige Brustharnische. Die blonden Haare sind gescheitelt und hangen zu beiden Seiten herab, so daß der Nacken bloß ist. Das Kinn ist glatt geschoren, aber der Knebelbart wird sorgfältig gekämmt. Die Kleider liegen den schlanken Gestalten knapp an. Die Kniee sind nackt. Der Leib ist mit einem breiten Wehrgehenk umgürtet. Mit Streitäxten sicher treffend zu werfen, den Schild im Kreise zu schwingen, dem geschleuderten Speere noch vorauszufliegen und eher, als derselbe, an den Feind zu kommen, ist ihnen Alles nur Spiel. Von Jugend auf sind sie

*) Ueber die älteste Geschichte der Franken überhaupt: Gregor von Tours und Fredegar im 1sten Theil der Sammlung des Du Chesne.); auch H. Valesius rer. franc. Lib. VIII. (Paris 1646. Fol.)

voll Kriegsluſt; und wenn ſie gedrängt werden, kann wohl der Tod, aber nicht die Furcht ſich ihrer bemeiſtern. Unüberwunden ſtehen ſie da. Das Herz mag brechen, — der Muth nicht.“ — Nächſt dem rühmt von ihnen, wie überhaupt von allen Germanen, die Gallien überſchwemmt hatten, noch ein anderer Zeitgenoß, Salvian, ein Cölner, Folgendes: „Die Sitten der Germanen ſind weit reiner, als die der Römer. Es herrſcht unter ihnen Treue gegen einander ſelbſt, und Gerechtigkeit gegen die Unterworfenen. Deßhalb hat man ſich, ſobald nur die erſte Kriegsflamme verlodert iſt, großer Sicherheit des Lebens und Eigenthums zu erfreuen. Wer ſeine, immer ganz mäßigen, Abgaben bezahlt, den laſſen die Germanen übrigens nach bisherigen Geſetzen und Gewohnheiten in geiſtlichen und in weltlichen Dingen ruhig leben. Die Verfolgungen wegen des Glaubens hören auf. Deßhalb befinden ſich denn auch die ehemaligen Unterthanen der falſchen, grauſamen, ungerechten, räuberiſchen, durch alle Lüſte verderbten Römer weit beſſer unter den neuen, als unter den alten Herren, und haben gar kein Verlangen, jene alte, verhaßte Römer-Herrſchaft durch Kampf für dieſelbe etwa noch zu verlängern und zu verewigen.“

Darnach werfe man nun einen nur flüchtigen Blick auf das damalige, weſtrömiſche Reich! —

Von 456 bis 476 drängen sich kurz nach einander neun unbedeutende Menschen eben so schnell auf den längst entwürdigten Kaiserthron, wie sie wieder hinunter geworfen werden, bis zuletzt (476) der Germane Odoaker, Befehlshaber germanischer Söldner in römischem Dienste, dem Kaiserknaben Romulus Momylius die Krone nimmt und sie sich selbst aufsetzt. — Von dem Oberrhein bis zur Rhone herrschen die Burgunden; in Süd-Gallien bis Spanien hinein die Westgothen. Nur Nord- und Ost-Gallien (Normandie, Champagne und Lothringen nachmals) werden noch von römischen, aber gegen ihre verachteten Kaiser empörerischen Stadthaltern verwaltet.

Wer soll unter diesen kläglichen Umständen es den Franken noch verwehren, dieses römische, abgeschnittene, verlassene, geringe Gallien zu erobern, zumal wenn jetzt an ihre Spitze ein Held tritt, an Kopf und Arm weit übertreffend alle seine Vorgänger, — Chlodwig*)? — Mit einem Gefolg von nur fünftausend, aber der Kühnsten, die, um das Abentheuer zu bestehen, zu ihm geeilt sind, rückt er plötzlich aus Belgien hervor, fordert Syagrius, den römischen, vom Kaiser abgefallenen Statthalter ritterlich heraus, Tag und Feld zum Kampf zu be-

*) Klodwig. Ludwig. Hludwig. d. h. berühmter Held.

stimmen, wirft ihn, der mit Söldnern und muthlosen, unlustigen, gezwungenen Galliern bei Nogent, unweit Soissons, hervorkommt, (486) gänzlich über den Haufen; und nun gehört das noch römische Gallien für immer den Franken: denn der Abscheu vor den Römern war, wie wir wissen, so groß geworden, daß die Germanen überall als Retter erwartet und empfangen wurden.

Aber der Anblick des kriegerischen Getümmels, wo kein anderer Glanz, als der des Schwertes, blitzt, thut zuletzt dem Auge und dem Herzen weh, und es erwacht ein Verlangen nach milderen Erscheinungen. Eine, aber auch nur eine dieser Art wird uns gewährt in

Klotilde, (Chlotilde)

einer schönen und seltenen Blume, desto lieblicher zu schauen, da sie unter Graus, Trümmern und Stürmen dennoch so freundlich empor wuchs und jene wunderbaren, wohlthuenden Wirkungen hervorbrachte, welche von jeher dem weiblichen Geschlechte eigen gewesen, und weßhalb auch bei den Germanen die Frauen als mit göttlicher Kraft begabt stets sind angesehen worden.

Klotildens (d. h. der Huldberühmten) Jugendschicksale deuteten keinesweges auf den glänzenden Pfad, welchen der göttliche Rathschluß für sie

bestimmt hatte. Childerich (auch Chilperich oder Hilperic genannt), ihr Vater, ein Burgundenfürst zwischen dem See Avenche und dem Jura, war von seinem schlechten Bruder Gundebald (d. i. Kühnmann) erschlagen (472), und dann auch ihre unglückliche Mutter von dem Ungeheuer in einem Flusse ertränkt worden. Klotilden selbst, nebst ihrer Schwester Mukunne, hatte der gottlose Oheim nach Genf geschickt, um dort in abgeschiedener Verborgenheit vergessen zu werden. Wahrscheinlich hatte der schlaue, zugleich aber vom bösen Gewissen geängstigte Mann dieses um desto räthlicher gefunden, seit er in Erfahrung gebracht, daß der furchtbare Nachbar, Chlodwig, der Frankenkönig, der eben jetzo (490) auch das Reich der Thüringer *) in Germanien unter sich gebracht hatte, auf die schöne Klotilde bereits aufmerksam gemacht worden sey. Denn Chlodwigs Gesandte kamen damals öfters nach Lyon an den Burgundischen Hof, um zwischen Burgunden und Franken ein Bündniß zu Stande zu bringen, dessen beide bedurften, damit sie sich gegen die überlegene Macht der Gothen, die damals in Italien, Südfrankreich und Spanien unter Theoderich und Alerich II. herrschten, im Besitz

*) Theruinger, Thoringer, Thuringer: Abkömmlinge der Westgothen.

ihrer gallischen Eroberungen behaupten möchten. Die Gesandten aber hatten von der jungen Burgunderinn so viel rühmliches erzählt, daß Chlodwig von feurigster Liebe entzündet wurde, und den festen Beschluß faßte, dieses schöne, sittsame, kluge Fräulein heim zu führen, es koste, was es wolle. Aber nun war sie mit einem Mal verschwunden, und Gundebald, durch einen so ungeduldigen und gefährlichen Freier auf den Tod geängstigt, erschöpfte sich in allen erfinnlichen Ausflüchten, die er besonders von Ungleichheit der Religion, weil der junge Frankenheld noch kein Christ war, hernahm. Aber Chlodwig war nicht der Mann, der sich durch Ausflüchte vom Pfade abbringen und noch viel weniger durch Hindernisse und Schwierigkeiten ermüden oder gar abschrecken ließ; vielmehr wurde er hiedurch nur desto stärker aufgereizt. Darum halfen dem bedrängten Burgunder alle seine Schlangenwindungen gar nichts. Mochte er den fränkischen Gesandten alle Gelegenheiten, mit Klotilden zu reden, noch so listig abzuschneiden vermeint haben, sie fanden dennoch Mittel, dem Fräulein die Bewerbungen und den Ruhm ihres Königs zu melden. Hatten sie doch Aurelian, einen verschlagenen Römer, der bei Gundebald viel galt und schon immer dafür gestimmt hatte, daß man den Frankenhelden ja nicht etwa durch einen Korb erbittern und dadurch gewisses und großes Unglück über Burgund bringen möge, für die Sache

ihres Königs gewonnen*). Nun schlich Aurelian, da er wohl sah, daß am Hofe wenig auszurichten sey, als Bettler verkleidet, nach Genf, wo Klotilde ihre Einsamkeit Werken der Milde und Uebungen der Frömmigkeit widmete, und wo denn auch Aurelian, als hülfsbedürftiger Pilger, ohne Mühe Zutritt fand. So groß war die Milde und Demuth der königlichen Maid, daß sie mit eigenen, zarten Händen dem ermatteten Wandersmann frisches Wasser über die Füße goß, um es ihm an keiner Erquickung fehlen zu lassen. Und diesen Augenblick freiwilliger Erniedrigung eben benutzte Aurelian, um ihr den Weg zur glänzendsten, irdischen Höhe zu weisen. Er flüsterte ihr zu: „Kein armer Pilger bin ich, sondern Aurelian, Gesandter des mächtigen, hochberühmten Frankenkönigs, der von Euren großen Tugenden gehört und mich abgeschickt hat, um Euch zu bitten, daß Ihr seiner Anwerbung um Euch bei Eurem Ohm Gunst verleihen mögt.“ — Zu gleicher Zeit überreichte er dem erröthenden, überraschten Fräulein als Beglaubigung dessen, was er so eben gesprochen, einen köstlichen Ring, den der König als Pfand seiner zärtlichsten und ehrlichsten Liebe sandte. —

---

*) Der Pater Daniel, in seiner Histoire de France, bestätigt einige jener oben erzählten Umstände, in andern weicht er ab: denn es herrschen sehr verschiedene Meinungen über den Gang jener Angelegenheit.

Und dieser Ring — mit welcher Zauberkraft verwandelt er plötzlich den ganzen Zustand der Dinge! — In welchem strahlenden Licht erscheint mit einem Mal die bis daher düstere Ferne! — Wieder aufgebaut und mit neuen Ehren geschmückt erblicket Klotilde das zertrümmerte Vaterhaus; noch weiter hinaus schauend, sieht sie im Frankenland die Altäre der Abgötter umgestürzt, sieht christliche Tempel ihre Kuppeln mit dem Kreuz sich erheben durch — sie, deren sanften, frommen, heißen Bitten ein zärtlicher Gemahl nun bald ein willig Ohr leihen wird, wie in alter Zeit Ahasveros der Esther. Wie glänzende Sterne erleuchten diese Hoffnungen das Dunkel, welches bis zu dieser Stunde sie umgeben hat. Holdselig, in stiller Begeisterung, nimmt sie den Ring an und läßt dem Könige melden, daß die gute Meinung, welche er von ihr hege, und der Antrag, welchen er ihr habe thun lassen, ihr zu hoher Ehre und Freude gereichen. Doch möge er — fügt sie bedachtsam hinzu — eilen, daß ihr Ohm Gundebald sie zu ihm entlasse, ehe Aridius, der arge Rathgeber, von einer Gesandtschaft zum byzantinischen Kaiser, mit welchem er jetzo geheime Dinge verhandle, zurückkomme: denn es werde dieser arge Mann auf alle Weise zu verhindern suchen, daß Chilperichs unglückliche Nachkommenschaft nie wieder zu Macht und Ehren gelange.“ Darauf zieht auch sie ein Ringlein von ihrem weißen Finger, und bittet Aurelian,

dasselbe als ein Zeichen ihrer Liebe und Hochachtung dem Frankenkönige zu überbringen.

Aurelian kommt mit seiner erwünschten Botschaft glücklich in Soissons an. Chlodwig, entzückt über alles Gute, was der Bote meldet, heißt sogleich Gesandte zu Gundebald eilen und nun feierlichst um Klotilden werben. Gundebald, überrascht und unschlüssig, schwankt eine Weile her und hin; endlich aber besiegt die unabweisliche Erwägung, daß der stolze, kühne, flammende Frankenheld straks mit Waffengewalt erzwingen werde, ohne Dank, was jetzo noch als Wohlthat freiwillig verliehen werden könne, alle andere Bedenklichkeiten, und Klotilde wird den Gesandten und deren bewaffnetem Gefolge mit reicher Aussteuer übergeben. Aber kaum haben sie die Fahrt nach Soissons angetreten, so erfahren sie auch schon, daß Aridius von Konstantinopel zurückgekehrt sey. Da verläßt Klotilde schnell den Wagen, schwingt sich auf ein Roß und eilt ohne Rast der Aisne zu. Und wahrlich, es war keine Zeit mehr zu verlieren: denn nicht so bald hatte Aridius die Abreise Klotildens erfahren, als er Gundebald die schrecklichen Folgen schilderte, welche, wenn Klotilde den fränkischen Thron bestiegen, nicht ausbleiben könnten. Denn nimmer werde sie den Mord ihrer Eltern und die geraubte Krone vergessen.

Gundebald, bleich vor Angst und Schreck, heißt flugs die schnellsten Reuter nacheilen, um

Klotilden einzuholen und zurück zu schleppen; aber die geschwinde Maid hatte bereits Villers, unweit Troyes erreicht, gab die Wägen mit dem Gepäck den Verfolgern preis und hatte bald nachher an der Brust ihres Chlodwig, der bis zur Seine ihr entgegen geeilt war, nun weiter keine Fährlichkeiten zu besorgen (493).

Dieser Wunsch war glücklich erfüllt worden; aber ein zweiter, der im frommen Herzen flammte, — den geliebten Gemahl zum Christenthum zu bekehren, — sollte nicht so geschwind und leicht in Erfüllung gehen. Schon mehr, als einmal, hatte Chlodwig sie gebeten, von dieser Sache zu schweigen; aber die Stunde, welche jetzo erschien, war doch zu günstig, als daß sie das heilige Werk nicht noch einmal hätte versuchen sollen. Den ersten Sohn hatte sie ihrem entzückten Gatten geboren. Als er, vor Freude außer sich, sie in seine Arme schloß, glaubte sie, daß jetzt oder nie es ihr gelingen werde, den zärtlichen Gemahl nun auch zu ihrem Glaubensgenossen zu machen. „Mein Chlodwig!“ hub sie an „möchtest du im Dankgebet zu dem wahren Gott dich jetzo mit mir vereinigen, so wären wir ganz eins. Glaube mir, mein theurer Gemahl, die Götter, welche du sammt deinem Volk verehrst, sind nichts. Sie vermögen weder dir, noch Andern zu helfen: denn sie sind aus Stein, Metall oder Holz gemacht.

Schon die Namen, welche ihr denselben beilegt, zeigen genugsam an, daß die, welche ihr als Götter verehrt, ursprünglich nur Menschen gewesen seyen, und zwar recht schlechte. Hat nicht Jupiter seinem Vater, dem Saturn, das Reich gestohlen und ihn in das Elend gejagt? War nicht derselbe Schalk zugleich ein schändlicher und unnatürlicher Wollüstling? Und so ist es mit allen denen, welche ihr Götter nennt. Hexenmeister waren es, nicht Götter. Der aber muß billig als der Allerhöchste geachtet werden, der Himmel und Erde und Meere und Alles, was darinnen ist, durch sein Wort erschaffen hat aus nichts; der die Sonne leuchten läßt, der den Himmel mit Sternen geschmückt hat, das Wasser mit Fischen, die Erde mit allerlei Thieren und die Luft mit Vögeln erfüllt hat, auf dessen Wink die Auen mit Früchten, die Bäume mit Obst, die Weinstöcke mit Trauben geziert werden, dessen Hand auch das menschliche Geschlecht erschaffen hat und durch dessen Gnade alle Geschöpfe dem Menschen gehorchen und dienen." — Chlodwig, dessen germanische Götter freilich nicht von allen jenen bittern Vorwürfen getroffen wurden, womit die fromme Königinn das ehemalige, römische Heidenthum angriff, entgegnete lächelnd (wie Gregor von Tours berichtet): „Du irrest, geliebte Frau! denn eben auf Befehl unserer Götter ist jenes Alles hervorgegangen. Ueberdem kann ich die Abkunft unserer Götter aus altgöttlichem Ge-

schlecht dir nachweisen, was du von deinem Gotte nicht kannst. —

So mißglückte nun freilich das Bekehrungswerk an dem Könige selbst auch dieses Mal; aber so viel erreichte Klotilde doch, daß er seine Einwilligung dazu gab, daß der neugeborne Knabe, Ingomer (Fürst der Küste), mit dem Wasser der heiligen Taufe benetzt werden durfte. Sehr große Ungunst hätte aber diese Gunst hervorbringen können: denn der Knabe überlebte die Taufe nur wenige Stunden. Des Königs leicht entzündbarer Zorn loderte in furchtbarer Gluth auf, und er schalt: „Da haben wir es nun! — wäre der Knabe meinen väterlichen Göttern geweiht worden, so würde er am Leben geblieben seyn; nun aber, da ich ihn dem Schutze derselben entzogen habe, hat er fürder auch nicht leben können!“ Die fromme, geduldige Klotilde ließ sich aber nicht schrecken. „Ich danke meinem allmächtigen Schöpfer“ sprach sie mit rührender Ergebung in ein so herbes Schicksal, „daß Er mich nicht gänzlich unwerth gehalten, sondern jetzo den Sohn meines Herzens der Aufnahme in das Reich der Herrlichkeit gewürdiget hat. Nun rührt weiter kein Schmerz meine Seele an: denn ich weiß, daß die Kindlein, welche, durch das Bad der Taufe gereinigt, von hinnen gerufen werden, im Angesichte Gottes fröhlich erwachsen.“ —

Im folgenden Jahr genas die Königinn abermals eines Knäbleins, und es gelang ihr durch die unwandelbare Liebe ihres Gemahls von neuem, daß auch dieser Sohn, Klodomer (Chlodomer), die heilige Taufe empfing. Aber als nun auch dieser Knabe zu kränkeln begann und der König, vom Verdruß übermannt, ausrief: „Siehe! das kann nun schon nicht anders gehen, als daß auch dieser, wie sein Bruder, flugs sterben muß!“ — da flehte Klotilde in ihrer großen Angst mit heißen Zähren zu Gott, daß er den Knaben möchte am Leben lassen. Und ihr brünstiges Gebet fand Erhörung, und der Knabe wuchs freudig auf. Nun setzte sie desto eifriger ihre Bemühungen fort, auch den Gemahl vom Wodan ab zu Christo herüber zu führen. Es wollte ihr aber damit noch immer nicht glücken, obwohl übrigens Chlodwig seinen neuen, christlichen Unterthanen völlige Freiheit ihres Gottesdienstes ließ, so wie auch Gebrauch ihrer bisherigen Gesetze, wofern sie nicht lieber als neue Franken nach fränkischen Gesetzen zu leben vorzogen, Taugliche darunter in allerlei Aemtern anstellte, und überhaupt viel Löbliches verrichtete, besonders aber durch Sammlung der väterlichen (salischen) Landesgesetze, so wie selbige auf den verschiedenen „Malbergen oder Volksversammlungen“ beliebt worden waren, sich um die öffentliche Ordnung ein hohes Verdienst erwarb. Was indessen die Liebe angefangen und vorbereitet hatte, sollte die

Noth

Noth vollenden helfen. Der Allemannenbund, ein Ueberbleibsel des sueviſchen, über die Landſchaften von Worms, Speier, Straßburg bis in die nördliche Schweiz, ſo wie zwiſchen dem Oberrhein, dem Main und der Donau ſich verbreitend, voll Eiferſucht auf die ſo ſchnell und furchtbar anwachſende Frankenmacht; auch vielleicht im Geheimen von Gundebald, dem Burgunder, angehetzt, machte (496) einen jählingen Anlauf gegen den König der Uferfranken (Ripuarier), Siegbert, Chlodwigs Vetter; ſetzte unweit Cöln über den Rhein und wollte ſtraks auch in das drüben liegende, ſaliſche Frankenreich einbrechen. Aber ſie trafen dort bei Zülpich, im Jülichſchen, plötzlich auf die vereinte Macht der Gegner: denn Chlodwig war ſeinem bedrängten Vetter in höchſter Eil zu Hülfe gekommen. Auf dieſen, als den Schwächſten zuerſt, ſtürmten die Allemannen los. Er ward verwundet und ſein Flügel wich. Nun fielen ſie geſchwind mit ganzer Macht und wildem Kriegsgeſchrei auf Chlodwig und brachten auch dieſen in ein faſt verderbliches Gedränge. Schon ſieht er mit Schaudern, wie die Seinen anfangen, Feld und immer mehr Feld zu verlieren; ſchon wollen die Wogen des Schlachtſturms über ihn ſelbſt zuſammenſchlagen, da erhebt er, der Ermahnungen Klotildens gedenkend, die Augen gen Himmel und betet: „O Jeſus Chriſtus, von dem meine Klotilde mir predigt, daß du Gottes Sohn ſeyſt, und daß du denen,

so in Noth stecken und dir vertrauen, helfest, dich flehe ich in Demuth an um die Herrlichkeit deiner Hülfe; und wenn du mir Sieg schenkst über meine grimmigen Feinde, und ich daran erfahren haben werde jene deine Kraft, welche dein dir geweihtes Volk von dir rühmt, siehe! so will dann auch ich an dich glauben und auf deinen Namen mich taufen lassen. Meine Götter hab ich bereits zu Hülfe gerufen, aber sie haben mich im Stich gelassen, weßhalb ich sie nun für ohnmächtige Wichte halte. Aber dich, o Herr, rufe ich an, und will in Zukunft an dich glauben, doch so, daß ich durch dich von meinen Feinden errettet werde!" — Und siehe! als er kaum dieses Gebet gesprochen, wendet sich die Schlacht; die Allemannen zeigen den Rücken; ihr König fällt; Chlodwig läßt ihnen nicht Zeit, sich wieder zu besinnen und zu sammeln, sondern setzt ihnen unter fortwährendem Gemetzel bis über den Main nach. Ein Theil der Flüchtigen sucht Schutz und Fürbitte bei dem großen Ostgothenkönig Theoderich, dem neuen Beherrscher Italiens, und darf, da Chlodwig den mächtigen Nachbar nicht beleidigen will, in Rhätien (Graubündten) wohnen bleiben; der andere Theil aber, der von der alten Heimath am Oberrhein nicht gern scheiden will, ruft: „Damit Niemand fürder umkomme, o Chlodwig, wollen wir dein Volk seyn!" Da wehrt er dem Gemetzel, nimmt die Allemannen in Schwaben, Nordelsaß und Ost-Helvetien

zu Unterthanen an, läßt ihnen aber ihre Herzöge, Gesetze und Gewohnheiten, zwingt dann, den günstigen Augenblick rasch benutzend, auch anliegende Landschaften von Baiern, der (heutigen) Pfalz und die Gegend um Mainz, ihm künftig Zins nnd Mannschaft zu liefern und zieht nach so großen Werken mit seinem siegreichen Heer über Toul wieder nach Soissons heim. Um nun aber sein Gelübd unverzüglich zu erfüllen, kehrt er in Toul bei dem frommen Klosterbruder St. Vedastus (wie Alcuin erzählt) ein, und bittet den heiligen Mann, ihn zu begleiten, ihn noch unterwegs gründlich im Christenthum zu unterrichten und zur Taufe vorzubereiten: denn ohne vollkommne Ueberzeugung von der Wahrheit der neuen Religion will er derselben nicht Gehorsam schwören. Nicetas, Bischof von Trier, ein Zeitgenoß des Königs, bezeugt dieses in einem uns übrig gebliebenen Briefe an Klodosvinde (d. i. berühmte Maid), des Königs Enkelinn.

Aber wer schildert das Entzücken Klotildens bei der Nachricht von diesen Siegen und — noch mehr — von diesem Gelübd und von dieser Bekehrung ihres Gemahls! — Sie fliegt ihm entgegen; noch vor ihm kommt sie in Rheims an. Hier verwaltet der heilige Remigius, ein sehr gelehrter und beredter Mann, längst schon in hoher Achtung bei dem Könige, das Bisthum. An diesen wendet sich die Königinn und bittet ihn, ihrem Gemahl das

Wort des Heils zu verkündigen und dann mit der Taufe nicht länger zu zögern. Der siegreiche König langt an, wird vom Volke mit Jubel, von der Gattinn mit unaussprechlichem Entzücken empfangen. Dann bittet der fromme Bischof um geheimen Zutritt und beschwört ihn, von nun an nur dem wahren Gott zu huldigen und die falschen Götter, die weder ihm, noch Andern helfen können, zu verlassen. Chlodwig (wie Gregor von Tours schreibt) antwortet: „Ich wollte dir, o heiliger Vater, gern sogleich Gehör geben; aber es steht mir nur noch das Eine im Wege, daß diese Franken, welche mir folgen, es nicht leiden werden, daß ich ihre Götter verlasse. Da aber bei mir selbst die Sache schon fest beschlossen ist, so will ich sie versammeln und nach deinem Wort zu ihnen reden und sehen, wie sie es aufnehmen werden.“ — Es ging aber bei dieser Versammlung alles so erwünscht, daß, noch ehe der König einmal redete, die Allmacht des Höchsten ihm schon zuvorgeeilt war und alle Franken riefen: „Frommer König! auch wir verwerfen die sterblichen Götter und sind bereit, dem unsterblichen Gott, welchen Vater Remigius predigt, zu huldigen.“ — Als dem Bischof dieses frohe Ereigniß verkündigt worden, heißt er voll Freude sogleich die Taufe anschicken. Die Wände der St. Martinskirche vor Rheims werden mit weißen Decken geschmückt; balsamische Gerüche steigen auf; süßduftende Kerzen erleuchten die

hohen, heiligen Hallen. So große Gnade gewährt Gott den versammelten Franken, daß sie von den Düften des Paradieses sich angeweht glauben. Dann wird der König und mit ihm seine Schwester Albo-flede (d. h. die Hochgeschmückte), bald nachher des großen Ostgothenkönigs Theodorich Gattinn, sammt dreitausend seiner edlen Mannen mit dem heiligen Taufwasser benetzt. Er selbst schenkt zum ersten Beweis christlicher Gesinnung allen Kriegsgefangenen aus allen seinen Feldzügen an diesem Tage die Freiheit. Um so größer aber ist seine Freude an diesem Tage, da nun, sobald es bekannt geworden, daß der König das Christenthum angenommen hat; alle annoch durch Gallien zerstreuten, manchen festen Platz hartnäckig behauptenden, römischen Krieger nun ihn freiwillig als ihren rechtmäßigen Beherrscher anerkennen. Er aber läßt auch ihnen ihre Gesetze, Gewohnheiten, Kriegsgewande, Rüstungen und Banner, damit sie ihm desto freudiger huldigen mögen. Nun ist sein Reich auch im Innern und im Rücken, wenn er künftig Züge gegen Burgunden, Gothen und jenseitige Germanen unternehmen will, sicher geworden und überdem seinem Heer eine große Kraft zugewachsen. Auch die nördlichen Frankengauen treten um diese Zeit zu ihm, so daß sein Reich von Straßburg, den Rhein entlang, sich über alles Land zwischen diesem Fluß, der Loire und dem Meer ausbreitet. Alle katholischen Bischöfe, wo sie irgend

wohnen mögen, halten es von nun an mit ihm, der kein Arianer ist, sondern ein Rechtgläubiger, der Geistlichkeit keine Abgaben auflegt, wie jene Arianer, sondern ihr reiche Gaben und Freiheiten spendet. Bischof Anastasius von Rom und Avitus von Vienne senden Glückwünschungsbriefe. Alle christlichen Kirchen erblühen von neuem. Volk und Fürst und Geistlichkeit sind innigst verbunden. Chlodwigs Macht ist unwiderstehlich geworden. Gundebald von Burgund, herrschend zwischen Saone und Rhone, bis zu den Alpen und bis Marseille, soll das Gewicht derselben zuerst erfahren: denn so eifrig Klotilde jenes heilige Bekehrungswerk durch Zurathen gefördert hatte, so wenig mochte sie durch Abrathen den Zug gegen Burgund haben hintertreiben wollen. Wer könnte es ihr auch verübeln, wenn sie gewünscht hat, daß der böse Gundebald für seine Missethat gestraft werde? — Ueberdem war der Augenblick günstig. Klotildens Oheime, welche damals das zertheilte Burgund beherrschten, Gundebald und Godegisel, hatten sich entzweit, da einer den andern zu verdrängen und dann alleiniger Herr des Ganzen zu werden strebte. Um dieses zu erreichen, hatte Godegisel (in Genf), der bei seiner Nichte in Gunst stand, mit Chlodwig einen geheimen Bund geschlossen und sich verpflichtet, daß künftig Burgund den Franken Zins zahlen und Mannschaft stellen sollte, wenn Chlodwig ihm zur Vertreibung

des Bruders und zur Alleinherrschaft helfen würde. Willkommner Antrag! Welch ein neuer Zuwachs an Macht! Welch eine erwünschte Gelegenheit, Rache an Gundebald zu nehmen, der Klotilden um ihr Erbtheil betrogen, dann schon als Klodwigs Braut ihr die Mitgift entrissen und seine Klauen nach ihr ausgestreckt, und nun gar neuerdings mit dem furchtbaren Ostgothen Theoderich zum Schutz der verhaßten Westgothen in den südlichen und westlichen Landschaften Galliens sich zu Schutz und Trutz gegen die Franken verbunden hatte. — Chlodwig bricht los. Gundebald wird (500) bei Dijon geschlagen, behauptet sich aber hinter den Wällen von Avignon, gewinnt durch List einen guten Frieden und überrumpelt dann, sobald Chlodwig abgezogen ist, Godegiseln, den Bruder, tödtet denselben und verbindet sich immer enger mit den Nachbarn, den Westgothen. Diesen verhaßten Damm, welcher die ersehnte Eroberung des ganzen Galliens zu hemmen droht, will Chlodwig nicht fest werden lassen. Er beschließt schnellen Sturm, des glücklichen Erfolgs fast gewiß; denn er rechnet darauf, daß Geistliche und Unterthanen im feindlichen Lande, katholische Glaubensbrüder, geheime Feinde der arianischen Westgothen und übel gehalten von diesen, ihn, als einen Retter, begünstigen und unterstützen werden. Darum ruft er: „Laßt uns ausziehn und mit der Hülfe Gottes die Ketzer aus jenen schönen Landschaften

jagen!“ Freudig rauscht das Heer seinem Führer nach. Alerich II., der Westgothenkönig, ein unbesonnener Mann, wagt, ohne Theoderichs Hülfsheer abzuwarten, sich ins Feld, sprengt mit eingelegter Lanze auf den Frankenkönig ein, verliert (507) bei Vouglè Schlacht, Krone und Leben. Aber das Reich rettet Theoderich: denn der Frankenheld, so bedachtsam, als feurig, will nach mißglückter Belagerung von Arles, die ihn dreitausend Mann gekostet hat, durch fortgesetzten Kampf den bereits errungenen Gewinn nicht auf ein gefährliches Spiel setzen, begnügt sich deßhalb (508) vorerst mit Auvergne und den beiden Aquitanien, wo ihm Toulouse mit dem großen Westgothenschatz zufällt, und spart das Uebrige lieber für eine andere Zeit auf. — Soll er das nicht um so sicherer hoffen, da jetzo auch Anastasius, der römische Kaiser, ihm den Titel und die Ehrenzeichen eines römischen Consuls ertheilt, nun die ganze Menge des gallischen Volkes mit gewohnter Ehrfurcht vor dem altrömischen Glanz des Diadems und des Purpurmantels ihn als „Augustus“ begrüßt, und sich seine Aussichten auch über die Alpen bis Rom hinaus erweitern? — Gern nämlich hätte Kaiser Anastasius die Gothen durch die Franken vertilgt und am liebsten beide gegenseitig durch einander, und hätte dann ohne Mühe das verlorne Westreich zurückgenommen. Aber eben so gern hätte auch Chlodwig sein Haupt mit jener römischen Kaiser-

krone, welche doch erst dem späteren und größern Franken, Karl, vorbehalten war, geschmückt. — Doch alle diese Hoffnungen zergingen, wie glänzende Lufterscheinungen, in nichts: denn eben als Chlodwig über die niedergestreckten Leiber mehrerer anderer, königlicher Frankenhäuptlinge, die ihm im Wege standen, hinweg, nun mit freierem und gewaltigerem Anlauf die Burgunden und Gothen anrennen wollte, um sich nach dem Capitol Bahn zu machen, öffnete sich zu seinen Füßen das Grab und schlang ihn (511), da er noch in voller Manneskraft prangte, mit all seiner Herrlichkeit hinunter.

Wie wenig Klotilden jene weltlichen Dinge, als solche, gegolten haben, und wie ihr frommes Gemüth dabei nur immer auf das Höchste, das Himmlische, gerichtet gewesen sey, so daß sie der Eroberungen ihres Gemahls sich auch nur als Eroberungen für echtes Christenthum erfreute, können die Schriftsteller ihrer Zeit gar nicht genug rühmen. Auch liefert ihr folgendes Leben in der That manchen Beweis für dieses löbliche Urtheil. Nachdem sie in der heiligen Apostelkirche zu Paris, damals schon zur Königsstadt erhoben, die Gebeine des geliebten Gemahls dem heiligen Boden anvertraut hatte, zog sie sich nach Tours in die Einsamkeit zurück und diente hier in der Kirche des h. Martin mit höchster Keuschheit, Wohlthätigkeit und Frömmigkeit allein dem

Himmel. Nach Paris, wo Childebert, ihr zweiter Sohn, herrschte, kam sie nur höchst selten.

Es war aber alles von Chlodwig eroberte Land und dessen Verwaltung, nach fränkischer Weise, unter die vier hinterlassenen Söhne vertheilt worden. Theodorich (nicht Klotildens, sondern ein früherer Sohn des Königs) verwaltete von Metz aus die germanischen Frankengauen (das nachmalige Austrasien oder Ostfranken), nebst Auvergne. Chlodomer beherrschte von Orleans aus das Land zwischen der Loire und Garonne; Childebert, von Paris aus, das den Römern noch zuletzt verbliebene Stück von Gallien (das nachmahlige Neustrien oder Westfranken); und Chlotar (Klotar) streckte von Soissons, der alten Frankenhauptstadt, aus, sein Zepter über die früheren, nördlichen Eroberungen seiner Vorfahren: doch war vom Vater Alles so angeordnet, daß, anbelangend die Gesetze und die Vertheidigung, das Land ein Ganzes bleiben sollte. Aber bei dieser Vertheilung der Würde und Macht unter Mehrere konnte weder das neue Frankenreich, noch Klotilde insbesondere sich einer ungestörten Ruhe erfreuen, wie unermüdlich sie auch streben mochte, durch klugen Rath und mütterliche Ermahnungen und Bitten unter den ungestümen, im Waffenlärm aufgewachsenen Söhnen, zum Besten der Einzelnen und zur Wohlfahrt des Ganzen, Freundschaft und Einigkeit zu erhalten oder wieder herzustel-

len; denn die Herrschaft und der Besitz dulden ungern Gesellen, und wer erst Einiges hat, will bald gern Alles haben. Ein trüber Lebensabend dunkelte über sie, über ihre Söhne, über alle Franken herein, weil die Leidenschaft und die Untugend der Weisheit und der Tugend die Herrschaft entrissen. Ein geheimes Feuer war angelegt, welches in der Folge Chlodwigs hohen Bau in Asche legen und — wie die Folge es zeigen wird — nachmals den Karolingern Platz schaffen sollte, auf den Trümmern des alten Thrones einen neuen zu errichten, denn nur das Gute besteht, nicht das Schlechte.

Anfangs hatte es den Anschein, als sollte Klotilde durch ihre Söhne das begonnene Werk des Gemahls vollendet und auch, was sie am meisten wünschte, ihr liebes Burgund mit dem fränkischen Reiche und zugleich der echten Christenkirche vereinigt sehn. Sie selbst forderte ihre Söhne auf, die gräßlichen Zerrüttungen, welche in Burgund durch neue Frevel angerichtet waren, zu benutzen, um jenes ausgeartete Geschlecht vom Erdboden zu vertilgen: denn es hatte dorten Siegmund, ihres verhaßten Oheims Gundebald Sohn, seinen eigenen Sohn Siegerich, des großen Ostgothen Theoderichs Enkel, auf Anstiften einer gottlosen Stiefmutter (522) im Mittagsschlummer durch die Schnüre des Panzerhemdes erwürgen lassen. Da gab es (523. 524) einen grimmigen Krieg. Siegmund und die Sei-

nigen kamen um. Zwar rettete Siegmunds Bruder Godomar durch eine glückliche Schlacht, welche einem der Frankenkönige, Chlodomar (Chlodomer, Klodomir d. h. Ruhmreich) das Leben kostete, das Burgundenreich noch dieß Mal, aber — nur für wenige Jahre.

Aus diesem Kriege, welchen Klotilde wohl gewünscht hatte, erwuchs für sie bald nachher ein unsägliches Leid: denn da ihre raubgierigen Söhne draußen nichts hatten ausrichten können und unnütze Kosten aufwenden müssen, so suchten sie nun sich drinnen schadlos zu halten, nämlich am Erbe ihres gegen die Burgunden gefallenen Bruders Chlodomar. Wider Recht und Billigkeit theilten sie dessen Landesbezirk unter einander, und überließen des Bruders drei unmündige, arme Knaben der großmütterlichen Barmherzigkeit Klotildens. Und diese nahm sich derselben auch mit innigster Zärtlichkeit an. Aber bei den Söhnen wüthete die einmal entzündete Brunst fort, obgleich für den Augenblick die Flammen einmal wieder nach außen schlugen; wer konnte aber wissen, wohin sie nächstens ihre Richtung nehmen würden? — Wenn die Grenze der Rechtlichkeit erst einmal überschritten ist, liegt ein unabsehbares Feld des Unrechts offen. Doch zunächst, wie schon gesagt ist, wurde bei Auswärtigen unehrliche Beute gesucht. Es hatte nämlich bereits vor sieben Jahren (520) einer der fränkischen Brüder, Theoderich (Theu-

derich; Dietrich), dem schlechten Thüringerkönig Hermanfried gegen dessen Bruder Baderich geholfen, aber den versprochenen Sündenlohn, ein Stück Thüringens an der ostfränkischen Grenze, noch immer nicht von dem Schalk erhalten können. Des Wartens endlich müde, machte er mit den Sachsen, den nördlichen Nachbarn Thüringens, einen Bund, erhielt auch vom Bruder Klotar Hülfe und versetzte nun (527) bei den Nonnebergen an der Unstrut dem Thüringer einen solchen Streich, daß derselbe die Flucht ergreifen mußte. Da er aber durch Gewalt seiner nicht hatte habhaft werden können, versuchte er die List, stellte sich versöhnt, lud ihn (531) nach Zülpich zu einer Zusammenkunft, wo Alles geschlichtet werden sollte und ließ ihn dort von einem Andern, wie von ohngefähr, bei einem luftigen Spaziergang von der Stadtmauer hinab stürzen, daß er den Hals brach. Darauf wurde in größter Geschwindigkeit ganz Thüringen von den Franken und Sachsen hingerafft. — Nachdem solcherweise der eine Zweig der vordem hochberühmten Westgothen, der Thüringische, unter die Füße getreten war, sollte auch sogleich der andere, noch übrige, an der Westküste von Gallien zerbrochen werden. Und an Veranlassung dazu fehlte es nicht. Die neuen Westgothen waren nicht mehr die alten. Wie es zu gehen pflegt, daß am leichtesten kraftvolle, sinnliche Menschen durch schnelles Glück sich verschlechtern, weil bei ihnen die

Leidenschaften am geschwindesten und gewaltigsten Herrscherinnen werden, so erblickt man diese traurige Erscheinung auch an den Germanen, welche plötzlich ihre Sitze mitten unter den üppigen, längst in Lustgenuß versunkenen Römern gewonnen hatten. Die christliche Religion, wie sie damals war, konnte nicht viel zur Verbesserung beitragen: denn sie ging nicht viel über das Auswendiglernen meist unbegreiflicher Lehrsätze und über die Beobachtung gewisser, äußerlicher Gebräuche hinaus. Gedächtniß, Hände und Knie wurden geübt; Verstand und Wille blieben dunkel, unrein, todt. — So geschah es, daß Amalrich, der Westgothenkönig, des großen Ostgothen Theoderichs Enkel, seine Gemahlinn, die jüngere Klotilde, Tochter der älteren, mißhandelte, weil sie (katholisch) Jesum für Gott gleich, nicht aber, wie die Westgothen, (arianisch) ihn nur für Gott ähnlich hielt. Darob sagten die Frankenkönige dem Schwager Fehde an: denn sie hatten schon lange darnach getrachtet, die verhaßten Westgothen gänzlich aus Gallien zu vertreiben. Der Augenblick war günstig. Die Ostgothen in Italien waren nach ihres großen Königs, Theoderichs, Hinscheid in verderbliche, innere Zerrüttung gerathen, konnten also den westlichen Brüdern nicht helfen. So ward denn Amalrich (531) unter den Mauern von Narbonne geschlagen und getödtet; aber nur dessen Schatz, nicht dessen Land konnten die Franken dieß-

mal gewinnen: denn Theudis, ein ostgothischer Feldherr aus Theoderichs Schule, stellte sich als neuer König an die Spitze der Westgothen und rettete das Reich. Der Frankensturm wandte sich darauf gegen Burgund und dieses Reich wurde nun (532) gänzlich umgestürzt und mußte fränkisch werden.

Klotilde mochte wohl frohlocken, daß ihres gottlosen Oheims Haus nun endlich zertrümmert worden war; aber daß ihre immer mehr und mehr verwilderten Söhne die siegreichen Schwerter in Dolche umschmieden würden, um diese auch in die Brust der Ihrigen selbst zu tauchen, das hatte die unglückliche Frau nicht geahnet. Und doch war dieses Ungeheure schon vor der Thür: denn als Childebert (der Pariser) — wie Gregor von Tours berichtet — sah, daß seine Mutter Klotilde ihre Enkel, seine Neffen, die Söhne Chlodomers, mit innigster Zärtlichkeit liebte und zu wackern Fürsten aufzuziehn beflissen war, schickte er, aus Neid und Besorgniß, daß jene Knaben durch Gunst Klodildens doch wohl einst wieder zum Besitz der väterlichen Erbschaft (Orleans) kommen möchten, zu seinem Bruder Chlotar (Ehrebelobt) nach Soissons und ließ ihm sagen: „Unsere Mutter behält die Söhne unseres Bruders bei sich und will ihnen zur Herrschaft verhelfen, darum mußt du unverzüglich nach Paris kommen, damit wir uns gemeinschaftlich berathen, was aus diesen Knaben werden soll, ob sie, nachdem man

ihnen das Haupthaar abgeschoren, wie das übrige, gemeine Volk gehalten werden sollen, oder ob wir, nachdem wir sie getödtet haben, den Bezirk unseres Bruders behalten wollen.“ — Ueber diese Bothschaft hoch erfreut eilte Klotar unverzüglich nach Paris, wo Childebert schon das Gerücht ausgesprengt hatte, die Könige kämen deßhalb zusammen, um die Söhne ihres verstorbenen Bruders auf den Thron zu setzen. — Als sie nun aber bei einander waren, sandten sie zu ihrer Mutter Klotilde, die sich damals in Paris aufhielt, Botschaft und ließen ihr sagen: „Sende die Kleinen zu uns, daß wir sie in ihre Herrschaft einsetzen.“ — Klotilde, den schändlichen Betrug nicht ahnend, freute sich, gab den Knaben zu essen und zu trinken, und sandte sie zu ihren Söhnen, indem sie ausrief: „Nun erachte ich meinen Sohn nicht mehr für verloren, da ich euch meine liebsten Enkel, in das väterliche Erbe eingesetzt sehe!“ Aber die Knaben wurden, sobald sie zu ihren Oheimen gekommen waren, ergriffen, den Wärtern entrissen und jeglicher für sich besonders bewacht. Darauf schickten Childebert und Klotar den Arkadius, einen ehrlosen Römling, Childeberts Vertrauten und Rathgeber, zu Klotilden mit einer Scheere und einem blanken Schwert, welches beides er der Königinn vorhielt, sprechend: „Deinen Willen, o ruhmwürdigste Königinn, erbitten sich deine Söhne, unsre Herrn, ob du meinest, daß die

Kna-

Knaben, nachdem man ihnen das Haar abgeschnitten, ferner leben, oder ob man sie erwürgen solle?" — Klotilde verlor vor Schmerz und Schrecken in dieser gräßlichen Ueberraschung alle Besonnenheit und ließ die unglücklichen Worte entwischen: „Lieber todt, als entehrt!" — Arcadius war verschwunden, ehe Klotilde sich fassen, weiter reden, Vorstellungen machen konnte. „Vollführt mit der Königinn Gunst das angefangene Werk! sie selbst hat geboten, daß euer Beschluß vollzogen werde." Und sogleich ergriff der gräßliche Klotar den ältesten Knaben beim Arm, warf ihn zu Boden, stieß ihm den Dolch in die Achsel und ermordete ihn jämmerlich. — Als dieser schrie, warf sich der Jüngste zu Childeberts Füßen, umklammerte dessen Knie und flehte mit Thränen: „Komm mir zu Hülfe, liebster Vater, daß nicht auch ich umkomme, wie mein Bruder!" — Und Childebert, bis zu Thränen gerührt sprach zu Klotar: „Schenke mir, o mein süßester Bruder, das Leben dieses Knaben. Ich will alles thun, was du seinethalben anordnest, nur daß du ihn nicht tödtest!" Aber der wüthige Klotar schrie: „Entweder schleudre ihn von dir, oder traun! du selbst mußt sterben an seiner Statt! du bist der Anfänger dieser Sache und willst nun Hinderung machen?" — Da trieb Childebert den jammernden Knaben von sich und warf ihm dem Klotar zu, der ihm den Dolch in die Seite bohrte und, wie den

ältern Bruder, abschlachtete. Darnach tödteten sie auch die Diener und Wärter. Und als Alle erwürgt wären, stieg Klotar zu Pferde und ritt von dannen und hielt den Mord seiner Neffen für nichts. Auch Childebert begab sich aus seinem mörderischen Pallast in eine Vorstadt. Klotilde aber legte die Kleinen in einen Sarg, geleitete sie mit Klageliedern und unsäglicher Trauer zur St. Peterskirche und begrub daselbst beide, den zehnjährigen und den siebenjährigen. Den dritten Knaben, Chlodowalt (Machtberühmt), hatten die Mörder nicht ergreifen können. Er war ihren Klauen durch tapfere Männer entrissen worden. Der Knabe gab aber aller irdischen Herrlichkeit Abschied, schnitt sich mit eigener Hand den königlichen Haarschmuck ab, ward ein Geistlicher und widmete sich frommen Werken bis an sein Ende. —

Von Freveln zu Freveln rasend wollten nun Childbert und Klotar die noch rauchenden Dolche auch in die Brust Theodeberts, des Sohnes ihres damals verstorbenen Bruders, Theoderichs, tauchen und dann gleichfalls Austrasien (Ostfranken in Germanien) unter sich theilen; aber Theodeberts Volk, die biedern Germanen, wiesen die Verlockungen der gottlosen Männer, daß sie den Jüngling, der damals auf einem Zuge gegen die Ostgothen abwesend war, verwerfen und ihr Land mit dem jenseitigen Frankreich vereinigen sollten, mit gezückten Schwer-

tern zurück, riefen ihren jungen Helden, der schon in zarter Jugend (520) normännische Seeräuber in die Wellen des Nordmeeres zurück gejagt hatte, eilends zu Hause und die beiden Oheime hielten es nun für das Beste, ihren wohlgerüsteten, schlagfertigen Neffen als Mitbeherrscher des Frankenreichs anzuerkennen.

So breitete nun dieses mächtige Reich, aus den norddeutschen Sümpfen hervorgegangen, sich von da bis zu den Alpen, und von der Elbe bis zu den Pyrenäen aus. Auch traten bald nachher die verunglückten Ostgothen, als ihr schönes, italisches Reich durch Belisar und Marses, des oströmischen Kaisers Justinian große Feldherrn, sich zum Umsturz neigte, durch ihren neuen König Vitiges (Wittich) die Provence und Rhätien (Südschweiz) ab, um vielleicht noch durch die Hülfe der Franken den Ueberrest ihrer früheren Eroberungen zu retten.

Klotilde aber hatte seit jenem gräßlichen Tage von Paris allen zeitlichen Dingen entsagt und sich nach Tours in die Einsamkeit zurückgezogen, war unermüdlich in Almosen, durchwachte die Nächte in heißen Gebeten und bewies sich — wie Gregor schreibt — von dieser Zeit an nicht mehr als Königinn, sondern als eine Gott eigene Magd, ihm allein dienend. Nur Choldowalt, ihr frommer Neffe im Kloster von St. Cloud, war noch ihr einziger Trost und ihre letzte Freude auf Erden.

Jedoch noch einmal sollte sie aus ihrer himmlischen Stille in das wüste, irdische Getümmel hinaus blicken, um Chlodwigs Haus vor dem drohenden Untergange zu bewahren. — Der wilde Klotar — da es bei den Neffen nichts mehr zu morden und zu rauben gab — war seinem Bruder Childebert, dem Pariser, (540) ins Land gefallen und schon bis zum Ausfluß der Seine in das Meer vorgedrungen. Aber plötzlich sieht er sich von Childebert und dem Austrasischen Neffen Theodebert im Walde von Bretone eingeschlossen und umringt. Bäume, die er niederhauen läßt, sind seine letzte Schanze und Hoffnung. Schon sind die Schwerter der drei letzten Sprößlinge Klodwigs gegen einander gezückt: da kommt plötzlich, während Klotilde voll Angst am Grabe des heil. Martin zu Tours zu Gott fleht, daß er den Zorn der Brüder sänftigen möge, ein furchtbares Gewitter mit Sturm, Wolkenbruch und Hagel, wirft Zelte, Reuter und Rosse zu Boden, schwemmt hinweg die Einen durch Fluthen, zerstreut und zerschmettert die Andern durch Hagelsteine. „Gott will diesen Krieg nicht!“ sprechen Childebert und Theodebert, als das Wetter vorüber ist. Klotildens Bitten und Ermahnungen kommen hinzu. Man versöhnt sich und schließt Frieden.

Nun genießt Klotilde, die Vielgeprüfte, noch in den letzten neun Jahren ihrer vierzigjährigen

frommen Einsamkeit zu Tours einer ungestörten Ruhe und geht dann, reich an guten Werken zum Ruhme Gottes und reich an Jahren — wie Gregor schreibt — in die Wohnungen des ewigen Friedens heim (549).

Ihre Söhne, Childebert und Klotar, deren Raubgier und Feindseligkeit der Mutter so viele Thränen ausgepreßt hatten, kamen nun und geleiteten den Sarg mit großer Feierlichkeit von Tours nach Paris, wo er in der St. Peterskirche, von Klotilden einst erbaut, an der Seite Klodwigs, ihres Gatten, beigesetzt ward.

Während man das Frankenreich in Gallien so schnell zu glänzender und zugleich dauerhafter Größe emporsteigen sieht, erblickt man im benachbarten Italien zwar eben so schnell und noch glänzender und größer das neue Reich der Ostgothen, aber — nicht dauerhaft, sondern mehr, wie eine strahlende Lufterscheinung, eine Fata Morgana, die, indem wir noch mit Bewunderung und Staunen darnach hinblicken, zusehens verblaßt und bald in nichts zergeht. Wodurch? — Hauptsächlich wohl dadurch, daß im stolzen und katholischen Italien nie eine recht innige, gediegene Einigkeit geschaffen werden konnte zwischen Römern, welche der alten Hoheit, und zwischen Gothen, welche die neuen Siege um so weniger vergessen konnten, da, nach

Theoderichs Anordnungen in Italien nur sie das Schwert, die wehrlosen Römer aber nur Feder, Pflug und Handwerksgeräth führen durften; zwischen römischen Katholiken, welche allein den richtigen (Orthodoxen) Christenglauben zu haben vermeinten, und zwischen gothischen Arianen, welche von jenen für Ketzer und von Gott Verworfene gehalten wurden, und gegen welche die römische Geistlichkeit um so mehr anhetzte, da sie sich von ihnen vernachlässigt, mit Abgaben belastet und auf mancherlei Weise bedrückt sah. Unter solchen Umständen konnten, wie es sich nachher zeigen wird, in Italien nun und nimmer Römer und Gothen zu einem gediegenen und dann gegen auswärtige Stürme unerschütterlichen Ganzen zusammenschmelzen, wie im benachbarten Gallien es mit Galliern und Franken geschah, wo die gleiche Religion, die katholische, und gleiches Recht und Gesetz aus Galliern und Franken bald ein Volk schufen, und wo überdem, da das gallische (kältische) Volk längstens des härtesten Drucks gewohnt worden war, kein römischer Stolz, keine römische Empfindlichkeit, wie in Italien, sich vorfand, sondern vielmehr ein freundliches Hinneigen zu den siegreichen, alten, germanischen Landsleuten und Stammverwandten, den Errettern aus der Hand der Römer.

Wie unsicher auch auf höchstem, rings von Siegeszeichen umglänzten Throne Regenten sitzen, wenn sie nur Leib und Gut, nicht Herz und Sinn der Völker

gewonnen haben, lehrt die traurige Geschichte der königlichen Amaler unter den Ostgothen. Dieses amalischen Geschlechts und überhaupt des ostgothischen Volkes höchste Zierde aber ist gewesen Klodwigs Zeitgenoß:

Theoderich (Theuderich. Dietrich d. i. Gottreich.)

der Sohn Theodemers (Theudemirs) und der Ehrenlieb (Erelieva), am Neusiedler-See (im jetzigen Ungarn) aus dem göttergleichen Geschlechte der „Amaler" (Makellosen) entsprossen. Diese Amaler, Edelste unter den Gothen, aber scheinen mit den altberühmten Asen mindestens nahe verwandt gewesen zu seyn: denn Jornandes*) nennt den Stifter des „Amalischen" Geschlechtes „Gapt," welches Wort — da der Buchstabe d oder t im altgermanischen (isländischen) wie þ geschrieben wird — gar wohl gleichbedeutend seyn kann mit „Geat;" Geat aber ist an der Spitze der Stammtafel, welche Nennius von dem Sachsen Hengist, dem Wodanssohn, giebt, so viel als Gott. Noch mehr Wahrscheinlichkeit gewinnt diese Ansicht dadurch, daß Jornandes versichert, es habe das hohe Geschlecht der „Amaler" auch den Beinamen „Ansen" geführt, welcher ungefähr so viel bedeute als „Halbgötter."

*) de reb. Get. c. 14.

Sollte aber, wenn man alle obigen Umstände zusammennimmt, dieses Ansen nicht etwan gleichbedeutend seyn mit den altberühmten Asen? —

Theoderichs Vater, Theodemer, ein trefflicher Held, hatte (wie Jornandes erzählt*) den glücklichen Zeitpunct, wo mit Attila, dem furchtbaren Hunnenkönige, (453) auch dessen wildzusammengerafftes Reich wieder zu Trümmern zu gehen begann, schnell ergriffen, um sich von der Herrschaft der rohen Mogolen wieder loszumachen, hatte in Vereinigung mit seinen tapfern Brüdern Walmar (Walemir) und Widmar (Widemer, Widemir) alle Angriffe der Hunnen, Sarmaten, Sueven, Gepiden, Scirren und Rügier zurück geschlagen und freie Sitze in Pannonien (Oestreich und Ungarn) behauptet, auch mit den bangen Oströmern für reiche Geschenke Freundschaft geschlossen und zum Bürgen derselben seinen achtjährigen Theoderich an den glänzenden Hof des Kaisers Leo nach Konstantinopel gesandt. Hier, wo noch immer eine Nachblüthe der Wissenschaften und Künste übrig geblieben, hatte Theoderich (wie einst Armin in Rom), das Schlechte verschmähend, das Gute benutzend, sich in Wissenschaft, Kunst, Staats- und Lebens-Klugheit zehn Jahre lang ausgebildet und zu den großen Din-

*) Cap. 52. sqq.

gen, wofür er geboren war, wohl vorbereitet. Dann ruft (484) der alte Vater den achtzehnjährigen Jüngling zurück*), damit er nun auf gut Gothisch sich auch in Waffen tummeln lerne. Und die erste Probe, welche er ablegt, wird gleich ein Meisterstück. Mit einem Gefolge von sechstausend der Kühnsten setzt er, ohne daß der Vater eben darum weiß, über die Donau, fällt dort (am linken Ufer) dem Hunnen Babai, der gerade jetzt über eine Niederlage der Römer prunkt, plötzlich auf den Hals, schlägt, tödtet und beraubt ihn seiner Schätze und überrascht dann daheim den entzückten Vater mit der reichen Siegesbeute. — Bald nachher wird ein zweiter, wichtigerer Zug gemacht. Es gefällt nämlich den Gothen nicht mehr im öden Pannonien, wo sie überdem täglich von einer Menge wilder Nachbaren angefallen werden. Sie fordern ihre Könige, die Brüder Widemir und Theodemir (denn Walamir ist gestorben) auf, das Volk in bessere Gegenden zu führen, wo es sich lustiger und freier wohnen lasse. Das Loos wird geworfen über Ost und West. Widemir erhält den West, bricht in Italien ein, wird abgekauft und seine Nachkommen vereinen sich mit den Westgothen, die schon längsther in Gallien und Spanien sitzen. Theodemir erhält den Ost, macht mit seinem tapfern Sohn Theoderich

*) Cap. 55.

sich auf, erobert Illyrien und Macedonien und empfängt, damit er nur nicht noch weiter greife, von dem feigen, oströmischen Kaiser Zeno diese Landschaften, sammt großen Geschenken. Darnach empfiehlt er, alt und lebenssatt, seinen geliebten Sohn den Ostgothen zum Könige, die, als Theodemir gestorben, ihn auch mit Freuden auf dem Schilde erheben. Den jungen König, in Konstantinopel noch wohlbekannt, ladet Kaiser Zeno, um ihn bei Gutem zu erhalten, an seinen Hof, findet einen treuen Helfer an ihm bei Empörungen, woran es im zerrütteten Römerreiche nie fehlt, schmeichelt ihm durch Triumph, Consulwürde, Reiterbild und Annahme zum Waffensohn. Aber Theoderich, unerschütterlich fest in großen Entschlüssen, läßt durch diese Süßigkeiten sich weder verweichlichen, noch einschläfern und fangen. Er brennt, etwas Herrliches, seiner Ahnen Würdiges, auszuführen. „Alerich in Rom" strahlt unablässig vor seinen Augen. Günstige Gelegenheit bietet sich schnell dar und wird feurig ergriffen. — Odoaker, ein Scirre, war bei der Zertrümmerung seines Volkes durch Theoderichs Vater nach Italien geflohen, und dort als Befehlshaber germanischer Söldner zu so hoher Macht und Ehre gelangt, daß es ihm leicht geworden, den letzten Kaiserlichen Römling, den Knaben „Romulus Augustulus" vom Thron zu stoßen (476) und sich selbst hinaufzuschwingen. So trägt nun ein

Germane die römische Kaiserkrone! — Kein Wunder: denn da die römische Krone schon längst nicht mehr nach Erbrecht, sondern meistens nach Faustrecht getragen worden ist, so sieht man (in Rom, wie in Konstantinopel) bald diesen, bald jenen darnach greifen, der durch Kopf oder durch Faust sich dazu für berufen und berechtigt hält. Odoaker aber hält von nun an alle andere deutsche Nachbarn, deren Lüstchen er wohl kennt, mit starkem Arm vom anmuthigen Italien weit ab; und diejenigen, welche schon Sitze gewonnen haben und ihm gefährlich bedünken, treibt er hinaus. — Einer dieser Vertriebenen, der Rügier Friedrich, sucht Zuflucht bei Odoakers alten Feinden, den Ostgothen. Seine lockenden Schilderungen, der alte Ruf des anmuthigen, reichen Italiens, Alerichs unsterblicher Ruhm, die Einladungen der Westgothen in Gallien, denen damals die furchtbaren Franken immer näher rückten, die Begierde der kampf- und beutelustigen Gothen, den mühseligen Pflug wieder mit dem raschen Schwert zu vertauschen, und vor allen Theoderichs Thatenlust selbst, Alles ruft auf zum Zug nach — Rom. Kaiser Zeno, herzlich froh, die gefährlichen Nachbarn in entfernte Bundesgenossen zu verwandeln, billigt den Plan und eignet Italien, das ja ohnedem verloren war, Theoderich und seinen Westgothen zu. — Mit Frau und Kind, Geräth und Heerden wird nun sogleich (490) die Fahrt an-

getreten, ein Heer Gepiden bei Stuhlweißenburg aus dem Wege geschlagen und dann am Ison, wo Odoaker selbst seinen Todfeinden den Einbruch in Italien vergebens verwehren will, und dann an der Etsch und an der Adda grimmig gefochten. Ueberall geworfen, von Rom, das ihm die Thore verschließt, weggewiesen, bleibt das feste, durch Sümpfe gedeckte Ravenna sein letzter Zufluchtsort. Während er sich hier verkriecht, zerstäubte Theoderich unbehindert Odoakers Heerestrümmer oder lockt sie zu sich, welches ihm aber bald sehr übel gerathen wäre: denn als er nach der Eroberung Mailands gegen Ravenna vordringt, giebt der verstellte Ueberläufer Tufa, dem Theoderich ein wenig zu schnell die Vorhut anvertraut hat, diesen auserlesenen Heerhaufen dem Schwerte Odoakers preis, und dieser kann nun von neuem im Felde erscheinen. Theoderich aber, geschwächt und entblößt durch einen so großen, unerwarteten Unfall, muß sich zurückziehen. Doch faßt er bald unter Pavia's Mauern wieder einen sichern Stand und ruft nun die Westgothischen Brüder aus dem nahen Gallien zu Hülfe; auch die Burgunder fallen über die Alpen in Italien ein, verheeren und rauben und verderben aber mehr, als daß sie helfen. Theoderich rüstet sich unterdessen zu einer neuen Schlacht, tritt zu seiner Mutter und Schwester (Amalfrede) ins Zelt und bittet sie, an diesem feierlichsten Tage seines Lebens ihn mit den reichsten

Gewanden, so mit eigenen Händen sie gewirket haben, zu schmücken. „Unser Ruhm“ spricht er „ist gegenseitig und unzertrennbar. Dich kennt man als die Mutter des Theoderich, und mir geziemt es, zu beweisen, daß ich ein echter Sprößling der Helden bin, von welchen ich meine Herkunft ableite.“ Darauf wird (am 11ten August 490) mit Hülfe der Westgothen noch einmal an der Adda grimmig gefochten. Die Schlacht bleibt lange zweifelhaft. Einmal wird sogar Theoderich selbst von einem flüchtigen Haufen der Seinen bis an den Eingang des Lagers fortgerissen; aber hier tritt — altgermanischer Sitte treu — Frau Ehrlieb, des Königs Mutter, den flüchtigen Schaaren ihres Sohnes in den Weg und treibt sie mit glühenden Vorwürfen gegen die Schwerter der Feinde zurück. Endlich muß Odoaker das Feld räumen und abermals hinter den Mauern und Sümpfen von Ravenna Schutz suchen. Hier sitzt er ganzer drei Jahre nun wohl sicher; aber Theoderich verliert unterdessen seine Zeit nicht, hält in Rom, von Senat und Volk, denen er vom Kaiser Zeno empfohlen ist, freudig empfangen, seinen Einzug, stiftet mit den Vandalenbrüdern in Afrika, die bis daher Italiens Küsten hart beschädigt hatten, Frieden und verlobt dem Könige derselben, Trasemund, seine Schwester Amalfreda, erhält auch von ihnen Sicilien ausgeliefert und herrscht nun von den Alpen und den Küsten des adriatischen Meeres bis hinab

nach Calabrien. Odoaker, durch Hunger gezwungen, muß nach manchem vergeblichen Ausfall, endlich auch die Thore von Ravenna öffnen (493). Es wird beliebt, daß beide gemeinschaftlich hier wohnen wollen. Aber die Freundschaft dauert nicht lange. Theoderich ahnt Nachstellungen. Bei einem feierlichen Mahl, wo der Becher fleißig geleert wird, kommt es zu Vorwürfen, dann bald zu Streichen; Odoaker fällt; Theoderich — was auch der neue Oströmer-Kaiser Anastasius dagegen einwenden möchte — wird von seinem Heer zum König Italiens ausgerufen. Kaiser nennt er sich nicht, vielleicht um den oströmischen Hof im Guten zu erhalten und auch seinen germanischen Nachbarn für ihre Eroberungen im Römerreich keine Besorgnisse zu erwecken. Aber den römischen Purpur legt er an und behält den römischen Hofstaat bei, um nicht als ein Fremder, oder, wie Griechen und Römer gern zischeln, als ein „Barbar“ in der Mitte der ehemaligen, noch immer sehr aufgeblasenen und eiteln Weltbeherrscher zu erscheinen.

Der neue König Italiens, ein weiser, wahrhaft gebildeter, hochherziger Fürst, ein liebreicher Vater seines Hauses, wie seines Landes, ein großer Kriegsheld und dennoch weit größerer Friedensfreund, kraftvoll und doch höchst milde, unermüdlich in seiner Thätigkeit und dabei unerschöpflich reich an Mitteln, seine großen Zwecke zu erreichen, ging nun sogleich frisch daran, auf römische Zerrüttung, Unruhe, Ver-

Heerung, Schlechtigkeit — germanische Ordnung, Sicherheit, Rechtlichkeit und dadurch ein neues Erblühen des innern, wie des äußern Lebens folgen zu lassen. Schon dieses, daß er den hochgeachteten Cassiodorus, einen römischen Senator, ausgezeichnet durch Rechtschaffenheit, wie durch reiche Geistesgaben und Kenntnisse, zu seinem Vertrauten und obersten Staatsbeamten erwählt, muß kund thun, wer Theoderich sey und was er wolle. — Schöner, als durch leeren Prunk, schmückt er seinen Einzug in Rom (500) durch Erweckung und Bestätigung der alten Ordnungen, Gesetze, Obrigkeiten, durch reiche Geschenke an Lebensmitteln für das verarmte, hungrige Volk, durch Begünstigung der Wissenschaften, Künste, Schulen, Gelehrten, durch Wiederaufbau der umgestürzten, verfallenen Gebäude und Mauern, und durch Sorge für die alten Denkmäler. — Eine goldene Zeit soll von neuem anbrechen; das ist sein schöner und ernster Wille. „Anderer Könige siegreiche Schwerter" sagt er „trachten nach Beute oder Zertrümmerung eroberter Städte; ich aber habe mir vorgesetzt, mit Gottes Hülfe ein solcher Sieger zu seyn, daß die Ueberwundenen es bedauern sollen, mich nicht früher zum Herrn erhalten zu haben*)." — Damit der innere Wohlstand ge-

*) Des Cassiodorus „Variae" d. h. mancherlei königliche Schreiben, sind eine Hauptquelle zur genauern Kenntniß Theoderichs und seiner Zeit.

deihe, muß aber zuvor von außen der Verderber abgehalten werden. Da hiezu die Römer selbst gänzlich ungeschickt worden sind, müssen die kriegsgewohnten Gothen immer fertig und geschickt zum Waffenwerk bleiben und dafür, wie schon Odoaker es angeordnet hatte, den dritten Theil der liegenden Gründe (im verödeten Italien keine große Sache) ferner behalten, wofür den Italiern das Uebrige, ohne Plakkerei und Willkühr, sicher verbleibt und der Ackerbau nun schnell wieder aufblüht. — Um mit den Nachbarn in Freundschaft zu leben, werden aber am liebsten friedliche Mittel versucht: denn der hochgesinnte, besonnenere, weitschauende Theoderich hat die Waffen nur gebrauchen wollen, um sich ein längstgewünschtes, angenehmes Reich im schönen Italien zu gewinnen, und erwägt, daß durch Mißbrauch derselben Waffen im stets ungewissen Kriegsspiel Alles auch wohl eben so leicht wieder verloren gehen könne. Allen ringsum auf ehemaligen, römischen Reichsboden seßhaft gewordenen Germanen, die er fleißig durch Gesandtschaften mit feinen Geschenken und köstlichen Briefen beschickt, ruft er wiederholt zu, daß sie, um die neuen Besitzthümer zu behalten, deutsche Kraft und Sitte bewahren und brüderlich zusammen halten und besonders mit ihm, seßhaft im Herzen des ehemaligen Kaiserthums, sich aufs Innigste vereinigen sollen. — Verträge und Vermählungen*)

wer-

*) Procopius de bello Gotthico I. 8.

werden geschlossen. Er selbst heirathet Klodwigs, des mächtigen Frankenkönigs, Schwester Audofleda; seine beiden Töchter vermählt er den Königen der Westgothen und Burgunden; seine Schwester dem Vandalenkönige Thrasemund; und seine Nichte dem Könige der Thüringer, und den König der Heruler nimmt er zum Waffensohn an. — In früheren Kriegen gefangene und in Leibeigenschaft fortgeschleppte Italier werden losgekauft, den vor Klodwigs Waffen fliehenden Allemannen theils Zuflucht in den Graubündtner Gebirgen, theils Schonung durch Fürbitte bei Klodwig verschafft (495). Land- und Meergrenzen haben Frieden.

Aber ein gefährlicher Feind, nicht nur getrieben durch eigene Eroberungs- und Herrschbegierde, sondern auch bald durch die listigen, lauernden Oströmer, welche den Germanenbund wohl noch ein Mal durch innere Zwiste zu zersprengen hoffen, erweckt, macht dem edeln Theoderich große Sorgen, — Klodwig, der Franke, sein Schwäher, so klug und kühn, wie ränkevoll und gewissenlos. Bisher zwar, da er auf neuem Thron noch nicht recht fest gesessen, hatte er Theoderichs weisen Ermahnungen zu „Freundschaft und Einmüthigkeit aller Germanen“ wohl noch Gehör gegeben, hatte, wie oben erzählt ist, die geschlagenen Allemannen (495) nicht gänzlich vernichtet, hatte auch den schon beschlossenen Angriff auf die Westgothen einstweilen eingestellt. Aber er

hatte es nicht vergessen, daß er zu dieser Waffenruhe nicht sowohl durch Theoderichs gütliche Vorstellungen eingeladen, sondern weit mehr durch eine drohende Verbindung, welche derselbe sehr staatsklug zwischen Westgothen, Burgunden, Herulern, Warinern und Thüringern, den Nachbarn Galliens, zu Stande gebracht, wider Willen gezwungen worden sey. — Die Briefe*), welche Theoderich damals durch seine Gesandten an die mit Frankreich grenzenden germanischen Fürsten hatte abgehen lassen, sind zu merkwürdig, und insbesondere zu rühmliche Zeugen seines hohen Geistes, als daß sie hier übergangen werden könnten. „Obgleich" schreibt der große König zuerst an Alerich II. (den Westgothenkönig, seinen unbesonnenen Eidam) „die zahllose Menge der Stammgenossen Vertrauen zur Kraft erweckt und obgleich große Erinnerungen an den mächtigen Attila, durch den Arm der Westgothen gebeugt, Dich erfüllen, so hüte Dich dennoch, weil Deiner Völker kühne Herzen durch langen Frieden weich geworden, diejenigen ins Schlachtfeld zu führen, welche seit so langen Jahren keine Uebung gehabt. Kampf ist ein schreckliches Ding, wenn er nicht fortwährend geübt wird; ohne stete Gewohnheit ist auch das Selbstvertrauen nicht straks da. Blinder

*) Im Anfange des dritten Buchs der „Variae" des Cassiodor.

Unwille darf uns nie hinreißen. Mäßigung, welche die Völker erhält, ist vorsichtig. Muth pflegt das, was noch steht, umzustürzen. Nur dann soll man zu den Waffen greifen, wenn der Gegner sein Ohr für die Gerechtigkeit gänzlich verschließt. Deßhalb bewillige, daß ich meine Gesandten zu dem Frankenkönige sende und daß der Freunde Rath diesen Zwist beilege. Ich wünsche nicht, daß zwischen zwei so nahen Verwandten etwas vorfalle, was einen von beiden beschädigen könnte, zumal da die Ursachen des Haders geringfügig sind und leicht beschwichtigt werden können, wofern ihr nur nicht durch die Waffen eure Köpfe erhitzt. Laß Dich nicht durch Uebelwollende, die an Anderer Schaden eine boshafte Freude haben, verhetzen. (Hiemit zielt Theoderich vermuthlich auf den verschlagenen Burgunden Gundebald, der die Westgothen mit den Franken zusammenzuhetzen wünschte, um diese durch jene zu schwächen und dann für sich selbst freieres Spiel zu haben.) Uebrigens betrachte ich Deine Feinde als gemeinsame und wer gegen Dich auszieht, wird auch mich zum Gegner haben.' — Dem Burgundenkönige Gundebald schrieb er: „Es ist mir höchst zuwider, wenn zwischen Verwandten eine Fehde ausbricht. Ihr Alle habt Beweise meiner zärtlichen Freundschaft; ich bin mit euch allen aufs Innigste verbunden; wer unter euch wider den andern ist, erweckt auch mir Schmerzen. Es ist meine Pflicht, die königlichen Jünglinge

(Klodwig und Alerich) durch Vernunft zu mäßigen. Diese glühenden Köpfe sollen Ehrfurcht gegen die Alten hegen und wissen, daß wir ihre Zwiste nicht leiden und es durchsetzen wollen, daß Niemand die Grenze überschreite. Auch strenge Worte wollen wir nicht sparen, um unsere Verwandten von Unbill zurückzuhalten. Zu diesem Behuf schicke ich diese Gesandten, die alsdann nebst denen der verbündeten Völker weiter zu dem Frankenkönige reisen sollen. Es ist hochwichtig, daß so große Könige nicht Hader suchen, wodurch nicht nur sie, sondern auch wir verwundet werden könnten; deßhalb wolle Eure Brüderlichkeit, in Vereinigung mit mir, sich bemühen, daß die Eintracht wieder hergestellt werde: denn es würde ja doch Niemand glauben, daß Jene ohne unserem Wunsch zu dieser Fehde geschritten wären, wenn man nicht sieht, daß wir vielmehr uns beeifern, die Fehde zu verhüten. (Hier giebt Theoderich dem Burgunder zu verstehen, daß er dessen Umtriebe kenne.) Eure bekannte Klugheit wird mit Gottes Hülfe das Uebrige schaffen. Einiges andere werden die Gesandten mündlich eröffnen." — Die Briefe an die Könige der Thoringer, Heruler und Guarner*) (Warner, Wariner) sind gleichlautend:

*) Heruler und Warner waren Grenznachbarn von Nordthüringen. Warner oder Warin (d. h. Wehren, Kriegsmänner, Germanen) waren Bun-

„Dem Stolz, der Gottheit stets verhaßt, muß sich allgemeine Einmüthigkeit widersetzen: denn wer ein ehrliches Volk durch ungerechte Willkühr umstürzen will, schickt sich wahrlich nicht an, auch den übrigen Gerechtigkeit zu erweisen. Es ist die schändlichste Gewohnheit, wenn Jemand nicht mehr die Wahrhaftigkeit achtet. Wenn es einem solchen glückt, in verdammungswürdigen Kämpfen den Sieg davon zu tragen, so glaubt er nun, daß auch alle Uebrigen ihm werden weichen müssen. Deßhalb schicket, noch stark durch ein gutes Gewissen und entflammt gegen verabscheuungswürdige Anmaßungen, eure Gesandten zugleich mit denen unseres Bruders Gundibald zu dem Frankenkönige Luduin, daß derselbe entweder mit Berücksichtigung der Billigkeit die Fehde mit den Visigothen (Westgothen) einstelle und das Völkerrecht ehre, oder von unserer Aller Angriff — falls er so großer Fürsten Rath verachten sollte — getroffen werde. Was sucht er denn, wenn ihm volle Gerechtigkeit angeboten wird, noch weiter? — Ich sage offen, was ich denke: Wer ohne Gesetz handeln

---

desgenossen der Angeln; die Warne im Mecklenburgschen erinnert noch an sie. Heruler oder Harlin haben wahrscheinlich den nachmaligen Darlingau (D'Harlingau) an der Grenze von Nordthüringen den Namen gegeben, so wie „Darlington" in England. Die Bedeutung des Wortes Ar ist bekannt.

will, rüstet sich, alle Reiche zu bestürmen. Es ist aber besser, daß so verderbliche Anmaßungen flugs im ersten Beginnen niedergedrückt werden, damit ohne sonderliche Mühe durch vereinte Kräfte Aller das bewirkt werde, was sonst die Einzelnen in gefährliche Fehden verwickeln würde. Gedenkt der Liebe des älteren Heurichs (Eurichs, Alerichs II. Vaters), wie reiche Gaben und wie kräftigen Schutz gegen die Befehdungen benachbarter Völker ihr stets von ihm empfangen habt. Zahlt nun an seinen Sohn den Dank, und erwägt, daß, wenn ein so großer König unterdrückt würde, ohne Zweifel auch an euch andern die Reihe kommen möchte. — Das Uebrige werden meine Gesandten euch mündlich sagen." Und nun zuletzt an Klodwig oder, wie Theoderich schreibt, „Ludvin" selbst: „Die Könige sollen durch göttliche Rechte der Verwandtschaft so zusammenwachsen, daß aus ihrer Freundschaft die erwünschte Ruhe der Völker entsprieße. Das ist eine heilige Sache, welche durch keine Gemüthsbewegungen darf verletzt werden: denn wo wäre noch Bürgschaft für Treue, wenn man den Herzen nicht mehr trauen dürfte? — Die Herren werden durch Verwandtschaft verbrüdert, damit die verschiedenen Völker in einer gleichen Gesinnung ihren Ruhm suchen mögen und damit gleichsam durch gewisse Bäche der Eintracht die vereinten Wünsche der Völker in Eins zusammenfließen. Da dem so ist, nimmt es mich Wunder, wie

Euer Gemüth durch so geringfügige Ursach hat aufgeregt werden können, mit meinem Sohn, dem Könige Alerich, in plötzliche Fehde zu gerathen, damit viele, die Euch beide fürchten, sich über Euren Zweikampf freuen mögen. (Theoderich zielt wohl auf die Burgunden und Oströmer.) Ihr beide seyd Könige der größesten Völker. Ihr versetzet Euren Reichen, wenn ihr, den Zuhetzen folgsam, Euch befehdet, keinen geringen Stoß. Möge Eure Tapferkeit nicht dem ganzen Vaterlande einen unvermutheten Schaden bringen! — denn der Könige heftiger Zorn um geringfügige Sachen bereitet den Völkern einen schrecklichen Ruin. Ich rede frei, rede, wie mein Herz es mir eingiebt. Es ist mir zuwider, gleich bei der ersten Botschaft zu den Waffen zu greifen. Aeltere Verwandte sollen lieber als Schiedsrichter auftreten. Was solltet Ihr beiden von mir denken, wenn ich an dem, was Euch betrifft, nicht den innigsten Antheil nähme? — Fern sey jene Fehde, wo einer von Euch beiden untergehen könnte! — Werft das Eisen von Euch, Ihr, die Ihr zu meiner Schmach in den Kampf rennen wollt. Als Vater, liebend Euch beide, bedrohe ich Euch beide. Derjenige von Euch, welcher — was ich indeß nicht fürchten will — solche Ermahnung verachtet, wird mich und Eure gemeinsamen Freunde wider sich haben. — Schenkt meinen Gesandten, die ich mit großen Kosten

schicke, nicht aber den boshaften Zuhetzern, Gehör. Behütet die Völker, die jetzt unter den Segnungen des Friedens erblühen, vor plötzlichem Unheil. Mir, der Euer Bestes sucht, schenkt Glauben: Denn diejenigen, welche Andere zu gefährlichen Stücken verlocken wollen, meinen es wahrhaftig nicht treu."

Durch eine so edle Staatskunst (besser, als die im 15 und 16ten Jahrhundert erfundene) suchte Theoderich die Schwerter in der Scheide zu halten, das Gleichgewicht der germanischen Staaten vor Erschütterungen zu bewahren und den Ränkemachern, besonders den auswärtigen, das Spiel zu verderben. Aber Klodwig war zu herrschwüthig, Gundebald zu schlecht, Alerich zu hitzig und unbesonnen, als daß hier auf lange Ruhe zu rechnen gewesen wäre. Ehe Theoderich sich dessen versah, war Klodwig mit Gundebald zusammengerathen (500), wozu es freilich, der alten Beleidigungen und Beraubungen wegen, welche Klotilde, Klodwigs Gemahlinn, und ihr Haus vordem von jenem schändlichen Oheim hatten erfahren müssen, nicht an Veranlassungen fehlen konnte. Und da Gundebald, zu Theoderichs höchstem Verdruß, in der Folge auch dessen unbesonnenen Eidam, den Westgothischen Alerich, in diese gefährlichen, verderblichen Händel mit hinein zu ziehen suchte, Theoderich aber, wenn es nur irgend möglich wäre, von jenem, seinem Eidam und dessen verweichlichtem Volke die fränki-

schen Streitäxte entfernt halten wollte, so nahm er nur schnell Klodwigs freundlichen Antrag an, daß sie beide sich in die Lande des Friedensstörers Gundebald theilen wollten und zwar so, daß derjenige, welcher durch Waffen die Sache am schnellsten oder etwa schon allein zur Entscheidung brächte, von dem andern durch eine Geldsumme entschädigt werden sollte. Jene Waffenehre überließ Theoderich, der sein Schwert ungern mit Burgundenblut färben mochte, dem raschen Klodwig sehr gern. Das Gothenheer langte — nach Theoderichs geheimer Anordnung — zu spät an. Das Blut war gespart; Gold, wie viel Klodwig verlangte, wurde willig gezahlt; die dafür gewonnenen burgundischen Landschaften in der Schweiz und an der Rhone dienten künftig zu einer neuen Vormauer Italiens gegen die Franken und zu einer innigern Verbindung mit den Westgothen; und Gundebald, sehr geschwächt, schien nun eben nicht mehr schaden zu können. — Aber dieser Unermüdliche sammelte wieder neues Gift. — Während (404—405) Theoderich seine Aufmerksamkeit und Waffen nach der fernen Ostgrenze seines Reiches wenden mußte, um die Gepiden, verwilderte Verwandte der Gothen, und die Bulgaren, Brüder der Ungarn, die bei Sirmisch in Pannonien eingebrochen waren, wieder zurückzutreiben, und noch außerdem gegen die Raubflotten des Kaisers Anastasius, der einen Versuch machen zu wollen schien,

ob sich nicht doch wohl noch wieder Fuß im verlornen Italien fassen ließe, eiligst Vorkehrungen treffen mußte durch eine schnellgeschaffene Seemacht; während dieser Beschäftigungen Theoderichs, welche seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen, hatte Gundebald sich in Geheim mit dem gleichgesinnten Klodwig ausgesöhnt und darüber verständigt, daß beide plötzlich über die Westgothen herfallen wollten und Gundebald dafür alles verlorne Land zurückerhalten sollte. — Und nun fallen Franken und Burgunden (507) den unverwahrten Alerich mit einmal vorwärts und seitswärts an. Theoderichs Rath, keine entscheidende Schlacht zu wagen, bevor nicht die Ostgothische Hülfe heran sey, wird nicht befolgt. Alerich verliert in übereilter, unglücklicher Schlacht Sieg und Leben. — Nun gerathen Theoderichs eigne Grenzen in eine plötzliche Gefahr. Aber er ruft seinen Gothen zu: „Brecht auf! Ihr Aeltern, geht den Jüngern mit gutem Beispiel vor! Ermuntert die Jugend zum Heerzug und gleichet den Vögeln, welche ihre Jungen durch das Schlagen ihrer Flügel aus den Nestern treiben, damit sie ihrer zarten Federn Kraft versuchen!“ — Drei Heere brachen auf. Das Eine, unter Thiot (Theudis. Theodis), stellt Ordnung und Sicherheit der westgothischen Lande in Spanien her; das Zweite unter Ibba und Tholvit, schlägt dreißigtausend Franken bei Arles aus dem Felde und

behauptet die Provence und Languedoc; das Dritte rückt den Burgunden entgegen, wirft sie aus allen Vesten an der Dûrance und über den Fluß. — Kaiser Anastasius, der in dem mächtigen Franken schon einen Vertilger aller Gothen zu erblicken vermeint und ihm schnell Krone und Purpurmantel, als einem kaiserlichen Unterkönige, (508) zugeschickt hat, muß nun wieder einlenken, mit Theoderich Friede machen und alle Kostbarkeiten des Palastes von Ravenna, die Odoaker einst in seiner Noth nach Konstantinopel gesandt hatte, zurückliefern.

Dieses ist das Ende von Theoderichs Kriegen. Die goldene Zeit seiner Völker in langer Strecke von Spanien bis Illyrien hinauf, beginnt. Friede und Friedensglück — das ist es, wonach diesen seltensten Herrscher, einen gebornen Krieger, einen mächtigen und berühmten Helden, einzig verlangt.

Was die Waffen zertrümmert haben, bauet er auf. Ravenna, der Lieblingssitz, prangt mit Meisterstücken damaliger Baukunst, wohl noch mehr aber durch den Obstgarten, welchen der friedliche Held mit eigener Hand pflegt. Auch Verona (Bern: deßhalb Dietrich von Bern des Königs Beiname) wird fleißig besucht. Gute Münze erleichtert den Handel. Die Römer mögen sich an ihren Lieblingsspielen ergötzen, obwohl solche dem ernsten Könige, als unnütz, mißfallen, und er, wie überall, Mäßigung und Ordnung dabei will gehalten wissen.

Durch Erlaß der Abgaben bei Bedrängnissen, durch Gerechtigkeit der Richter, durch Milde der Statthalter, durch strengstes Verbot aller Ungebühr, durch Getreidesendungen nach nothleidenden Gegenden, durch freien Handelsverkehr heilt er die seit langer Zeit blutenden Wunden. Gewissensfreiheit und gleiche Rechte beglücken, obwohl die Katholiken dieser Duldsamkeit nicht hold sind, alle Religionspartheien: „Denn" sagt er „wir können keine Religion gebieten, weil Niemand kann gezwungen werden, gegen seine Ueberzeugung zu glauben." Und so bleibt, aus Ueberzeugung, er selbst Arianer, obschon die Staatsklugheit Uebertritt zu den Katholiken forderte. — Der Gang der Rechtspflege, meistens von römischen Obrigkeiten und gewissen römischen, vom Könige (500) gutgeheißenen Grundsätzen verwaltet, ist rasch, unpartheiisch und Berufung auf den König steht Jedem frei. Seine besondern Gewohnheiten und Gesetze behält aber neben dem noch immer Gothe, wie Römer. Der Sittenverderbniß wird kräftig entgegengearbeitet; Leben, Freiheit, Eigenthum vor Willkühr geschützt; den Zweikämpfen, dem Unfug trotziger Kriegsleute, den Plackereien der Machthaber wird gesteuert. „Ich bin zufrieden" erklärt er den Vorstehern seiner Güter „mit dem, was vormals aus demselben gewonnen worden ist. Ich verbiete euch, irgend Jemand in seinen Besitzungen zu stören, unter dem Vorwande, oder in der Absicht, die mei-

nigen zu vermehren.“ Auch unterwirft er seine Güter sowohl den gewöhnlichen, als den außerordentlichen, öffentlichen Lasten und Abgaben. — Allgemeine Sicherheit wird je länger je mehr einheimisch, obwohl er, der Fremde unter Römern, die sonst üblichen geheimen Auflaurer abgeschafft hat: „denn solche Menschen“ sagt er „vermaledeie ich aufs Aeußerste.“ Die beste und mindest kostbare Sicherheitspolicei sucht er in dem Bewußtseyn seiner Kraft und Redlichkeit, und in der Liebe des Volkes zu einem Fürsten, der das Glück der Beherrschten zu dem Ziel aller seiner Wünsche und Bestrebungen macht. — Damit des Friedens Ruhe und Anmuth beschirmt bleibe, werden die Gothenkrieger unabläßig geübt, die Tapfersten und Geschicktesten, vornehmlich bei dem Glanz der jährlichen Waffenspiele in Ravenna, herrlich belohnt, aber stets ihnen zugerufen: „die Hütte, das Saatfeld, die Wiese sind unverletzlich; nur eine von Allen anerkannte Ruhmwürdigkeit macht euch mir angenehm. Glänzet jetzt im Frieden durch Gerechtigkeit und Milde, wie vordem in den Schlachten durch Heldenthaten: denn eure Schilder sind euch gegeben, den ruhigen Bürger damit zu decken, nicht aber zu Boden zu drücken.“ Der Sold wurde richtig ausgezahlt, die Lebensmittel pünktlich geliefert: „denn“ sagt Theoderich „es ist unmöglich, in einem Heere, das Hunger leidet, Ordnung zu erhalten.“ Damit die Beherbergung der Krieger auf

ihren Zügen binnen Italien Niemanden zu schwer falle, war Niemand davon frei, selbst des Königs eigne Güter nicht.

Traurig, daß, nach so heiterem Morgen und Mittag, wir den Abend des großen Theoderich durch Widerwärtigkeit getrübt sehen!

Ohngeachtet beispielloser Mäßigung gegen Ueberwundene; ohngeachtet heiliger Bewahrung römischer Rechte und Verfassung*); ohngeachtet der mildesten Duldung der Verdammungssüchtigen Gegner seines Glaubens, der Katholiken; ohngeachtet der Ehre, welche er würdigen Bischöfen dieser Gegenparthei allezeit wiederfahren ließ; ohngeachtet des Zutrauens, welches er ihnen in höchst wichtigen Angelegenheiten schenkte, und ohngeachtet der Geneigtheit, ihre Wünsche und Gesuche zu erfüllen, ihre Kirchen zu schmükken, ja, die Verbreitung ihrer Religionssätze überall, selbst bis in sein eignes Haus, wo seine Mutter zu ihnen übertrat, zu gestatten*), regte dennoch, als der König sich dem Grabe nähert, in der katholischen Kirche, wie im römischen Senat, von dummem weltlichem und geistlichem Hochmuth hervorgerufen, sich immer merklicher und kecker ein böser

---

*) s. Versuch über die Regierung der Ostgothen in Italien ꝛc. von Professor G. Sartorius. Hamburg 1811.

Geist des Verraths; ein frevelhaftes, unsinniges Trachten, die Verbindung mit den oströmischen Kaisern — meistens nichtswürdigen Emporkömmlingen aus allerlei Volk — wieder herzustellen, um — das gerettete Italien von neuem zu verderben. Doppelt schmerzhafte Erfahrung für Theoderich, da jetzo, wo es mit ihm selbst sich zum Ende neigt, ein früher Tod ihm (515) den Amaler Euterich, seiner holden, hochgeliebten Tochter Amalasuenta (d. i. Amalermaid) Gemahl, einen herrlichen Jüngling, auserkohren und auch fähig, die Ehre und Macht der Gothen zu bewahren, entführt, und nun ein noch unmündiger Enkel — Athalrich — auf neuerrichtetem, gefahrvollen Throne, unter lauernden, neidischen Nachbarn und falschen Unterthanen, ohne Schutz zurückbleiben solle. —

Im römischen Senate selbst kommen Männer, wie Symmachus und Boëtius, die gelehrtesten, beredtsten, vornehmsten und bisher von dem Könige mit Gunstbezeugungen überhäuft, durch unvorsichtiges Eifern für Vorrechte des Senats, altes Römerthum und katholische Rechtgläubigkeit in schweren Verdacht, daß sie es mit ihrem Könige, der kein Römer und kein Katholik ist, wohl eben nicht ehrlich meinen; und da der oströmische Kaiser zu derselben Zeit (532) Verdammung und Verfolgung der arianischen Ketzer ankündigt und die Römer ihre große Freude darüber wenig ver-

bergen, wird Theoderich, ohnedem schon unmuthig, zuletzt so zornig gegen die Undankbaren und Unverbesserlichen, daß er peinlich Gericht über jene Senatoren, als sie eines verrätherischen Briefwechsels mit Konstantinopel angeklagt werden, halten, ihnen die Köpfe vor die Füße legen, den römischen Bischof ins Gefängniß stecken und den Römern die Waffen abnehmen läßt. — Um dann zur Erhaltung des Gothenreichs für die Folge noch vorzukehren, was er kann, ruft er die Grafen und Vornehmsten seines Volks noch einmal feierlich zusammen, bestimmt die Rhone zur Grenze zwischen den Westgothen unter seinem Enkel Amalrich, (dem er den Feldherrn Thiod als Stütze zugesellt) und zwischen den Ostgothen unter seinem zehnjährigen Enkel Athalrich, setzte dessen Mutter Amalasuenta zur Vormünderinn in Italien ein, ermahnt die Gothen ihren König zu ehren, Roms Senat und Volk zu lieben und des morgenländischen Kaisers Gunst sich zu erhalten*), und schließt dann (am 30sten Aug. 526) die müden, trüben Augen.

O der Unvollkommenheit aller menschlichen Dinge, da selbst der von Allen bewunderte, der von Allen glücklich gepriesene, der in allen Liedern der Dichter gefeierte Mann des Jahrhunderts, da auch der

*) Jornandes Kap. 15.

der große Dietrich von Bern sein graues Haupt mit Kummer in die Gruft senken muß!

Wir schließen mit folgender Schilderung eines Zeitgenossen*): „Seine Sitten sind von der Art, daß auch der Neid, welcher den Herrschern aufzulauern pflegt, ihnen ihr Lob nicht würde rauben können."

„Seiner Gestalt nach ist er von tadellosem Wuchs, von mehr als mittlerer Größe, rundem Oberhaupt, offner, nach dem Scheitel zurückgebogener Stirn, gekräuseltem Haar, starken Augenbraunen, freiem Nacken. Die Ohren werden, nach gothischer Sitte, von den herabfallenden Locken bedeckt. Die Nase ist schön gebogen, die Lippen sind fein, der Mund ist nicht breit, der Backenbart stark, der untere Theil des Gesichts durch die Scheere glatt gehalten. Kinn, Kehle, Hals sind wohlgerundet, aber nicht fett. Die Haut ist weiß und oft von jugendlicher Röthe angeflogen, aber nicht durch Zorn, sondern edle Schaam. Die Schultern sind breit, die Muskeln stark, die Arme hart, Brust und Hände

---

*) Der Aufsatz „Sidonius Agricolae suo S. — De Theoderico Rege Gothico p. 181." in der von Vulcanius veranstalteten Sammlung germanischer Geschichtsquellen. Lugduni Batav 1597. 8.

breit, der Leib schmal, die Seiten durch hervorschwellende Muskeln rundlich, die Hüften wie hörnern, die Flechsen der Kniebeugen straff, die Wangen ohne Runzel, die Waden stark und der Fuß, der diese mächtigen Glieder trägt, fein.

„Die tägliche Lebensart ist diese: Der König besucht den Frühgottesdienst seiner Geistlichen mit geringem Gefolg, aber großer Emsigkeit, jedoch wohl, da es ganz still dabei hergeht, mehr der Gewohnheit, als des geistlichen Genusses wegen. Der übrige Theil des Morgens ist den Reichsgeschäften gewidmet. An seinem Sessel steht der Waffenträger. Die übrigen Trabanten in Pelzen werden zugelassen, damit sie doch auch da seyen, müssen aber draußen bleiben, damit sie kein Geräusch machen. Dann werden die Gesandtschaften der Völker vorgelassen, denen der König kurze Antworten ertheilt. Wenn etwas verhandelt wird, läßt er Zeit; wenn etwas angeordnet wird, ist er rasch. — Kommt nun der Mittag heran, so steht er auf und besucht die Schatzkammer oder die Ställe. — Geht er auf die Jagd, so hält er es unter seiner königlichen Würde, den Bogen an die Seite zu knüpfen. Ein Knabe legt ihm denselben, wenn ein Vogel oder Wild gezeigt wird, in die zurückgebogene Hand, aber noch nicht gespannt: denn solchen Dienst anzunehmen, hält er für weibisch. Er selbst spannt den Bogen, legt den Pfeil auf, zielt und was du ihm zeigst, das er treffen soll, trifft er.

„Wenn er zum Mahl kommt, was übrigens an gewöhnlichen Tagen nicht anders ist, wie bei jedem Gothen, trägt kein ächzender Dienerschwarm blinkendes Silbergeschirr auf den Tisch. Das Hauptgewicht liegt hier in den Worten, weil entweder nichts gesprochen wird, oder Ernstes. Gedrehte Geschirre und purpurnes Gedeck, oder auch von feiner Leinwand, siehst du hereintragen. Durch gute Kochkunst, nicht durch Kostbarkeit gefallen die Speisen. Durch Niedlichkeit, nicht durch Gewicht zeichnen sich die Gerichte aus. Die Becher werden so sparsam dargereicht, daß eher der Durst sie suchen, als die Ueberfüllung sie zurückweisen möchte. Kurz, du siehst hier griechische Eleganz, gallische Fülle, italische Geschwindigkeit, öffentliche Pracht, häusliche Sorgsamkeit, königliche Sittigkeit. — Von dem Luxus an festlichen Tagen sage ich nichts; der ist männiglich bekannt. — Ich kehre zu der Schilderung der Lebensordnung zurück. — Nach dem Mahl gestattet sich der König zuweilen ein Schläfchen, aber nur kurz. Fällt ihm zuweilen einmal ein, im Brett zu spielen, so ergreift er die Würfel rasch, betrachtet sie sorgfältig, schüttelt sie scharf, wirft sie schnell, ruft ihnen Scherzworte nach, wartet geduldig. Bei guten Würfen schweigt er, bei schlechten lacht er; unwillig wird er nie, sondern er philosophirt gern über beide Arten von Würfen. Er treibt das Spiel, wie einen Krieg. Siegen will er nur. Wenn er spielt, läßt er den

königlichen Ernst einstweilen bei Seiten, muntert zum Spiel auf, zu Freiheit, zu munterer Unterhaltung. Ich will sagen, was ich denke: Er fürchtet sich, gefürchtet zu werden. — Es ergötzt ihn, wenn der Besiegte in Bewegung geräth; erst dann glaubt er, daß der Andere ihm das Feld geräumt habe, wenn dessen Galle ihn seines Sieges versichert hat. Und diese seine Erheiterung begünstigt oftmals den guten Erfolg in den bedeutendsten Sachen: denn alsdann öffnet sich bei ihm für Bitten, die lange schiffbrüchig umhergeworfen sind, der Hafen einer schnellen Gewährung. Darum lasse ich mich sehr gern von ihm besiegen, weil durch Verlust des Spiels ich meine Sache gewinne.

„Nach drei Uhr Nachmittags wälzt sich die Flut der Regierungsgeschäfte wieder heran und brauft bis zur Abendtafel rastlos fort. Dann tragen zuweilen, aber selten, Mimen ihre Witze vor, doch so, daß keiner der Gäste durch scharfe Stiche verletzt werden darf. Musik und Gesang vermischt man: denn der König liebt nur die Klänge, welche die Tugend fördern und den Geist ergötzen, wie der Gesang das Ohr. Wenn er aufgestanden ist, so bezieht seine Leibwacht (aulica cafa) ihre Posten für die Nacht und steht während der Stunden des ersten Schlafes an den Zugängen des königlichen Hauses.“

Das Reich der Ostgothen in Italien, wie groß und herrlich durch die Zaubermacht von Theoderichs

Schwert und Zepter es auch plötzlich vor uns erschienen seyn mag, hatte nicht lange, nicht einmal volle funfzig Jahre nach dem Hinscheid seines großen Stifters bestehen können: denn da die Bestandtheile dieses schimmernden Gebäudes, eines Theils die Herrscher, die Gothen, und anderes Theiles die Beherrschten, die Römer, keinesweges innig zusammengefügt, sondern vielmehr einander widerwärtig waren und blieben, wie schon oben gemeldet ist; so durfte nur ein starker Stoß von außen hinzukommen, und der Bau, welchen keine innere und innige Verbindung zusammenhielt, mußte zusammenstürzen, wenn auch schon einzelne, gewaltige Arme, wie die der zwei letzten Ostgothenkönige, der herrlichen Helden Totilas und Tejas, ihn so lange zusammenzuhalten strebten, bis sie selbst von den Trümmern zerschmettert wurden.

Aber wie die oströmischen Kaiser, Justinian I. und Justin II., wohl noch Mauerbrecher gehabt hatten, Belisar (Welser) und Narses, um den neuen, lockern Gothen-Bau in Italien (535—553) niederzuwerfen, so fehlte es ihnen doch gänzlich an edlen Eigenschaften und an Geschick, um nun auf dem wiedergewonnenen Boden ein eigenes, besseres, festeres Gebäude zu errichten, was gegen die nahbevorstehenden, neuen Anläufe der rastlosen Römerfeinde, der Germanen, Stand halten könnte. Vielmehr begingen sie zur ewigen Schande ihrer Na-

men dieselben Fehler von neuem, durch welche sie früherhin das westliche Reich verloren hatten: denn sie versäumten es gänzlich, durch die Herzen der Unterthanen ihrem Throne die einzig-sichere Befestigung zu geben, und ließen sich fortwährend von dem verderblichen Wahn bethören, daß die Fäuste der Soldaten die besten Stützen der Thronen sey. Sie bedachten nicht, daß wenn nur Faustgewalt entscheiden sollte, der Vortheil sich bald wieder auf die Seite der kräftigern Germanen wenden würde. — Und diese waren schon im vollen Anzug: diesmal nämlich die Longobarden, dieser kühne, wanderungslustige Zweig des großen Suevenastes.

Nach Tacitus Bericht waren die Longobarden im innern Germanien (secretiora Germaniae), an der Mittelelbe, seßhaft und verbündet mit Armin gegen Marbod*); aber dieses gilt nicht von Allen; denn schon funfzehn oder sechszehn Jahre früher (3 nach Christo) hatte Tiberius, nachmals Kaiser, bei seinem Vordringen an die Elbe einen Theil der dortigen Germanen zur Flucht nach dem rechten Elbufer gezwungen, einen andern aber gefangen genommen, mit sich geführt und in die Rheinlande und Gallien verpflanzt. Dieses seyen Sicambern und Sueven gewesen, schreibt Sueton (in der Lebens-

*) s. deutscher Plutarch, 1. Abthl. n. A. Seite 130.

geschichte des Augustus, Kap. 21.). Daß man aber unter diesen Sueven hier hauptsächlich „Longobarden“ verstehen mußte, erhellet aus dem Bericht des späteren Ptolemäus, der in der Mitte des zweiten Jahrhunderts nach Christo suevische Longobarden und Lakkobarden (verschiedene Aussprache desselben Namens) zwischen dem Rhein und dem Schwarzwalde, dann auch an der Hase in Westphalen und nicht minder an der Elbe findet, so wie denn auch die Peutingersche Tafel, aus dem dritten Jahrhundert nach Christo, den Longobarden unter ihren Brüdern, den Vandalen, im Osten der Elbe Wohnsitze anweiset. Aus diesem Allen erhellet, daß durch den Römersturm, zu der Zeit der Geburt Christi, die Longobarden zersprengt und nachher in einzelnen Haufen an mehreren Orten seßhaft geworden, vielleicht zum Theil auch wohl nördlich nach Skandinavien ausgewandert seyn. In der Folge mögen sie, wie die fortlaufende Geschichte ahnen läßt, sich wohl wieder zu einem Volk gesammelt haben. Und wo die Römer und Griechen den Faden dieser Geschichte fallen lassen, nehmen eigene, germanische Geschichtsschreiber ihn wieder auf, für die Longobarden insbesondere „Paul Warnefried,“ selbst ein Longobarde, Diaconus an der Kirche zu Friuli, Kanzler des letzten Longobardenkönigs Desiderius und gestorben 799 im Benedictinerkloster auf dem Berge Casino. Geschöpft hat er seine Geschichte theils aus

alten Sagen und Liedern der Seinigen, theils aus einer uns verloren gegangenen Geschichte der Longobarden, welche zwei Jahrhunderte früher der gelehrte Secundus zu Trident geschrieben hatte. Er erzählt, daß in alter Zeit (man kann etwa das Jahr 300 nach Christo annehmen, wenn man die Jahre der genannten Häuptlinge je auf dreißig anschlägt) eine starke Schaar Jünglinge aus Mangel an Lebensmitteln hätten aus Skandinavien (oder Schatanavien, wie Fredegar sagt) ausziehen müssen, um unter ihren Führern Ibor und Ayo, nach alter Sitte*), neue Wohnsitze aufzusuchen. Sie hätten anfangs „Winili (Vandalen)" geheißen und den Namen Longobarden erst nachmals angenommen. (Die Longobarden gehörten aber zu den Vandalen, weßhalb mit beiderlei Namen wohl, nach Umständen, gewechselt werden konnte). Nachdem sie auf der Ostseeküste (welche Paul Warnefried „Scoringia" nennt; Score heißt im Altsächsischen „Gestade;" im Englischen Shore) einen Kampf mit den dortigen Vandalen bestanden, hätten sie sich westwärts nach Mauringia (Moorland; die Küstenniederungen von Mecklenburg bis Holland) wenden wollen, wären aber bald wieder umgekehrt und eine Zeitlang auf Gothland

*) s. deutscher Plutarch 1. Abthl. u. A. Seite 5 u. 8.; und 2. Abthl. bei Hengist. Auch Strabo, B. 7. wo er von den Elbanwohnern redet.

geblieben. Als um diese Zeit ihre alten Führer gestorben wären, hätten sie Ayos Sohn Agelmund, aus dem edlen Geschlecht der Gunginken (vielleicht von Gun oder Gund d. i. Mann. Held) zu ihrem ersten König gewählt und wären unter diesem nach Süden bis an die Grenzen der Bulgaren (an der Niederdonau) gezogen, wo sie unter dem folgenden Könige Lamissio durch sieghafte Waffen Sitze gewonnen hätten. Hier hätte Lechu vierzig Jahre über sie geherrscht. Dann wären sie unter dessen Nachfolger Gudehoc die Donau aufwärts gezogen und hätten sich unter Gudehocs Sohne Claff und Enkel Tato, nach Besiegung der Heruler (492) in den Blachfeldern des innern Deutschlands niedergelassen. (Dieses möchte wohl die Zeit seyn, wo das ganze Volk wieder zusammengetreten ist, wenn es nicht schon früher geschehen seyn sollte.) Unter Tato's Neffen Wacho (welchen Prokop von Cäsarea Vaces nennt) hätten sie mit den Sueven siegreich gekämpft und (wie Prokop hinzufügt) 539 einen Bund mit dem oströmischen Kaiser Justinian geschlossen. Unter Wacho's Sohne Wather hätten sie sieben Jahre geruhet; wären dann aber unter dem folgenden Könige Audoin aus Deutschland nach Ungarn (Pannonien) abgezogen, wo (wie Prokop erzählt) Kaiser Justinian, um sich ihrer Hülfe gegen die Ostgothen und die andern benachbarten Germanen zu bedienen, sie mit Sitzen am

Donaufer und reichen Geschenken begabte. — Und von hieraus haben sie dann endlich ihre merkwürdigen Züge nach Italien begonnen.

Anfangs war nur ein einzelner Heerhaufe von ihnen zu dem oströmischen Feldherrn Narses gestoßen, hatte die Niederlage des vorletzten Ostgothenkönigs Totilas (552) in den Apenninen Tusciens vollenden helfen und war dann mit lockenden Nachrichten von dem schönen Italien nach dem wilden Pannonien zurückgekehrt. Als aber derselbe Narses, da er von dem neuen, oströmischen Kaiser Justin II. mit Undank belohnt wurde, aus Rache gegen Rom und Konstantinopel die Longobarden einlud, nach Italien zu kommen und sich unter Weinstöcken und Oelbäumen zu lagern, brachen sie unter Audoins Sohne Alboin (Alwin; d. i. Allgewinner) am 1sten April 568 mit Weibern, Kindern und Heerden nach dem schönen Lande, welches sie schon kennen gelernt hatten, voll Freuden auf. Große Schaaren aus den benachbarten Völkern, die Lust hatten, das Abentheuer bestehen zu helfen, schlossen sich an. Unter diesen Waffenbrüdern sind die merkwürdigsten: Zwanzigtausend Sachsen, die Alboin zu diesem lustigen Zuge ganz eigens einladen ließ, als (nach Paul Warnefrieds Bericht) „alte Freunde," woraus denn erhellt, daß die Longobarden in Pannonien ihre alten Sitze an der Elbe, in der

Nachbarschaft der Sachsen, noch keinesweges vergessen hatten.

Da sich der Exarch Longinus, der feige Nachfolger des tapfern Narses, aus Furcht vor den grimmigen Longobarden hinter der Mauer von Ravenna verkrochen hatte, eroberte Alboin das obere Italien (seitdem Lombardei) mit Ausnahme einiger festen Plätze, fast ohne Mühe. Doch wäre beinahe durch dieses Helden frühen Tod und durch seines Nachfolgers Cleph (oder Claff) eigenwillige und strenge Herrschaft der neue Bau schon wieder zum Umsturz gebracht worden: denn die dreißig edelsten Häuptlinge oder Herzöge unter den Longobarden (wie es dergleichen Adelinge auch unter andern germanischen Völkerschaften gab) wollten, nach Cleph's Absterben, keinen neuen König wieder erwählen, sondern lieber Alle, ein Jeglicher in seinem Bezirk, Könige seyn und nach freier Lust daselbst schalten und walten. Nur dann, wann von außen her Gefahr drohte, wollten sie zusammentreten und Alle für einen Mann stehen. — Mit diesem Bundesstaat hatte es indessen nicht lange Bestand. Ein wüstes, gesetzloses Unwesen, dem Gemeingeiste und der Gesammtkraft — den beiden Hauptstützen eines jeglichen Staates — verderblich, riß ein. Die Unterthanen wurden von manchem dieser Herzöge über die Maaße gedrückt und die Liebe zum ganzen Volke und Reiche in ihnen ausgelöscht; andere Her-

zöge, kühne und räuberische, unternahmen verwegene und wilde Raubzüge in das benachbarte Frankreich, opferten die besten Krieger ihrem Eigennutze auf und zogen dem ganzen Volke einen neuen Feind über den Hals, die furchtbaren Franken, wahrlich zur ungelegensten Zeit, da noch die Byzantiner in vielen festen Plätzen, in Ravenna und Rom lauerten und das mittlere und untere Italien inne hatten. Denn da in dieser Zeit jeder einzelne Herzog nur seinem besondern Nutzen nachging, so hatte weiter kein gemeinschaftlicher Angriff zu gänzlicher Austreibung der Byzantiner und zur Vollendung der Sicherheit des neuen Reiches statt finden können.

Diese Unklugheit der Longobarden war dem damaligen oströmischen Kaiser Moritz auch keineswegs entgangen. Er hatte hurtig den Beschluß gefaßt, die neuen, unbesonnenen Ansiedler in ihrer Vereinzelung von mehreren Seiten her zu überrumpeln und geschwind wieder auszutreiben. Er verstärkte nicht nur seine Besatzungen in Italien, sondern regte (582) durch Gesandte, Hülfsgelder und feierliche Zusagen starker Heerschaaren auch die beleidigten Franken auf, an den Longobarden für die früheren Raubzüge nun eine blutige Rache zu nehmen. Auch Pelagius, der römische Bischof, schrieb, (581) im Einverständniß mit dem Kaiser, an den französischen Bischof Auracor von Auxerre, er möchte suchen die fränkischen Könige von der Freundschaft

und Verbindung mit den lasterhaften Longobarden, den Römerfeinden, abzuziehen, damit, wenn die Zeit der Rache käme, welche er in kurzer Zeit von der göttlichen Barmherzigkeit erwarte, die Könige der Franken nicht ebenfalls ihren Antheil daran erhielten.“ Dieser Brief und jene Geschenke hatten auch die Wirkung, daß Childebert II., der mächtigste der damaligen zwei Frankenkönige, dem aus Mailand nach Genua entflohnen Bischof Laurentius auftrug, dem oströmischen Exarchen Smaragd in Ravenna zu melden, daß nächstens ein fränkisches Heer gegen die Longobarden ausziehen werde, weßhalb auch er selbst sich zum Losschlagen fertig halten möge.

Da gingen — wie bei den Deutschen, wenn sie in Noth gerathen, immer zu geschehen pflegt — den Herzögen die Augen auf. Sie wurden inne, daß vereinzelt, wie sie jetzo da standen, sie bei heftigen Anfällen einer nach dem andern fallen und dann durch ihre Schuld es mit der Macht und Ehre des longobardischen Namens gar aus seyn werde. Um dieses Unglück zu verhüten, faßten sie einen raschen und löblichen Beschluß, nicht länger an die besondern Vortheile der Einzelnen, sondern einzig an die Wohlfahrt des Ganzen, mit Aufopferung des eigenen Nutzens, denken zu wollen, dem Ganzen die gesammten Kräfte zu widmen und, weil die verschiedenen Glieder doch am besten durch ein gemeinsames

Haupt verbunden und gelenkt würden, — wieder einen König über das Ganze zu wählen und zu setzen. Damit aber unter ihnen, den Herzögen, selbst durch Vorzug eines Einzelnen aus ihnen nicht neuer Zwist erwüchse, erkohren sie Niemand aus ihrer Mitte, sondern huben des letzten Königs, Kleph*), Sohn:

Authari ch,

einen wohlgesinnten und ritterlichen Jüngling, auf dem Schilde empor und riefen ihn zum König der Longobarden aus.

Damit der neue König sein hohes Amt auch mit dem gehörigen äußern Anstande führen könne, trat

---

*) Kleph d. i. Speer oder Degen (im Altsächsischen oder Deutschen Glefe; im Englischen glave; im Französischen glaive. — Wir wiederholen die Bemerkung, daß unsre Ahnen sowohl Personen, als Völkerschaften gern nach ihrer Haupt- und Lieblingssache, der Waffe, benannt haben: Daher werden auch wohl die Longobarden selbst ihren Namen von ihrer Lieblingswaffe, den langen Barten oder Streitärten (unsern Hellebarden) entlehnt haben, welche im Isländischen „Lakkebarden" heißen. Die Aussprache „Lakke" für „Lango" kommt bekanntlich auch bei Ptolemäus vor; und Strabo spricht aus „Lanko." — Authari ch bedeutet: Güter-reich. Aud oder Od heißt: Gut; Vermögen. Die Worterklärungen, welche Hugo Grotius in seiner Historia Gotthorum etc. giebt, sind meistens unrichtig.

jeder der Herzöge die Hälfte seiner Einkünfte ab, um daraus das künftige Krongut zu bilden. Die übrigbleibende Hälfte sollte aber der Herzog auf seine männlichen Nachkommen vererben können.

Der Herzöge hochherziges, staatskluges, patriotisches Werk wurde durch den glücklichsten Erfolg gekrönt. Der junge Fürst, wohl erwägend, daß er zuvor den Rücken sichern müsse im Süden, gegen die lauernden Byzantiner in Ravenna und überhaupt am Po, ehe er es mit den furchtbaren Franken vorwärts im Norden und Westen aufnehmen könne, sammelte schnell den ganzen Heerbann, stürmte plötzlich gegen den Po, und führte (585) die ersten Streiche gegen den gefährlichen Drothulf, einen gebornen Allemannen, der von den Longobarden zu den Byzantinern übergegangen war, in der Feste Brescello oder Berfello (zwischen Parma und Reggio) am Po saß und von dort aus die benachbarten Städte und Läger der Longobarden rastlos beunruhigte. Brescello fiel, wurde der Erde gleich gemacht und Drothulf mußte sich nach Ravenna hinretten. Da aber eben Brescello, welches ein Haupt-Waffenplatz und Rückhalt der Byzantiner bei dem bevorstehenden Kriege gegen die Longobarden hatte seyn sollen, nun verschwunden war, und jetzo Ravenna selbst an die Reihe kommen sollte, verlor Smaragd den Muth, bot einen dreijährigen Waffenstillstand an und erhielt den gern zugestanden, weil Authari ch

schon wußte, wozu er diese erwünschte Frist benutzen wollte. Er ging nun sogleich mit aller Kraft und feurigem Eifer daran, sein Königreich durch innere Ordnung in geistlichen und weltlichen Dingen bestens zu stärken und zu befestigen. Was hiebei das Wichtigste war: Er gab, den Seinigen mit herrlichem Beispiel vorleuchtend, dem Wodan Abschied und huldigte dem Gott der Christen, stiftete Kirchen und Schulen und steuerte durch scharfe und fromme Gesetze den heidnischen Greueln, wodurch bisher Land und Leute verdorben worden waren, dem Rauben, Morden, Ungebührtreiben und liederlichen Lasterleben. — Nachdem er dieses Höchste und manches andere Löbliche für die innere Wohlfahrt zu Stande gebracht, wandte er seinen Fleiß auch auf die auswärtigen Angelegenheiten, und zwar besonders darauf, wie er sich mit den bösen und gefährlichen Franken vertragen möchte: denn er hatte bereits von ihrer Feindseligkeit sehr bittere Erfahrungen machen müssen. König Childebert II. war für funfzigtausend Goldkronen, die ihm Kaiser Moriz gezahlt hatte, im Frühjahre 586 durch die Alpen in Italien eingebrochen und hatte große Verheerungen angerichtet. Da aber Authario sein Heer noch nicht für geübt genug gehalten, um sich mit den furchtbaren Franken im freien Felde zu messen, hatte er den Herzögen Befehl gegeben, alle Mannschaft, auch alle Heerden und Vorräthe hinter den Mauern der festen Plätze

in

in Sicherheit zu bringen. Das wirkte. Die Franken mußten, je übler sie wirthschafteten, desto eher hungern; die Byzantiner in Ravenna rührten sich nicht gegen die Longobarden, vielmehr war Smaragd mit einigen mächtigen Bischöfen seiner Parthei über manche theologische Lehrsätze in Zwist gerathen; da wurde Childebert ungeduldig und verdrießlich, und als Autharich ihm in dieser Stimmung eine sehr große Summe anbieten ließ, wenn er abziehen wollte, griff er geschwind zu*). So wurden die Longobarden für diesmal der Franken los. Aber schon im folgenden Jahr (587), abermals vom Kaiser Moriz aufgeregt, kamen sie wieder, kehrten aber eben so schnell um, als sie angerückt waren, weil unterwegs der eine Theil des Heeres, die Allemannen, mit den Franken sich verunwilligt und einer auf den andern losgeschlagen hatte: denn diese hatten jene beschuldigt, daß sie sich zu viele Freiheit herausnähmen, und jene wiederum hatten sich beklagt, daß die Franken ihnen mit unerträglichem Stolze begegneten und wie Knechten Gesetze vorschreiben wollten. Da nun Jeder befehlen, Nie-

*) Nach der in Baronius Kirchengeschichte angenommenen Zeitrechnung fällt Childeberts Feldzug in das Jahr 584 und Autharichs Eroberung Berfello's soll erst nach dem Abzuge der Franken sich ereignet haben.

mand aber gehorchen wollte, war das ganze Heer in Wirrwarr gerathen und hatte sich, da unterdeß die Longobarden herangekommen, nur noch so eben durch einen schnellen Zurückzug retten können.

Der Waffenstillstand mit den Byzantinern war jetzo abgelaufen. Authario war auch während desselben zwar nie ganz sicher vor diesen falschen Leuten gewesen und hatte die größte Sorgfalt anwenden müssen, sie, während der Frankeneinfälle, von diesen abgeschnitten zu erhalten; aber jetzo nahm die Gefahr zu. Deßhalb beschloß er, abermals seine Waffen gegen sie zu wenden, in der Hoffnung, daß es ihm gelingen werde, durch kräftige Streiche sie wieder für eine Zeitlang lahm zu legen. Damit er aber unterdessen vor den gefährlichen Franken sicher wäre, knüpfte er mit König Childebert II. eine Unterhandlung an und warb durch Gesandte, die zugleich ungemein kostbare Geschenke überbrachten, um Klotosvinden, des Königs Schwester. Während er hiedurch die Franken, wenigstens für den gegenwärtigen Augenblick, beschwichtigte, stürmte er rasch mit zwei Heerhaufen gegen die bösen Laurer und Anhetzer, die Byzantiner, los. Mit dem einen dieser Heerhaufen überrumpelte Herzog Ewin die Istrier jenseit des adriatischen Meeres, von welchen der Exarch in Ravenna seine meisten Hülfsvölker zu Wasser erhielt. Die Istrier hatten kaum die Schärfe der Lon-

gebardenwaffen geschmeckt, als sie schon alles Gute versprachen, um Frieden flehten und ihn auch erhielten. Den andern Heerhaufen führte Autharich selbst gegen einen der schlimmsten Schlupfwinkel der Byzantiner, gegen eine befestigte Insel im Comer-See, woselbst ungeheure Schätze aufgehäuft lagen. Er bestürmte sechs Monate lang diese Insel mit so rastlosem Nachdruck, daß endlich Francio, der Befehlshaber, sich nicht länger halten konnte und gegen freien Abzug diesen wichtigen Platz sammt allen Reichthümern dem Könige übergab. Großes Glück für den wackern Autharich, daß ihm diese Unternehmungen so schnell gelungen und dadurch seine Völker ermuthigt und mit unbegrenztem Vertrauen zu ihrem Führer erfüllt worden waren! — Denn die Freundschaft mit den unzuverlässigen Franken neigte sich schon wieder zum Ende. Pabst Gregor, der Große, zu Rom, und Kaiser Moriz zu Konstantinopel ließen nicht nach mit Vorstellungen, Geschenken und Versprechungen, bis sie König Childebert II. dahin vermocht hatten, daß er das Verlöbniß seiner Schwester mit Autharich widerrief und dagegen dem Pabste und dem Kaiser versprach, daß er die Longobarden aus Italien jagen wolle, falls der Kaiser auch mit seiner Macht nachdrücklich helfen werde. Und dieser setzte darauf, um seinen ernstlichen Willen zu zeigen, sogleich den feigen und unthätigen Exarchen Smaragd in Ravenna ab und

einen neuen, tapferern, den Romanus, an dessen Stelle (588).

Auch fiel gestraks ein wildes, fränkisches Heer, ein wüstes Gemisch von Raubschwärmen aus verschiedenen Völkerschaften, welche damals dem Banner der Merowingischen Fürsten folgen mußten, in Italien ein. Aber Authario, der eben aus dem glücklichen Feldzuge gegen die Byzantiner heimkehrte und sein freudiges Heer noch bei einander hatte, beschloß, dieses Mal den Franken im offenen Felde entgegen zu gehen und sie nachdrücklich zu belehren, daß, wer sich gegen ihn erkaufen lasse, einen schlechten Handel gemacht habe; auch ließ die Schmach, welche ihm Childebert durch Verweigerung der verlobten Braut angethan, sich nur durch Blut abwaschen. So rückte er denn den Franken hurtig und herzhaft auf den Leib und sprach, als er sie zu Gesicht bekam (wie Sigonius erzählt) zu den Seinigen: „Diese Franken werden des Krieges nicht eher müde werden, bis wir sie in einer offenen Feldschlacht niedergelegt haben. Darum muß es gewagt seyn. Wir müssen all unsre Kraft daran setzen, ihnen mit der Hülfe Gottes einen Schlag beizubringen: denn warum sollte Gott, da unsre Sache gut ist, nicht eher uns beistehen, als jenen andern? — Nicht an der Menge der Streiter ists gelegen zum Siegen, sondern die Tapferkeit thut dazu das Beste. Darum, ihr Erben des Muthes, wodurch unsre Altvordern

die Gepiden und Vandalen niedergelegt haben, nehmt heute wahr eurer Freiheit, eurer Ehre und der Wohlfahrt eures Leibes und Lebens wider jene unversöhnlichen Feinde, die nun schon seit funfzehn Jahren uns am Halse gehangen haben.“ — Darauf machte der freudige Held seine Schlachtordnung und ließ in die Trompeten stoßen. Beide Heere setzten grimmig an einander und kämpften eine Zeitlang ohne Wanken. Endlich aber brachen die Longobarden durch und zertrümmerten das fränkische Heer dergestalt, daß nur wenige gesund über die Alpen wieder nach Hause kamen und — wie Gregor von Tours, selbst ein Franke, eingesteht — eine blutigere Niederlage noch nie erlitten hatten.

Mit welchem Frohlocken wurde Autharich von seinen entzückten Longobarden begrüßt! — Aber zur Fülle seines Glückes sollte ihm nun auch noch ein anderer, schöner Siegespreis gereicht und damit ein Wunsch, welchen der wortbrüchige Childebert getäuscht und eben jetzo dafür den Lohn erhalten hatte, auf das Erfreulichste in Erfüllung gehen. Sein Herz sehnte unter den Bedrängnissen, die ihn stündlich umfingen, sich immer stärker nach einer Theilnehmerinn an seinen Schicksalen, deren Liebe ihn erquicken, trösten, stärken, und an deren Verwandten — da er nun einmal auf die Franken nicht weiter rechnen konnte — er noch überdem doch irgend eine auswärtige Stütze und, auf den Nothfall, einen

Rückhalt haben könnte. Und er wandte seinen Blick nach Bajoarien (Baiern), wo Herzog Garibalds Tochter Godelinde (oder Theudelinde; welches dasselbe bedeutet) damals durch Schönheit an Seele und Leib so berühmt war, daß der mächtige Frankenkönig Childebert selbst sie gern heimgeführt hätte, wenn nur dessen ränkevolle Mutter, die berüchtige Brunhild, nicht darwider gewesen wäre, weil sie vielleicht eine solche Schwiegertochter gefürchtet haben mag. Angeworben hatte er bereits um das schöne Fräulein und vorläufig einen guten Bescheid erhalten. Nun will er aber doch (589), obwohl unerkannt, mit eigenen Augen die Holdselige schauen. Er macht sich, als vorgeblicher, königlicher Gesandter, mit nur einem einzigen Begleiter auf den Weg, reitet bei Garibald ein, wird freundlich angenommen. Er bittet im Namen des Königs Autharich, daß es ihm vergönnt seyn möge, die Braut desselben anschaun zu dürfen, damit er seinem Herrn desto Gewisseres und Freudigeres erzählen könne. Diese Bitte wird ihm gewährt. Godelinde tritt hervor in die Halle und Autharich erstaunt ob ihrer Schönheit. Nachdem er mit stillem Entzücken sie lange angeschaut und sie ihm über alle Maaße wohlgefallen hat, spricht er zum Herzoge: „Weil wir eure Tochter so wohlgethan erblicken, daß wir sie mit Recht unserm Könige zur Gattinn wünschen, so bitten wir, daß sie, wenn es Eurer Großmächtigkeit gefällt, uns, wie sie auch

künftig thun wird, einen Becher Weins reiche und zutrinke*)." Und da der Herzog winkte (erzählt Paul Warnefried), daß es geschehen könne, nahm das Fräulein einen Becher Weins und trank zuerst dem Longobarden, welcher ihr der ältere schien, zu. Als sie nachher auch dem Autharich selbst — sie wußte aber nicht, daß dieser ihr Bräutigam sey — den Becher zugetrunken hatte, drückte er im Zurückgeben des Bechers, ohne daß es Jemand merkte, ihre Hand mit seinem Finger und glitt mit der rechten Hand über Stirn, Nase und Antlitz. Das züchtige Fräulein klagte mit Schaamröthe übergossen dieses ihrer alten Amme. Und diese erwiederte: „Wenn dieser nicht der König selbst und dein Bräutigam wäre, so hätt' er es sich überall nicht unterfangen, dich zu berühren. Aber laß uns schweigen, damit der Vater nichts erfahre: denn jener Mann ist es wahrhaftig werth, daß er ein König und dein Gemahl sey." Es war aber damals Autharich in voller Jugendblüthe, von stattlichem Wuchs, blonden Locken und überaus anmuthig anzuschauen. — Bald nachher wird er von dem alten Herzog mit gutem Geleit entlassen und macht sich geschwind über die Norischen Grenzen zurück. (Noricum aber — sagt Paul W. — wo damals die Bojoarier wohnten, grenzte im Mor-

*) s. deutscher Plutarch 1. Abthl. u. A. Seite 55.

gen an Pannonien, im Abend an Suavien, im Mittag an Italien, im Norden an die Donau.) Und als er den italischen Grenzen nahe gekommen ist und das bajoarische Geleit noch immer bei sich hat, richtet er sich hoch vom Roß auf, thut mit der kurzen Streitaxt, welche er führt, einen gewaltigen Hieb in einen harten Eichbaum und läßt die Axt darin stekken, sprechend: „Solchen Hieb pflegt Autharich zu thun!“ Da merkten die Baiern, wem sie Geleit gegeben hätten. — Den Franken aber war es überaus mißfällig, daß zwischen den Baiern und Longobarden durch Heurath der Fürsten eine Verbindung sollte gestiftet werden, wodurch beide stärker werden würden, als es den herrschsüchtigen Franken lieb war: Deßhalb kündigten sie dem Herzoge Garibald, um ihn zu schrecken, und die Heurath mit dem Longobardenkönige wieder rückgängig zu machen, straks Fehde an. Da ward aber Theudelinde (Gobelinde) erst recht froh, daß ein so starker Held ihr Bräutigam sey und meldete ihm, daß sie, sammt ihrem Bruder Gundoald, sich in seinen Schutz begeben werde. Auf diese frohe Nachricht zog Autharich seiner geliebten Braut alsbald mit stattlichem Gefolg entgegen und machte mit großer Pracht und Wonne (15 Mai 590) zu Sardin, oberhalb Verona, Hochzeit mit der Schönsten. Dann zog er freudig seinen Harnisch an, umgürtete sich mit dem Schwerte und nahm seine gute Streitaxt zur Hand: denn unter

zwanzig Herzögen schnaubten die Franken schon durch Graubündten, und durch Baiern, um dann wie Waldströme von den Alpen herab die italischen Gefilde zu überfluthen. Da es dieses Mal auch die Byzantiner unter ihrem neuen Feldherrn Romanus sehr ernstlich meinten, auf der rechten Seite des Po Modena eroberten, dann über den Fluß setzten und jenseits auch Mantua überwältigten, gerieth Autharich in eine doppelte Gefahr: denn er konnte nun von seinen östlichen Landschaften (Venedig und Friuli) abgeschnitten werden und obenein zwischen den Byzantinern einer Seits und den Franken anderer Seits in ein verderbliches Gedränge gerathen. Unter so mißlichen Umständen hielt Autharich Vorsicht für das höchste Gesetz. Er hoffte, daß der erste, wilde Ungestüm der ungeduldigen Franken sich schon an den Mauern seiner festen Städte und Burgen brechen und sich während dessen manche Gelegenheit finden sollte, ihnen mit Sicherheit empfindliche Streiche beizubringen, wornach dann, wenn sie an Kraft und Muth verloren hätten, entweder eine Schlacht gewagt oder mit Vortheil unterhandelt werden könnte. Deßhalb gab er seinen Herzögen den Befehl, daß jeder sich in den ihm anvertraueten Festen inne halten und nur bei guter Gelegenheit jezuweilen durch Ausfälle an die Franken machen sollte. Den Kern der Longobarden hatte er selbst in Pavia, dem damaligen Königssitze, um sich versammelt.

Trotz diesen weisen Vorkehrungen ließen die Sachen sich für Autharich anfangs fast übel an, besonders dadurch, daß einige seiner Herzöge, sey es nun aus gänzlichem Verzagen an der Rettung des Reiches oder durch schändliche Bestechlichkeit geschehen, die ihnen anvertrauten Festungen den Feinden übergaben; nämlich Minulf die Inseln im Lago maggiore; Gandulf und Valvarich die Festen Bergamo und Trevigio. Da auf diese Weise an beiden Enden des Landes, im Westen und Osten, fester Fuß gewonnen war, ergoß nun der Feind sich mit einem Mal über die ganze, dazwischen liegende, lombardische Ebene, um durch einen raschen Griff Alles hinwegzuraffen. Aber auf diese Unbesonnenheit hatte Autharich nur gewartet: denn sobald das fränkische Heer sich in einzelne Raubschwärme zertheilt hatte, ließ er aus allen nächstgelegenen Festungen kräftige Ausfälle machen und versetzte den Vereinzelten je unvermuthetere, desto verderblichere Streiche. Und als nun Muth und Kraft bei ihnen dadurch sehr geschwächt, bei den Seinigen aber sehr vermehrt worden war, rückte er mit dem Kern seiner Macht hinaus ins Freie und bezog unweit Mailand, hinter dem Ceresischen See, da, wo ein zwar nicht eben breiter, aber sehr tiefer Fluß demselben entströmt, ein festes Lager, in Hoffnung, daß wenn die Franken, ihrer Gewohnheit nach, hier mit unbesonnener Hitze ihn anlaufen würden, er ihnen eine schwere Niederlage

beibringen könne. Aber diese Hoffnung, so gut gegründet sie seyn mochte, wurde ihm dennoch durch einen unvorhergesehenen Zufall gänzlich vereitelt. Denn als die Franken auf die Nachricht von Autharichs Hervorrücken sogleich voll Kampflust herbeieilten und an den besagten Fluß kamen, der annoch beide Heere schied, trat ein kecker Longobarde an das Ufer hervor, schwang die Hellebarde und rief: „Dieser Tag wird anzeigen, wem Gott den Sieg beschieden habe, uns oder euch!“ — Und siehe! in demselben Augenblick wird er von einem Franken, der durch Schilf und Gebüsch des Flusses sich herangeschlichen hat, niedergeschlagen. Das däucht den Longobarden ein Zeichen böser Vorbedeutung, und Autharich darf es deßhalb nicht wagen, an dieser Stelle, wie günstig sie übrigens auch seyn mag, den Angriff der Franken, was er gern gethan hätte, abzuwarten. Er führt, ohne daß es die Franken merken, sein Heer heimlich und geschwind nach Pavia zurück, um dort seinen Vortheil in Sicherheit abzuwarten. Die Feinde aber begeben sich, da sie die Longobarden nicht mehr am jenseitigen Ufer antreffen, nach ihrer alten Stellung auf den Höhen von Mailand zurück: denn sie befürchten, Autharich sey bloß deßhalb abgezogen, um sie, wie er oft gethan, hinter sich her in einen Hinterhalt zu locken. Das zwar geschieht nun nicht; aber durch rastlose Ausfälle aus allen umliegenden Städten und Burgen, wodurch

sie unsäglichen Schaden erleiden und bald nicht mehr wissen, woher sie die tägliche Nahrung nehmen sollen, macht der König sie so mürbe, daß sie nun an nichts weiter denken, als an einen sichern Abzug. Die Byzantiner sind außer sich, als sie den Beschluß der Franken erfahren. Gesandte des Exarchen eilen herbei und beschwören die Herzöge nur noch drei Tage zu warten, so werde das byzantinische Heer aus Ravenna heran seyn, den Longobarden in den Rücken fallen, Pavia erobern helfen und den Franken wieder freies Feld schaffen.“ Die drei Tage gehen hin. Die Byzantiner bleiben aus: Denn sie sind weit vom Kampfplatze entfernt und haben, während die Franken mit der longobardischen Hauptmacht bei Pavia kämpfen sollen, unterdessen für sich die schöne, östliche Landschaft von Mantua bis Istrien auf eine leichte Weise erobern wollen. Unter den Franken richten Ruhr und andere Seuchen bei übler Kost und Witterung mit jedem Tage schrecklichere Verheerungen an. Sie dürfen nicht länger säumen, wenn sie nicht alle mit einander in der Lombardei zu Grabe gehen wollen. Deßhalb packen sie, sobald nur ein zehnmonatlicher Waffenstillstand mit Authari zu Stande gekommen ist, eiligst auf und schleppen sich unter unsäglichen Mühseligkeiten, unter Hunger und Kummer wieder heim.

Den günstigen Augenblick rasch ergreifend, beschließt Authari unverweilt einen raschen Zug

bis

bis an das südliche Ende Italiens, um sich im Rücken für die Zukunft Sicherheit und freies Feld zu schaffen. Eben jetzo kann es ihm am leichtesten gelingen, auch das mittlere und untere Italien seinen unversöhnlichen Feinden, den Byzantinern, zu entreißen, weil sie während des Frankenkrieges ihre ganze Macht nach Oberitalien hinaufgezogen haben. Mit Blitzesschnelle durchfliegt er das südliche Italien, erobert Benevent und Spoleto, schafft daraus zwei neue, longobardische Herzogthümer, und als er bei Reggio, Sicilien gegenüber, angelangt ist, wo (wie Paul Warnefried, dessen Zeitordnung der Begebenheiten wir hie folgen) eine Säule im Meer steht, sprengt er durch die Wellen auf seinem Roß heran, berührt sie mit der Lanzenspitze und ruft: „Bis hieher reicht der Longobarden Herrschaft!“ weßhalb diese Säule von der Zeit an „Autharichs Säule“ geheißen worden ist.

Um sein Reich aber für die Zukunft trefflich zu befestigen, beschäftigt Autharich von jetzt an sich besonders mit zwei Werken, deren eines ihm mißlingt, das Andere glückt. — Nicht gelingen wollte es ihm, die katholische Geistlichkeit innerhalb seines Gebietes zu seinem, dem arianischen Glaubensbekenntniß, herüberzuziehen, wodurch, wenn es gelungen wäre, er allerdings den großen Vortheil erlangt hätte, die Verbindung eines großen Theils seiner italischen Unterthanen mit seinen gefährlichen Feinden in Rom, Ravenna und Konstantinopel abzuschneiden und in gött-

lichen und weltlichen Dingen unter den Seinigen eine für das Reich höchst vortheilhafte Einigkeit zu schaffen. — Pabst Gregor, der Große, giebt im siebzehnten des ersten Buches seiner Briefe von diesem mißlungenen Unternehmen Autharichs gar zornig Nachricht; er meldet, daß dieser „nefandissimus" im Jahr 590 zu Ostern verboten habe, die Kinder orthodoxer (röm.-kathol.) Longobarden in diesem orthodoxen Glauben zu taufen, deßhalb nun aber auch bald nachher von Gott plötzlich getödtet sey. Er fordert alle Bischöfe Italiens auf, die Longobarden zu ermahnen, daß selbige ihre bereits arianisch getauften Kinder zu dem katholischen Glauben überführen und sie dadurch vor der damals herrschenden Seuche, der rothen Ruhr, bewahren sollen. — Besser glückte dem Könige das zweite Werk, — die Aussöhnung mit den furchtbaren Franken, womit Paul Warnefried dieses ruhmwürdigen Königs Geschichte, so wie der König selbst hiemit die Reihe seiner glorreichen Werke beschließt. — Er wandte sich mit großer Weisheit gerade an den von den mehreren Enkeln und Urenkeln Klodwigs, worunter damals das Frankenreich zertheilt war, welcher durch wohlwollende Gesinnungen sich vor den Uebrigen auszeichnete, nämlich an Gunthram, dessen Gebiet sich von Orleans aus über das südliche Frankreich und das ehemalige Burgund erstreckte, und also mit der Lombardei grenzte. Wenn es Autharich gelang, diesen

König Gunthram zum Freunde zu gewinnen, so hatte er in Zukunft, unerachtet aller Aufhetzungen*) des byzantinischen Kaisers Moriz und seines Exarchen Romanus, auch von dem argen Childebert II., dem Spielwerke der bösen Mutter Brunhild, nicht eben mehr viel zu fürchten: denn Childebert (der austrasische König) durfte dann die Freunde seines reichen und mächtigen Oheims Gunthram, von dem er einmal zum Erben eingesetzt zu werden hoffte, nicht ferner beleidigen und bedrängen. An Gunthram also schickte Authari seine Gesandten, ließ ihm vorstellen, wie ihre beiderseitigen Verfahren immerdar gute Freunde und Bundesbrüder gewesen seyen und auch er es gern dabei erhalten wole: darum möchte doch Gunthram sich bei seinen Mitkönigen des Frankenreichs ins Mittel schlagen, daß die Longobarden endlich Frieden bekämen. Alsdann würden beide verbrüderte Völker, wenn es nöthig wäre, einander desto baß gegen alle Fremden helfen können, und ihre Widersacher, wenn sie wüßten, daß zwei so mächtige und tapfere Völker sich vereinigt hätten, würden in demselben Maaß erschreckt werden, wie sie jetzo durch die annoch obwaltenden Zwiste unter den Deutschen erfreuet würden." Gunthram nahm die Gesandten und ihre Vorstellungen

*) Sie sind zu lesen in Muratori's Geschichte von Italien. Th. 3. Seite 598.

freundlich auf und ertheilte ihnen den Bescheid: „Er müsse über diese wichtigen Dinge sich zuvor mit seinem Neffen Childebert berathen. Was da beschlossen würde, wolle er dann sogleich dem Könige der Longobarden melden.“ Uebrigens gab er den longobardischen Gesandten den Rath, nun unverweilt auch zu Childebert zu reisen und ihr Gesuch vorzutragen und geleitete sie, damit sie desto bessere Aufnahme finden möchten, durch ein Empfehlungsschreiben.

Während diese Unterhandlungen (590) eben im besten Gange waren, wurde Authârich in der vollen Blüthe seiner Jahre ganz unvermuthet durch eine Krankheit hinweggenommen, bei welcher Manche ein heimliches Gift, das ihm von seinen Feinden beigebracht worden sey, haben ahnen wollen.

Glücklicherweise aber kam das Friedenswerk dennoch nicht ins Stocken: denn Childebert nahm die neuen Gesandten, welche Königinn Theudelinde, einst, wie oben gemeldet ist, jenes Frankenkönigs sehr geliebte Braut, nun mit flehentlichen Bitten um Frieden zu ihm eilen ließ, sehr huldreich auf und beurlaubte sie mit freundlichen Worten, schönen Grüßen und den besten Hoffnungen. Auch kam in der That nicht lange nachher ein so dauerhafter Friede zu Stande, daß erst nach hundert und vier und sechszig Jahren er zum ersten Male wieder unterbrochen wurde; nämlich zu der Zeit, wo in Frankreich das alte Mero-

wingische Königsgeschlecht durch den Oberhofmeister Pipin von Heerstall, mit Hülfe des römischen Bischofs Zacharias vom Thron gestürzt und jener Pipin hinaufgestiegen war. Der nahm dann aus Dankbarkeit die römischen, nach Vergrößerung ihrer Herrschaft strebenden Bischöfe oder Päbste von Rom gegen die Longobarden-Könige in seinen mächtigen Schutz, und so begannen mit dem Jahre 754 jene neuen Züge der Franken gegen die Longobarden, und endeten nicht eher, als bis im Jahr 774 das Reich derselben umgestürzt worden war.

Berichtigungen und Nachträge.

Seite 12.	Zeile 4.	l. Hjongnu.
— 36.	— 7.	l. Theodosius.
— 37.	— 14.	l. Mine.
— 51.	— 23.	l. dürstend, dieser u. s. w.
— 57.	— 24.	l. Wogengetöse.
— 77.	— 9.	l. macht Cerdik u. s. w.
— 80.	— 12.	l. Medrawd.
— 81.	— 5.	fällt Comma hinter Karls hinweg.
— 101.	— 13.	hinter hat kein Semicolon, sondern Comma.
— 115.	— 12.	l. Narses, statt Marses.
— 118.	— 6.	l. Arianern, statt Arianen.
— 124.	— 2.	l. Isonzo.
— 143.	— 16.	l. soll, statt solle.
— 146.	— 10.	l. geistigen, statt geistlichen.
— 148.	— 20.	l. vermißt, statt vermischt.
— 150.	— 7.	l. seyn, statt sey.
— 151.	— 3.	l. müsse, statt mußte.

Außer den im Text und unter demselben bereits genannten Schriften sind benutzt worden: Mascou's Gesch. d. Teutschen; Zanetti del regno de Longobardi in Italia memorie. (Venedig 1753); H. Ludens allg. Gesch. d. Völker und Staaten. 2. Th. 1ste Abth. (Jena 1821); Sismondi histoire des republiques Italiennes du moyen age. (Zürich 1807.)

Halle,
gedruckt in der Buchdruckerei des Waisenhauses.

University of
Connecticut
Libraries

39153028591347